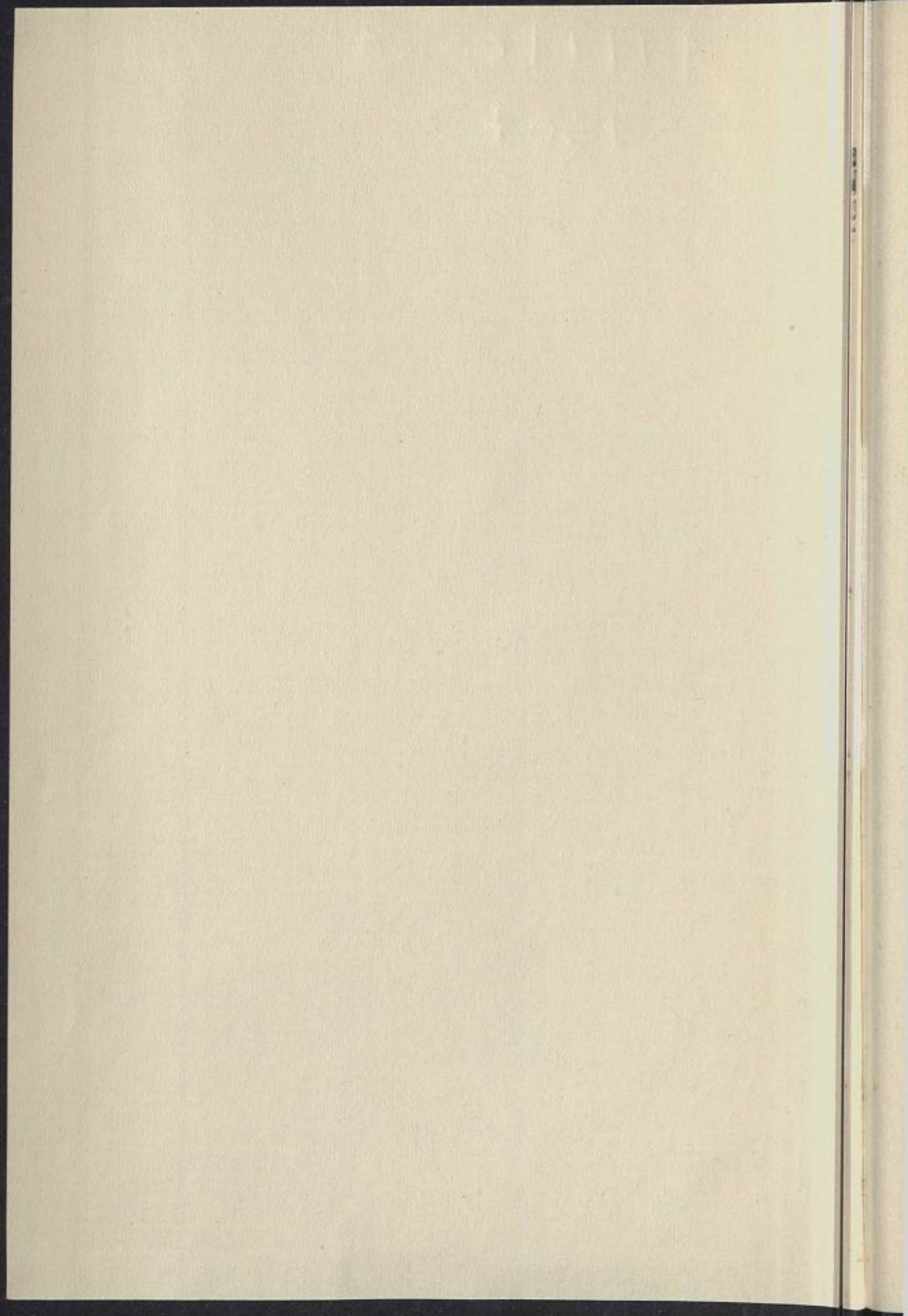




A11712-56

51307



Albert Hahl / Gouverneursjahre in Neuguinea

Geols.

Febr. 1937

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header, which is very faint and difficult to read.

Handwritten text in the upper left quadrant, appearing to be a list or set of notes. The text is very faint and illegible.

Gouverneursjahre
in
Neuguinea

Von

Dr. Albert Hahl

ehemaligem Gouverneur von Deutsch-Neuguinea



Grundsberg Verlag Föllmer & Esser / Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Einband und Umschlag: Friedrich Harnisch, Berlin

Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig

Copyright 1937 by Grundsberg Verlag Köllmer & Esser G.m.b.H., Berlin

Vorwort

Ich habe nicht eine Geschichte Deutsch-Neuguineas in seiner deutschen Zeit geschrieben, ich gebe auch keine Tagebuchblätter wieder. Ich habe versucht durch die Darbietung von Erlebnissen und Ereignissen in bunter Folge, ohne erschöpfend zu sein, die Aufgaben näherzubringen, deren Lösung uns in den dreißig Jahren unserer Herrschaft in Spannung hielt. Für die Entwicklung eines tropischen jungfräulichen Gebietes sind Klima, Boden und Menschen in erster Linie bestimmend. Für Neuguinea stand und steht heute noch das Problem der Bevölkerung im Vordergrund. Der Zusammenprall zweier Kulturen, der unsrigen und der des Menschen der Steinzeit, mußte notwendig Erschütterungen und Reibungen bewirken. Ihre Abwendung war zwingendes Gebot, die zuträgliche Form mußte gefunden werden. Von dem Erfolge hing jedes Ausgreifen ab, sei es für die wirtschaftliche Durchdringung, sei es für die kulturelle Erschließung des Inselreiches. Ich durfte im Lauf der Erzählung vieler tapferer und selbstloser Helfer und Mitarbeiter gedenken, sie alle zu nennen ist unmöglich.

Möchte das Büchlein in seiner gedrängten Gestalt die Erinnerung an die vergangene deutsche koloniale Zeit beleben und vertiefen.

Dr. Albert Hahl

The first thing that I noticed when I stepped out of the plane was the humidity. It was a warm, sticky embrace that I had never experienced before. The air was thick with the scent of tropical flowers and the distant call of birds. I had heard that the weather was perfect, but I didn't realize how perfect it would be. The sun was shining brightly, and the colors of the landscape were vibrant and alive. I had heard that the people were friendly, and I was right. The smiles were genuine, and the hospitality was warm. I had heard that the food was delicious, and I was right. The flavors were bold and exotic, and the presentation was beautiful. I had heard that the music was great, and I was right. The rhythms were infectious, and the melodies were soulful. I had heard that the culture was rich, and I was right. The traditions were ancient, and the customs were fascinating. I had heard that the people were hardworking, and I was right. They were dedicated to their craft, and their passion was evident in everything they did. I had heard that the people were generous, and I was right. They were always willing to help, and their kindness was a true gift. I had heard that the people were resilient, and I was right. They had overcome so many challenges, and their strength was a true inspiration. I had heard that the people were brave, and I was right. They had fought for their freedom, and their courage was a true example. I had heard that the people were wise, and I was right. They had learned so much from their experiences, and their wisdom was a true treasure. I had heard that the people were kind, and I was right. They were always willing to listen, and their empathy was a true blessing. I had heard that the people were honest, and I was right. They were always telling the truth, and their integrity was a true virtue. I had heard that the people were loyal, and I was right. They were always standing by their friends, and their loyalty was a true bond. I had heard that the people were brave, and I was right. They had fought for their freedom, and their courage was a true example. I had heard that the people were wise, and I was right. They had learned so much from their experiences, and their wisdom was a true treasure. I had heard that the people were kind, and I was right. They were always willing to listen, and their empathy was a true blessing. I had heard that the people were honest, and I was right. They were always telling the truth, and their integrity was a true virtue. I had heard that the people were loyal, and I was right. They were always standing by their friends, and their loyalty was a true bond.

I had heard that the people were brave, and I was right. They had fought for their freedom, and their courage was a true example. I had heard that the people were wise, and I was right. They had learned so much from their experiences, and their wisdom was a true treasure. I had heard that the people were kind, and I was right. They were always willing to listen, and their empathy was a true blessing. I had heard that the people were honest, and I was right. They were always telling the truth, and their integrity was a true virtue. I had heard that the people were loyal, and I was right. They were always standing by their friends, and their loyalty was a true bond.

Die ersten Jahre

Im frühen Morgengrauen des Neujahrstages 1896 lief der Dampfer „Stettin“ des Norddeutschen Lloyd in Friedrich-Wilhelmshafen ein und weckte die Bewohner mit einem lauten Böllerschusse aus dem Schlummer. Es wurde lebendig in den unter Palmen versteckten Häusern und am Ufer. Ein Boot stieß ab, bemannt mit einem Europäer und sechs farbigen Ruderern. Die Hafenbehörde in Gestalt des Polizeimeisters begrüßte das Schiff, das die ersehnte Heimatpost und verspätete Weihnachtsgeschenke brachte. Die Formalitäten des Zoll- und Gesundheitsdienstes waren bald erledigt. Den Reisenden stand, nachdem der Dampfer an der Landungsbrücke angelegt hatte, der Weg in das Land ihrer Zukunft offen. Die Dampferlinie, von Singapore über Batavia laufend, berührte in achtwöchentlicher Folge die wichtigsten Niederlassungen des Schutzgebietes und stellte die für die Zufuhr und den Personenverkehr notwendige Verbindung mit der Außenwelt her. Ein durchgehender Verkehr bestand nicht, da der Dampfer im Bismarck-Archipel umkehrte. Die Zahl der Reisenden war daher bescheiden.

Vor sechs Monaten hatte ich mich von der Kgl. Bayerischen Regierung, Kammer des Innern, in Bayreuth, wo ich als Assessor tätig war, verabschiedet. Ich war auf Grund

meiner Bewerbung in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes einberufen worden. Meine Tätigkeit in Berlin galt der Vorbereitung für den Dienst in Ostafrika. Aber in Herbertshöhe war der Kaiserliche Richter, mein Vorgänger, dem Klima nicht gewachsen, er mußte die Heimreise antreten. Der Reichskanzler übertrug mir die erledigte Stelle. Die sonst übliche Zeit der Vorbereitung für die koloniale Tätigkeit erfuhr dadurch eine starke Kürzung. So kam es, daß ich, statt später nach Ostafrika zu reisen, nun in Neuguinea landete. Der Kaiserliche Richter in Herbertshöhe war der einzige Beamte des Reiches im Lande. Die Stelle war geschaffen worden, um die Unabhängigkeit der Rechtspflege von dem Einflusse der Landesherrin, der Neu Guinea Compagnie, auch nach außen sichtbar werden zu lassen. Mit Genehmigung des Reichskanzlers hatte die Neu Guinea Compagnie mir auch die Führung der öffentlichen Verwaltung für das Gebiet meiner Tätigkeit, Bismarck-Archipel und Salomo-Inseln, übertragen.

Außer mir befanden sich noch an Bord der in die Dienste der Neu Guinea Compagnie tretende Arzt Dr. Kurt Danneil und der von der Akademie in Budapest entsandte Ethnologe Biro Lafos. Um neun Uhr meldeten wir uns bei dem stellvertretenden Landeshauptmann der Neu Guinea Compagnie, Korvettenkapitän a. D. Rüdiger. Der freundliche Empfang, verbunden mit einer kurzen Erörterung der augenblicklichen Lage und der Aufgaben in meinem Amtsbereich, ging rasch vorüber. Es blieb somit Zeit, des Landes Hauptstadt, von den Einheimischen Ma-

dang genannt, zu besichtigen und Besuche abzustatten. Die dem Urwald von der Küste her abgerungene Fläche umfaßte etwa fünfzig Hektar. Sie war mit Kokospalmen bestanden und von sauber gehaltenen Wegen durchzogen. Die Häuser der Europäer und die Geschäftsräume lagen am steil abfallenden Korallenstrand, die Behausungen der Arbeiter und Polizisten zogen sich am Rande des Waldes hin. Die gesamte Anlage machte einen freundlichen Eindruck. Bei der Enge des Raumes war das Feld in kurzer Zeit überholt, Straßen oder gebahnte Pfade in den undurchdringlichen Urwald gab es nicht. Damit blieb nur übrig, dem offenen Verkehrsweg der Kolonie sich zuzuwenden - der Wasserstraße. Ein Polizeiboot führte meine Mitreisenden und mich nachmittags nach der im Hafen liegenden Insel Siar, dem Hauptsitze der Rheinischen Mission und der Stätte des Europäerkrankenhauses. Wir wurden vom Missions senior Bergmann und im Krankenhause von der Schwester Auguste Herzer und dem Arzte Dr. Otto Dempwolff freundlich willkommen geheißen. An diesen Besuch schloß sich eine Fahrt den Jombafluß aufwärts an, in der Absicht, womöglich zur Stätte der früheren Tabakpflanzung in der Jomba-Ebene zu gelangen. Dort war ein recht guter Deckblatt-Tabak gezogen worden. Man hatte aber das unmittelbare Hinterland von Friedrich-Wilhelmshafen für die Pflanzungswirtschaft aufgegeben, um sich dem Gebiete der Astrolabe-Bucht zuzuwenden, weil man die Ebenen von Erima und Stephansort günstiger für den Anbau hielt als das durch die Nähe der Küstenberge begrenzte Gebiet einwärts Friedrich-Wilhelms-

hafen. Die Flußfahrt fand ein rasches Ende, da die Fahrtrinne durch Baumstämme gesperrt war. Irgendein freundlicher Pfad, der ein weiteres Vordringen zu Lande eröffnet hätte, fand sich nicht.

Am Morgen ging es mit dem Dampfer weiter nach der Reede von Stephansort, dem Sitze der Astrolabe Compagnie, einer Tochterunternehmung der Neu Guinea Compagnie. Hier nahm ich zum ersten Male Einblick in einen großangelegten und wohlgeordneten Pflanzungsbetrieb. Es waren etwa zweitausend Arbeiter beschäftigt: zu je einem Drittel Chinesen, Malaien und Melanesen. Die Leitung lag in erfahrenen Händen, die gesamten Anlagen und die Ordnung des Betriebes konnten musterzüglich genannt werden. Aber die Schwierigkeiten, die schließlich zur Umstellung des Unternehmens führten, wird später zu sprechen sein. In dem Stranddorfe Bogadsim an der Reede von Stephansort war die Rheinische Mission unter der Leitung von Missionar Hoffmann tätig, in dessen Hause es zu einer Aussprache über die Hemmnisse des Kultur- und Missionswerkes durch die Veranlagung der Eingeborenen und durch die weitreichende Sprachzersplitterung kam. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ der Dampfer den gastlichen Ort, an dem sich Biro Lasos für seine Forschungen niederließ.

Im Verlauf der Reise wurde noch die Bucht von Simbang bei Finschhafen berührt zur Postabgabe an die Neuendettelsauer Mission. Von einem Höhenzuge herab grüßte als freundliches Wahrzeichen eines mutvollen Ausgreifens das Haus der Missionsstation auf dem Sattel-

berg. Finschhafen, benannt nach dem Forschungsreisenden Dr. Finsch, war die erste von der Neu Guinea Compagnie im Jahre 1886 gegründete Niederlassung in Kaiser-Wilhelms-Land gewesen, dem deutschen Teile der großen Insel Neuguinea. Der Landeshauptmann hatte dort seinen Sitz gehabt. In den Jahren 1889 und 1890 traten indessen schwere Krankheiten auf, die zahlreiche Opfer forderten. Die Niederlassung wurde daher preisgegeben und verlassen.

Mit dem Abschiede von den Missionaren in Simbang war die Fahrt der Küste Neuguineas entlang zu Ende gediehen. Der Dampfer wandte sich nordwärts nach den Inseln des Bismarck-Archipels, meinem engeren Reich. Am 14. Januar wurde die Reede von Herbertshöhe an der äußeren Blanchebucht auf der Gazelle-Halbinsel berührt, das Hauptquartier der Neu Guinea Compagnie im Bismarck-Archipel, für mich und Dr. Danneil das Ziel der achtwöchigen Reise seit der Einschiffung in Genua. Die Gazelle-Halbinsel bildet die nördlichste Gliederung der Insel Neupommern. In der Flächenausdehnung kommt diese etwa der Größe von Baden und Rheinpfalz gleich.

Ich übernahm noch am Tage der Ankunft die Geschäfte aus den Händen des Stationsleiters der Gesellschaft, des Herrn Mende. Die „Stettin“ lief nach der Löschung ihrer Ladung noch weiter nach dem Hafen von Matupi, Sitz der Firma Hernsheim & Co. Ich folgte dorthin am nächsten Tage in einem Ruderboot, bemannt mit fünf Melanesen. Meine erste größere Bootsfahrt über See verlief angenehm. Die See war glatt, ein Sonnensegel verlieh einigen Schatten. In Matupi bestieg ich wieder den Dampfer

und fuhr mit ihm noch nach dem Hafen von Miofo in der Neulauenburg-Gruppe, der Gazellehalbinsel nördlich vorgelagert. Dort hatte eine Zweigniederlassung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln ihren Sitz. Von da lief das Schiff wieder in Herbertshöhe vor zur Übernahme der Post und wendete dann den Kiel wieder Singapore zu. Für acht Wochen blieben damit die Inseln von der Außenwelt abgeschnitten und sich selbst überlassen.

Mit dem Besuche von Natupí und Miofo hatte ich nun, abgesehen von den kleinen Faktoreien im Aushafen im nördlichen Neumecklenburg, während der Ausreise nach dem Orte meiner Bestimmung alle vorhandenen Ansatzpunkte der bisherigen Entfaltung berührt. Sie war im Umriss die folgende gewesen: Adolf von Hansemann, Chefinhaber der Disconto Gesellschaft, wurde durch seine Bemühungen um die Stützung des Hamburger Hauses Johann Cesar Godeffroy mit der Inselwelt des Stillen Ozeans vertraut. Frankreich und England hatten sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Besitz der wertvollsten Teile gesetzt. Für einen Zugriff lagen nur noch die Inselgruppen des nordwestlichen Gebietes, die Melanesischen Inseln, offen. In Deutschland hatte die koloniale Bewegung eingesetzt. Im Einvernehmen mit Freunden in Hamburg und Bremen rüstete Herr von Hansemann ein besonderes Unternehmen aus, das unter Führung des Professors Dr. Finsch und des Kapitäns Dallmann in den Jahren 1884/85 die Inseln bereiste und durch den Abschluß weit ausgreifender Landerwerbsverträge die Grund-

lage für eine Besitznahme der im Verkehr der Völker als herrenlos zu betrachtenden Inselgruppen schuf. Dr. Finsch hat in seinem schönen Buch „Samoa-Fahrten“ diese Reisen und ihre Ergebnisse packend geschildert. In den Jahren 1884/86 wurde durch die Flaggenhissungen der Kriegsschiffe „Elisabeth“ und „Hyäne“ auf Kaiser-Wilhelms-Land, dem Bismarck-Archipel, den Karolinen und Marshallinseln und den Salomoinseln die Besitzergreifung durchgeführt, die ihre Anerkennung und Abgrenzung durch besondere Vereinbarungen mit England, Holland und Frankreich erfuhr. Der Streit mit Spanien um den Besitz der Karolinen wurde durch den Schiedspruch des Papstes Leo des Dreizehnten im Jahre 1887 zugunsten Spaniens entschieden. Durch die kaiserlichen Schutzbriefe vom 17. Mai 1885 und 13. Dezember 1886 wurde die Neu Guinea Compagnie zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter der kaiserlichen Oberhoheit ermächtigt. Die Marshallinseln wurden einer besonderen kaiserlichen Verwaltung unterstellt.

Die Neu Guinea Compagnie ging mit Umsicht und Aufwendung erheblicher Geldmittel an die Erfüllung ihrer Pflichten als Trägerin der Hoheit über das Schutzgebiet. Allen Maßnahmen konnte eine Auswirkung zum besten des Landes nur dann beschieden sein, wenn sie auf einer guten Kenntnis des Gebietes und seiner Bewohner beruhten. Damit hob das großzügig eingeleitete und von den ausersehenen Kräften mit Eifer geführte Werk der Forschung an, das in dreifacher Richtung geleitet wurde. Der erste Landeshauptmann, Admiral Freiherr von Schleinitz,

der bereits 1874 als Befehlshaber des Kreuzers „Gazelle“ der Erkundung der Küsten und damit der Erdkunde wesentliche Dienste geleistet hatte, war tätig zur Festlegung des Küstenverlaufs von Kaiser-Wilhelms-Land und Neupommern. Die Geographen und Vermessungsbeamten Schrader, Hollrung, Schneider, Hunstein widmeten sich der Aufschließung des Landes. Die Beeinflussung der Eingeborenen und die wirtschaftliche Nutzbarmachung wurde durch die Anlegung von Stationen versucht, außer Finschhafen, dem Sitze des Landeshauptmannes, noch Constantinhafen, Hatsfeldhafen und in der Neulauenburg-Gruppe Kerawara. Unter dem zweiten Landeshauptmann, Geh. Oberposttrat, später Staatssekretär Krätke, wurden diese Arbeiten fortgeführt, bis sie mit der Erkundung des Gogolflusses durch Dr. Karl Lauterbach im Jahre 1890 zunächst ihren Abschluß fanden. Wissenschaftlich, namentlich für die Landes- und die Volkskunde, war eine Fülle von Aufschlüssen und Kenntnissen geschaffen worden. In wirtschaftlicher Hinsicht waren bemerkenswerte Beobachtungen nicht zutage getreten, jedenfalls war festgestellt, daß einem raschen Zugriff offenliegende Schätze des Bodens oder der Pflanzenwelt sich nicht darboten. Die Neu Guinea Compagnie sah sich damit vor die Notwendigkeit gestellt, die wirtschaftliche Entfaltung im Wege des Handels mit den Eingeborenen und eines geordneten Anbaues in eigener Rechnung zu versuchen. Die Überleitung in dieses neue Feld der Tätigkeit lag in den Händen des Reichskommissars Fritz Rose, des Landeshauptmanns Schmiele und der Administratoren Kurt von Hagen und Hubert Geisler. Die

wissenschaftliche Durchdringung des Landes kam bis auf weiteres zu einem Stillstand.

Kaiser-Wilhelms-Land war bis zur Flaggenhissung von europäischem Einflusse unberührt geblieben, bildete mithin ein völliges Neuland für jede Einwirkung von unserer Seite. Im Bismarck-Archipel war eine gewisse Entwicklung bereits vorhanden. Im Jahre 1875 hatte die Australasisch-Wesleyanische Methodisten Gesellschaft für ihr Missionswerk in der Neulauenburg-Gruppe im Hunterhafen unter George Brown festen Fuß gefaßt. Bald darauf, im Jahre 1878, überraschte ein Franzose, Marquis de Ray, seine Mitwelt durch die Kundgebung, daß er in Melanesien eine freie Kolonie gegründet habe. Auf dem Papier hatte er sich die Inseln, die wir später unter dem Namen Bismarck-Archipel zusammenfaßten, und andere angeeignet. Der Sitz des Gouverneurs wurde nach Port Breton (Metelik) im Süden von Neumecklenburg gelegt. In den Veröffentlichungen wurde zur Zeichnung von Aktien für die zu gründenden Unternehmungen aufgefordert. Mit der Einzahlung der Beträge wurden Ansprüche auf Landzuteilung erworben. Drei Schiffe landeten gutgläubige Kolonisten in der Wildnis von Metelik. Bis auf etwa sechzig Menschen erlagen sie dort rasch dem Hunger und den Krankheiten. Der Rest rettete sich nach Mioko und wurde von dort nach Australien überführt. Mit dem letzten Schiffe waren auch zwei Priester des Ordens vom Heiligsten Herzen Jesu in das Land gekommen. Sie blieben zurück und setzten sich in Nondup auf der Gazellehalbinsel fest. Aus dieser mutigen Tat erwuchs dann das

Werk der Missionsgesellschaft vom Heiligsten Herzen Jesu in Hilstrup. Auch ein Belgier Mouton und sein Sohn Octave folgten nicht ihren Leidensgefährten nach Australien, sondern machten sich in Kinigunan an der Blanchebucht festhaft und waren erfolgreich in Handel und Pflanzung tätig.

Der erste deutsche Kaufmann, Eduard Hernsheim, hatte sich Ende der siebziger Jahre auf der Insel Makada in der Neulauenburg-Gruppe niedergelassen, war aber von da bald nach dem Inselchen Matupi in der Blanchebucht übergesiedelt. Aus diesem Unternehmen erwuchs die Firma Robertson & Hernsheim, später dann Hernsheim & Co. Die Zweigniederlassung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in Miofo diente vornehmlich den Zwecken der Anwerbung für die Pflanzungen in Samoa. Die Firma E. E. Forsayth war in Kalum an der Blanchebucht festhaft geworden und betrieb außer Handel auch noch die Anlage von Kokospalmpflanzungen. Die drei genannten Häuser unterhielten bescheidene Handelsniederlassungen auf der Nordküste der Gazellehalbinsel und im nördlichen Neumecklenburg, ebenso auf den kleinen, den Salomoinseln und Neumecklenburg vorgelagerten Atollen. Die auf der Insel Kerawara im Jahre 1887 errichtete Station der Neu Guinea Compagnie war 1891 nach Herbertshöhe an der Blanchebucht verlegt worden, um dort dem Handel und dem Pflanzungsbetriebe zu dienen.

Mit dieser kurzen Aufzählung ist die Ausbreitung europäischen Einflusses und europäischer Wirtschaft im Bismarck-Archipel um das Jahr 1896 erschöpft. Der Weg,

den diese zum Teil recht bescheidenen Niederlassungen beschritten hatten, war mit Blut besprengt, denn es ist kaum eine von ihnen von Angriffen und Zerstörung seitens der Eingeborenen verschont geblieben. Die letzten größeren Kämpfe hatten sich auf der Gazellehalbinsel abgespielt. Eine Erhebung der Eingeborenen im Hinterlande von Herbertshöhe gegen das Vordringen der Pflanzungen hatte nur durch den Eingriff eines Kriegsschiffes nach Landung und Verwendung seiner Mannschaft gedämpft werden können. Im Herbst 1895 waren alte Fehden der Eingeborenen auf der Nordküste der Gazellehalbinsel neu ausgebrochen, die versuchte Gefangennahme des Führers Torondiat war mißglückt; es hatte sich herausgestellt, daß die kleine Polizeitruppe dieser Aufgabe gegenüber den starken Stämmen nicht gewachsen war. Es war also, um kurz zusammenzufassen, keine erfreuliche Lage, in die ich mit der Geschäftsübernahme in Herbertshöhe versetzt worden war. Zunächst stattete ich meine Besuche ab.

Ein gut gehaltener schattiger Weg führte durch die Pflanzung der Neu Guinea Compagnie nach Dunapope, der Hauptniederlassung der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu und dem Sitze des Bischofs Ludwig Couppé, ein gebürtiger Franzose. Die Fierde des Platzes bildete die doppeltürmige neuerbaute Kirche. Der Bischof beherrschte auch die englische Sprache, nicht aber die deutsche. Mit wenigen Ausnahmen waren die Väter, Brüder und Schwestern der Mission Deutsche. Die rechte Hand des Bischofs in allen geschäftlichen Dingen, Pater Johannes Dick, hatte daher manche Dolmetscherdienste zu leisten.

Die Leitung der Australasischen Methodisten (Wesleyanischen) Mission ruhte in den Händen des Herrn J. W. Chambers. Er wohnte in Kaluana, etwa acht Kilometer von Herbertshöhe entfernt. Dorthin führte noch kein Weg, ich mußte wieder das Ruderboot besteigen. Dem Missionar stand ein bescheidenes Haus, nach der üblichen Bauart aus Holz auf Pfahlrosten errichtet, zur Verfügung. Der Gottesdienst wurde in einem einfachen Bau abgehalten, bestehend aus einem Holzgerüst, umkleidet mit Matten und gedeckt mit getrocknetem Mlanggras. Aber das Gotteshaus war geräumig, kühl und sauber. Die Besucher saßen auf Matten auf dem Boden.

Die Herren Max Thiel und Adolf Schulze, Leiter von HERNSHEIM & Co. und der Miofo-Niederlassung, hatte ich schon bei dem Besuche von Matupi und Miofo kennen gelernt. Die Firma E. E. Forsayth gehörte Frau Emma Elisa Kolbe und wurde von ihr geführt. Ihr Vater war amerikanischer Staatsbürger, ihre Mutter eine Samoanerin, die bei ihr lebte. Die Frau hatte ein abenteuerliches, wechselvolles Schicksal hinter sich, war in erster Ehe mit einem Engländer Forsayth verheiratet, stand dem Amerikaner Thomas Farrell, dem eigentlichen Begründer des Unternehmens, zur Seite, beerbte ihn und schloß eine zweite Ehe mit dem deutschen Pflanzer Paul Kolbe. Sie blieb die Herrin und war die Seele des Geschäftes. Sie beherrschte unsere Sprache nicht. In einem von ihrem Hause Guantambu, das dicht bei Herbertshöhe lag, etwa fünf Kilometer entfernten Teile der an der Blanchebucht sich erstreckenden Kokospflanzung wurde sie von ihrer Schwester Phebe und

deren Gatten Richard Parkinson in ihren Geschäften, vor allem in der Leitung der Pflanzung unterstützt. In dem freundlichen Wohnhause dieses Ehepaares gab es eine Schar fröhlicher Kinder, die drei Sprachen durcheinander gebrauchten, Deutsch, Englisch und Melanesisch.

Zum Abschlusse der Besuche stieg ich den schönen, in Windungen verlaufenden Pfad nach der Höhe von Dunatali empor und fand mich bei dem Administrator der Neu Guinea Compagnie, Herrn Hubert Geissler, ein. Von der Veranda des Hauses bot sich ein herrlicher Blick über die weite, im Sonnenlichte glänzende See bis zu den Bergen der Kraterhalbinsel bei Matupi und über die Inseln der Neulauenburg-Gruppe hinweg zu den abschließenden, düster emporragenden Bergzügen Neumeklenburgs. Die persönliche Aufnahme war überall eine freundliche, sie verlief besonders herzlich in Dunatali. Recht erfreulich war auch, daß ich aus allen Unterhaltungen entnehmen konnte, daß Spannungen zwischen den führenden Personen nicht bestanden, bei allem Wettbewerb, den die Geschäfte mit sich brachten.

Die Leiter der größten Unternehmungen hatten sich bei der Abgeschlossenheit der Lage der einzelnen Niederlassungen eine gewisse selbstherrliche Stellung geschaffen und gesichert, die wohl auch notwendig war, um bei der Mangelhaftigkeit aller Verwaltungseinrichtungen im Falle der Not sich selbst zu helfen. Es war, kurz gesagt, je weiter der einzelne von dem Sitze der Regierung entfernt war, um so stärker ein Zustand des Faustrechts in den Verhältnissen zwischen Weiß und Schwarz entwickelt. Als Ergebnis aller

Gespräche bestand Übereinstimmung dahin, daß jeder weitere Fortschritt der Wirtschaft von der Heranziehung der Eingeborenen in die Dienste des Europäers und von dem erhöhten Verbrauch der Handelsware, also der Stärkung der Kaufkraft der Eingeborenen, abhängig sei. Ein Teil aber der Landeskundigen hielt eine Einwirkung auf die Eingeborenen überhaupt für ausgeschlossen. Die Gegensätze zwischen unserer Art und der Kultur der Steinzeitmenschen seien eben so große und schroffe, daß der schwächere Teil notwendig untergehen müsse; der Eingeborene Neuguineas folge damit nur dem Gesetze der Australneger oder anderer dahingeschwundener Rassen. Andere Meinungen gingen dahin, daß eine Einwirkung wohl möglich sei, man müsse aber eine solche völlig der Mission überlassen. Jeder Versuch einer Beeinflussung von der Regierungsseite her durch Gewöhnung an Frieden, Gehorsam, äußere Ordnung müßte mißlingen. Ich bekam den wohlmeinenden Rat, mir eine schöne Bibliothek zu beschaffen und die Zeit von drei Jahren, die zunächst vor mir lag, dazu zu benutzen, meine Kenntnisse zu bereichern und mich weiter in die Dinge nicht einzumischen. Ich selbst hatte sehr rasch gefunden, daß die Geschäfte der Gerichtsbarkeit, soweit sie sich auf die Europäer erstreckten, meine Arbeitskraft nicht besonders in Anspruch nahmen. Ich hatte also Zeit für die Verwaltung und ging in der Einstellung zu meinen Pflichten davon aus, daß eine wirkliche Entwicklung des Landes nur möglich erschien, wenn nach dem Vorbilde anderer Kolonien es auch in Neuguinea gelang, den Eingeborenen in eine geordnete Verwaltung einzu-

beziehen und ihn selbst für den Dienst am Lande und damit für sein eigenes Wohl zu gewinnen. Aber von dieser schönen Erkenntnis bis zur Ausführung war ein weiter Weg. Zunächst blieb nur übrig, auch die Gegenseite zu hören, und damit setzte ich mir als nächste Aufgabe, den Eingeborenen gründlich kennenzulernen. Hierfür bildeten Sprachkenntnisse die erste Voraussetzung. Die beiden Missionen verwendeten für ihre Unterweisungen die Mundart der Blanchebucht. Im übrigen bedienten sich die Europäer des Pidgin-Englisch, dessen Erlernung und Anwendung zwar keinerlei Mühe bot, das sich aber für eine Unterhaltung mit den Eingeborenen über Sitte, Recht, Gewohnheit, Lebensfragen aller Art als unzureichend erwies. Es fehlte der Wortschatz. Ich erlernte also mit Eifer die Sprache der Eingeborenen und vergnügte mich damit, auf den Eingeborenenpfaden einwärts Herbertshöhe umherzustrreifen, die Dörfer der Eingeborenen aufzusuchen und mit ihnen bekannt zu werden. Diese Märsche dehnten sich rasch aus. Nach drei Monaten war ich so weit, einfachen Unterhaltungen folgen zu können, auch verfügte ich über eine recht nützliche Übersicht über die Lage der Eingeborenengau, ihre wichtigsten Verbindungswege, die Beziehungen der einzelnen Völkerschaften zueinander bis nach Kap Livuan an der Nordküste der Gazellehalbinsel.

Es genügte natürlich nicht, die persönliche Zurüstung zur Bewältigung der Aufgaben vorzubereiten. Auch die Mittel für jedes Vorgehen mußten überholt und bereitgehalten werden; damit war es herzlich schlecht bestellt. Bei der Landung am 14. Januar wurde ich von Herrn Mende

in ein recht schmuckes Häuschen am Strande geführt, das mir als Wohnung zugeteilt wurde. Es war aus Holz erbaut, mit Wellblech gedeckt und ruhte auf Zementpfosten. Der Anstrich war in weißer Olfarbe gehalten, die Fensterstöcke blau abgetönt. Möbel oder Bodenbelag gab es nicht. Ich hatte aber alles mitgebracht. Der im Lande schon erfahrene Dr. Danneil hatte zu den erforderlichen Anschaffungen in Singapore geraten. Für ihn, den sehnlich erwarteten Arzt, war aber kein Wohnhaus vorhanden. So blieb nur übrig, Dr. Danneil einzuladen, die beiden Zimmer mit mir zu teilen; dabei ist es dann für ein ganzes Jahr geblieben. Der wundervolle Blick über die weite See von der Veranda aus entschädigte für die Enge des Raumes. Für den ärztlichen Betrieb fehlte es leider auch an einer Apotheke. Daher kam es, daß der gute Doktor seine Kisten mit Medikamenten auf der rückseitigen Veranda aufstapelte und unzählige Flaschen und Töpfe im Wohn- und Schlafzimmer an den Wänden entlang aufstellte, da es auch keine Schränke und Räume zu ihrer Unterbringung gab. Wenn Kranke zur Untersuchung kamen, mußte ich stets erst das Feld räumen und mich in das gegenüberliegende Büro flüchten.

Auch dieses umfaßte zwei Räume. In dem einen amtierten die Angestellten der Neu Guinea Compagnie, ein Tisch für den Lagerverwalter, ein anderer für den Landmesser, ein anderer für den Buchhalter - damit war der Raum besetzt. Ich selber saß mit einem Sekretär zusammen, mit dem braven Ferdinand Steusloff aus Perleberg. So klein der Raum war, so umfassend war meine Tätig-

feit, wenigstens nach der äußeren Ordnung der Dinge. Ich war Kaiserlicher Richter ersten Rechtszuges, führte die Geschäfte der öffentlichen Verwaltung, war mit konsularischen Befugnissen des Reiches ausgestattet, versah die Geschäfte des Seeamtes, der Hafen- und Zollverwaltung, der Quarantänepolizei und war Standesbeamter. In Wahrheit gab es indessen nur an den Dampfertagen und etwa noch in der vor der Ankunft liegenden Woche zu tun, wenn die Europäer zu diesem Ereignis sich einfanden. Der Gerichtschreiber war Agent der Kaiserlichen Post. Zu meinem Stabe gehörte noch der Polizeimeister Wilhelm Linberger. Aus der Kaiserlichen Marine übernommen, war er der unentbehrliche Gefährte bei allen Bewegungen über See. Er trat bald in den Pflanzungsdienst über, dem er für seine weitere erfolgreiche Laufbahn treu blieb. Es dauerte ein Jahr, bis ich Ersatz für ihn erhielt. Meinem Befehle unterstand eine Truppe von vierundzwanzig „Polizeijungen“, die mit einer Mütze, einem roten Hüfttuch, einem Ledergürtel nebst Patronentasche und einem Mauerkarabiner, Modell 71, ausgerüstet waren. Aber meine Befehlsgewalt stand nur auf dem Papier, denn die Leute konnten zwar morgens von sechs bis acht ausgebildet werden, sei es im Schießen oder Exerzieren oder Bootsrudern, von acht Uhr ab mußten sie unweigerlich in der Pflanzung der Neu Guéinea Compagnie arbeiten; denn es wurde damals heftig gespart. In einem Inselgebiet vollzieht sich jede Bewegung über See. Die Verkehrsmittel waren aber sehr bescheiden. Die Neu Guéinea Compagnie besaß zwei Ruderboote, von denen das eine so überlastig

war, daß man es nicht benutzen konnte. Der Administrator verfügte noch über ein kleines offenes Segelboot, das die Eingeborenen „Kalabua“ nannten. Das ist die Bezeichnung für eine kurze, dicke Kochbanane, und mit diesem Wort hatten sie den Trog in seiner äußeren Erscheinung treffend bezeichnet. Der Neu Guinea Compagnie gehörte auch ein schöner und gut geführter Segler „Senta“, siebenzig Tonnen groß; das Schiff wurde ausschließlich für Handel und Anwerbung gebraucht und ließ sich nur selten für die Geschäfte der Verwaltung dienstbar machen. Die Ereignisse, von denen nun die Rede sein soll, führten freilich rasch dazu, daß die kleine Truppe nicht mehr in den Feldern arbeitete und mir tatsächlich allein überlassen blieb. Aber mit dem Verkehr zur See war es dauernd und auch später noch bis in die Zeit der kaiserlichen Verwaltung schlecht bestellt.

Die Pflanzungen der Neu Guinea Compagnie und der Firma E. E. Forsayth vergrößerten sich bemerkbar und rückten den ersten Eingeborenendörfern des Hinterlandes näher. Dadurch wurde, wie schon 1893, eine starke Beunruhigung unter die Bevölkerung getragen, in meinen Begegnungen mit ihr war mir dieses nicht verborgen geblieben. Überall auf meinen Wanderungen hatte ich die Sippenhäupter, ebenso aber auch das Volk an bemerkenswerten Punkten zusammengerufen, namentlich gern im Schatten hochragender und mit besonderen Namen benannter Bäume, um ihnen auseinanderzusetzen, daß die Blutrache und der Weg der Selbsthilfe verboten seien und sie mir von ihren Streitigkeiten und Anliegen Kunde zu

geben hätten. Die Nutzenwendung blieb nicht aus, mir wurden die Wünsche, dem Fortschritt der Pflanzungen Einhalt zu gebieten, nahegelegt. Bei den ursprünglichen Landkäufen in den Zeiten vor der Flaggenhissung hatten die Eingeborenen nach dem Inhalt der Urkunden gegen Bezahlung in Tauschwaren ihr gesamtes Besitztum unter Einschluß ihrer Siedlungen verkauft. Nachträglich legten sie dar, daß ihnen die Bedeutung dieser Schriftstücke nicht klar gewesen sei, so wenig wie sie geglaubt hätten, daß die Europäer sesshaft werden und das Land für Pflanzungszwecke in Anspruch nehmen würden. Weiter landeinwärts boten sich freilich noch weite Flächen unbesiedelten Landes dar, aber eine Überführung dorthin hätte die betroffenen Dörfer ihrer Fruchtbäume beraubt und damit eines der wesentlichen Mittel für ihren Unterhalt. Zudem bestand die Gefahr, daß dann alte Blutfehden bei einer engen Zusammendrängung im Raum wieder aufleben würden. In meinen Verhandlungen mit Frau Kolbe und Administrator Geißler fand ich Verständnis für die Lage. Ich brauchte nur mit den Eingeborenen die von diesen selbst als erwünscht bezeichneten Grenzen abzustecken und aufzuschlagen, um dann durch feierlichen Vertragsabschluß und Setzung von Grenzsteinen ein für allemal das den Eingeborenen belassene Schutzland zu bestimmen. Diese Tätigkeit sprach sich im Lande herum; ich bemerkte sehr wohl aus der freundlichen Aufnahme, die ich von da ab fand, daß man anfang, mir Vertrauen entgegenzubringen.

Die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatte im Herbst 1895 sechs Kilometer landeinwärts in der Landschaft

Tigenawudu die Station Takabur errichtet und mit einem Pater und einem Bruder besetzt. Die Eingeborenenpfad dorthin war beschwerlich; der Bischof ging daran, auf Kosten der Mission mit bezahlten Arbeitern eine Straße anzulegen. Ich hätte brennend gern mitgeholfen unter Heranziehung der mir nun ergebenden Dörfer zu den Leistungen. Ich hätte nur des Arbeitsgerätes bedurft und der nötigen Mittel für die Beköstigung. Meine Gesuche um Vorhaltung des Geldes wurden indessen abschlägig beschieden. Ich fand aber Hilfe von anderer Seite. Bei meinen weiten Ausflügen und Wanderungen, namentlich zur Nordküste der Gazellehalbinsel, war ich genötigt, Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, sei es der Eingeborenen, sei es der Europäer. Besonders gern kehrte ich auf den Rückwegen auf der Insel Matupi in dem schönen Hause Kaule des Herrn Max Thiel ein, wo es stets Gelegenheit gab, nicht nur den Körper von den Strapazen zu erholen, sondern auch in anregender Unterhaltung über die Aufgaben der Gegenwart sich zu besprechen. Hier klagte ich meine Not wegen des Wegebau. In dem Ruderboot, das mich am anderen Tage von Matupi nach Herbertshöhe übersetzte, fand ich fünfundsiebzig schöne Spaten, die nötige Anzahl Messer und Axte und einen Vorrat an Stangentabak als Ausrüstung für den Wegebau. Ich schuf zunächst einen Reitweg von der Baravonspitze bis nach Kalum, so daß nunmehr die Strecke von Herbertshöhe bis zu dem genannten Ausgangspunkt bequem zurückgelegt werden konnte. Der von Bischof Couppé gebaute Weg konnte noch verbessert werden. Auch daran

ging ich. Die Eingeborenen leisteten überall willig Folge, zumal die Inanspruchnahme nicht beschwerlich ausgedehnt wurde. Aber mit der Anlage der Wege allein war es nicht getan, sie mußten auch unterhalten werden. Und hier zeigte es sich, daß dafür wenig Freude vorhanden war. Die gestifteten Spaten wanderten bei den einzelnen Landschaften herum; ich mußte erleben, daß ich sie eines Tages an der Straße schön geordnet in den Boden gesteckt fand, aber keine Menschen, sie zu handhaben. Ich konnte unschwer den Schluß ziehen, daß eine Streifbewegung eingesetzt hatte. Als ich mir des Abends auf der Veranda meines Hauses überlegte, wie dem Abel abzuhelfen sei, fanden sich zu meiner Überraschung Bundesgenossen ein. Das waren die Frauen. Ich empfing eine regelrechte Abordnung, die mir auseinandersetzte, daß die Frauen meine Bemühungen, den Landfrieden herzustellen, mit Freuden begrüßten; man gab mir die sorgliche Mahnung, unter keinen Umständen nachzulassen und den Männern, die die Wege verkommen lassen wollten, ernsthaft auf den Leib zu rücken. Bei diesem Beistande konnte es nicht mehr fehlschlagen! Als ich am anderen Tage der vorher verlassenen Arbeitsstätte mich wieder näherte, sah ich die Frauen am Wege stehen, bereit mitzuhelfen, und der vereinten Zusprache gelang es, auch die Männer an die unbeliebte Arbeit der Wegereinigung zu setzen. Von da ab hat es in dieser Hinsicht kaum mehr Schwierigkeiten gegeben.

Im Februar waren Nachrichten aus Kaiser-Wilhelms-Land nach Herbertshöhe gelangt, daß einzelne Gebiete der Küste von den Pocken heimgesucht würden. Damit be-

stand die Gefahr, daß diese Seuche auf den Verbindungs-
wegen der Eingeborenen über See nach Neupommern ver-
pflanzt werden würde. Impfstoff gab es nicht. Der im
März fällige Dampfer konnte auf Bestellung solchen
frühestens im Mai von Batavia heranbringen. Um nun
überhaupt eine Vorstellung zu schaffen, ob und in welchem
Umfange eine Gefahr bestünde, schien eine Aufklärungs-
reise geboten. Bischof Couppé verfügte über einen gedeck-
ten Segelkutter „Jerelde“ von dreizehn Tonnen Raum-
gehalt. Das Schiff war für die damaligen Verhältnisse ein
gut ausgerüstetes Verkehrsmittel. Mit Polizeimeister Lin-
berger, Herrn Parkinson, Dr. Danneil und Pater Rascher
bestieg ich das Fahrzeug. Zwanzig Mann der Polizei-
truppe bildeten die Besatzung. Die Reise wurde vom Wet-
ter wenig begünstigt. Wir drangen aber bis zur Chardhalb-
insel in der Nähe der Willaumezhalbinsel vor, wobei wir
allenthalben in Berührung mit den stattlichen Eingebore-
nendörfern kamen, die vom Fuß des großen Vulkans Nau-
lavun (Vater) an der Küste sich südwärts erstreckten. Die
Begegnung mit den bis dahin völlig unberührten Eingeborenen
gestaltete sich freilich nicht immer einfach. Des
öfteren mußten wir, um es nicht zu einem Blutvergießen
kommen zu lassen, schleunigen Rückzug antreten. Aber für
die Zwecke unserer Reise genügte es, die Lage der Eingeborenen-
siedlungen zu erkunden und festzustellen, daß sie
von den Pocken nicht heimgesucht waren. Mit der im Mai
eingetroffenen Lymphe wurden einige durch ärztliche
Untersuchung als gesund bezeichnete Leute geimpft und
durch Übertragung des Impfstoffes von Mensch zu Mensch,

namentlich durch die Dienstleistung der Wesleyanischen Missionare, Tausende von Eingeborenen behandelt. Ich darf hier gleich hinzufügen, daß diese Erkundungsfahrt ein Jahr später wiederholt wurde und die betrübende Gewißheit brachte, daß die Seuche tatsächlich an der Küste entlang bis zur Hicksonbucht gewandert war. Die großen Siedlungen, die uns vorher unter Aufgebot der wehrfähigen Männern den Zutritt verwehrt hatten, wiesen nur noch kümmerliche Reste der einstigen Bevölkerung auf, die unter Wehklagen auf uns zukam und die Massengräber zeigte, die die Seuche gefordert hatte. Dank den vorgenommenen Impfungen breitete sie sich küstenwärts nicht weiter nördlich aus. Ebenso wenig hat sie landeinwärts sich bemerkbar gemacht, da die tiefgehende Feindschaft zwischen den Uferbewohnern und Bergbewohnern beide Teile von jeder Berührung abschloß. Ein von der Hicksonbucht aus unternommener Zug in das Innere, der schließlich nach einem fünfständigen Marsch in einem Dorf der Bergbewohner endigte, die sich „Paleava“ nannten und nach Erholung vom ersten Schrecken den Besuchern den Einzug in ihr Dorf einräumten, ergab, daß das Inland von den Pocken unberührt geblieben war.

Nach der Rückkehr von der ersten Pockenfahrt Mitte April 1896 liefen Nachrichten aus dem nördlichen Neumecklenburg ein, daß die Händler dort sich bedroht fühlten. Die Station Mankai auf der Ostküste war überfallen und ausgeraubt worden. Über die Stimmung unter den wenigen Europäern in jenem Bezirk gab ein Schreiben deutlich Auskunft, in dem sie baten, man möge doch am besten

einmal mit hundert Mann Truppe erscheinen, um dreißig bis vierzig Eingeborene ohne Frage nach einzelnen Übeltätern niederzuschießen und ihre Pflanzungen zu zerstören. Ein solch abschreckendes Beispiel würde seine Wirkung nicht verfehlen, die Ruhe wäre damit hergestellt. Inzwischen war der kleine Kreuzer „Bussard“ unter Führung des Korvettenkapitäns Winkler eingelaufen, auf dem ich mich mit meiner kleinen Truppe am 28. Mai zur Reise nach Neumecklenburg einschiffte. Ich fand in Nufahafen selbst und in seiner Umgebung keinen Anlaß einzugreifen, so bedrohlich die Europäer hier ihre Lage schilderten, denn Übergriffe in der jüngsten Zeit waren nicht vorgefallen. In Mankai landete ich unter dem Schutze eines Zuges der Kriegsschiffbesatzung. Das Uferdorf war verlassen. Ich marschierte nach dem Inlande, da nach den vorher eingeholten Erkundigungen die Hauptsiedelungen der Eingeborenen in den Bergen lagen. Ein ausgetretener Pfad zeigte die Richtung an. Auch die Inlanddörfer waren völlig verlassen. Der größte Teil des geraubten Handelsgutes wurde in den Hütten vorgefunden. Eine Berührung mit den Eingeborenen, friedlich oder feindlich, gelang nicht. Auf der Rückreise erkrankte ich schwer an Malaria. Das war der zweite Anfall, den ich zu überstehen hatte trotz dauernder Chininprophylaxe. In Herbertshöhe wieder angekommen, gab es aber nicht viel Zeit zur Rast, denn ich wurde mit der Meldung empfangen, daß die Eingeborenenstämme um den Darzin (Dunakofor) das Kriegsbeil gegen einander ausgegraben hätten und die Gefahr bestünde, daß auch die eben befriedeten Landschaften einwärts des

Pflanzungsgebietes in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Ich brach rasch in das Gebiet der Unruhen auf, wo das Erscheinen der Truppe genügte, den Friedensschluß herbeizuführen. Zu irgendwelchen Gewaltanwendungen kam es nicht. Zu gleicher Zeit aber waren alte Stammesfehden zwischen den Völkerschaften an der Ostküste der Gazellehalbinsel neu aufgelodert, so daß die Handelsniederlassung Kabanga der Firma E. E. Forsayth um Hilfe rief. In jenes Gebiet gab es damals keine gebahnten Pfade von Herbertshöhe aus. Es blieb nur übrig, die Reise in Ruderbooten zur See zurückzulegen. Ich fuhr die Nacht hindurch, da nach dem Einlullen der Tagesbrise mit ruhiger See gerechnet werden konnte. Im Boote hatte ich zehn Mann, die sich während der zwölf Stunden Fahrt ablösten. Ich selbst führte das Steuer. In Kabanga erfuhr ich, daß die Eingeborenen in zwei Heerlagern auf den Höhen einwärts der Küste einander gegenüberstanden; ein Zusammenstoß wurde erwartet. Ich brach unverweilt auf und gelangte, durch ortskundige Führer geleitet, zu dem einen Heerhaufen, der mich freundlich empfing in der Erwartung, daß ich ihm zu Hilfe käme. Zunächst mußte ich die lange Geschichte der Fehde, aller Kränkungen, allen Raubes und aller Bluttaten anhören. Als ich aber keinen Zweifel daran ließ, daß auf meine Hilfeleistung nicht zu zählen sei, sondern im Gegenteil die beiden Hauptführer in Fesseln setzte und zur Küste führte, wurde den Leuten der Ernst der Lage klar. Widerstand wurde nicht geleistet. Die Kunde von dem Vorfall gelangte schneller zur Gegenseite, als meine eigenen Boten von Kabanga aus. Ich

wollte der Gegenseite sagen lassen, daß die Führer sich unverweilt bei mir einzufinden hätten, widrigenfalls ich sie mit Gewalt holen würde. Sie kamen von selbst an. Die gebotene Gleichheit der Behandlung zu wahren, wurden auch sie in Fesseln gesetzt. Die kriegslustigen Helden saßen einander gegenüber und leisteten meiner freundlichen Aufforderung, sich gegenseitig in meiner Gegenwart alle Schandtaten vorzuwerfen, gründlich Folge. Langsam fand sich auch Zuhörerschaft ein; ich hatte Sorge zu tragen, daß unter Ausbietung meiner gesamten Macht Bewaffnete ferngehalten wurden, so daß der friedliche Verlauf der Verhandlung keine Störung erfuhr. Das Ergebnis war, daß ich, dem Brauche der Eingeborenen folgend, jedem Teil die nötige Bußzahlung in Muschelgeld auferlegte, die dem anderen zu geben war. Eine Aufrechnung gab es nicht, so daß etwa nur der Unterschied herauszubezahlen gewesen wäre. Es mußten vielmehr Boten in die Dörfer entsandt werden, um die nötigen Gelder herbeizuholen, und erst nachdem die Muschelgeldfäden auf beiden Seiten aufgebaut, gehörig abgemessen und in Ordnung befunden waren, konnte der Austausch vor sich gehen. Damit war die Streitaxt begraben, und es blieb in jenem Teil der Gazellehalbinsel ruhig bis zum Jahre 1900.

Dieses Vorkommnis hatte mir erneut deutlich vor Augen geführt, daß die Zahl meiner Truppe ungenügend war und ihre Verstärkung ein ernstes Gebot blieb, um gerüstet dazustehen, wenn es einmal wirklich schwere Verwicklungen geben sollte. Meine Bemühungen, unter Inanspruchnahme der Mittel der Neu Guinea Compagnie eine

Erhöhung der Mannschafszahl zu erreichen, schlugen fehl. Ich blieb auf die Selbsthilfe angewiesen. Unter der jungen Mannschaft der Dörfer einwärts Herbertshöhe und Kalum rief ich daher nach Freiwilligen; zu meiner Freude meldeten sich fünfundsiebzig kräftige junge Männer, die sich damit einverstanden erklärten, ohne Bezahlung täglich zu ihrer Ausbildung früh um 6 Uhr bei mir anzutreten. Ich konnte nur immer die Hälfte unter Gewehr treten lassen, denn über mehr als sechsunddreißig Reservekarabiner verfügte ich nicht. Ich stand täglich von 6 bis 8 Uhr auf dem Exerzierplatze und zog mit der Mannschaft auch auf den Schießstand, der in einer tiefen Schlucht einwärts Herbertshöhe angelegt war. Von den jungen Leuten hat niemals einer gefehlt; ich hatte binnen kurzer Zeit eine wohl- ausgebildete Reserve im Hinterlande liegen.

Bei meiner Rückkehr von Kabanga lagen neue Unglücksnachrichten vor. In dem schweren Südoststurm, der eben herrschte, war ein Kutter mit Besatzung, vier Männern und zwei Frauen, beladen mit Handelsware, nach Neumecklenburg an die Küste von Kuras verschlagen worden. Die Eingeborenen dort fielen über das Fahrzeug her, raubten es aus, töteten die Besatzung und fraßen sie auf. Der Händler und Eigentümer des Kutters jammerte um seine Waren und sein Schiff, die Verwandten der Besatzung von der Nordküste verlangten Rache für die Untat. Südwärts Kuras unterhielt die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft eine Handelsniederlassung, besetzt mit einem Chinesen, auch hatte dort das Werk der Wesleyanischen Mission festen Fuß gefaßt. Es bestand

Gefahr, daß im Falle eines Nichteingreifens weitere Gewalttaten folgen würden. Die Frage war nur, wie nach Kuras gelangen? Der schöne Kutter Zerelde der Katholischen Mission war abwesend, keine der Firmen hatte ein brauchbares Fahrzeug vor Anker liegen. So nahm ich meine Zuflucht zu dem Segelboot Kalabua, packte elf Soldaten mit Ausrüstung hinein und hatte das Glück, mit leichtem Südost nach günstiger Fahrt bei der Händlerstation südlich Kuras zu landen. Es gelang mir nicht, brauchbare Führer dort zu finden. Ich blieb darauf angewiesen, mir den Weg selbst zu suchen, und zwar, gestützt auf die in Mankai gesammelten Erfahrungen, zuerst zu den Inlandgehöften, da anzunehmen war, daß das Gerücht meiner Ankunft die Eingeborenen von der Küste dorthin vertrieben haben würde. Es gelang schließlich, den Hauptpfad in das Gebirge einwärts Kuras zu finden. Als ich nach beschwerlichem achttündigen Marsch anlangte, bewies der Empfang mit Kriegsgeschrei, daß ich an der rechten Stätte war. Jeder Versuch einer friedlichen Annäherung wurde mit Hohn von den Gegnern zurückgewiesen. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß die beiderseitigen Streitkräfte, gedeckt hinter den Bäumen des Waldes, zum Teil kaum dreißig Meter auseinander standen. Wer sich eine Blöße gab, wurde unfehlbar von dem sicheren Speer oder dem Schleuderstein getroffen. Zwei meiner Soldaten waren geschickt nach rückwärts gekrochen und konnten den feindlichen Streithaufen von der Seite unter Feuer nehmen. Es waren kaum zwei Schüsse gefallen und zwei Menschen niedergestürzt, als auch schon

die ganze Schar sich zur Flucht wendete, und zwar so gründlich, daß irgendeine Verfolgung aussichtslos erschien. Eine Durchsuchung der Wohnstätten ergab, daß die aus dem Boote geraubten Waren säuberlich darin aufgebaut waren. Ich trat mit der größten Vorsicht den Rückmarsch nach Kuras an, in der Annahme, daß mir nachgesetzt werden würde. Das war aber nicht der Fall. Auch das Lager, das ich in Kuras bezog, blieb ungestört. Nach einem beschwerlichen Marsch zurück zur Handelsstation konnte ich mit meinen elf Mann wieder in See gehen und mußte nun erleben, daß der Kutter Kalabua nicht imstande war, gegen den steifen Südost aufzukreuzen. Wir wurden von der Strömung und dem Winde auf die hohe See getrieben, so daß wir bald nicht mehr Land sahen. Einen Kompaß hatte ich nicht, aber die Sterne, die in der Nacht aufleuchteten, zeigten, in welcher Richtung wir zu steuern hatten. Der Wind lullte ein, die Mannschaft warf sich mit Macht in die Riemen, so daß eine Ruderschaft von vierundzwanzig Stunden uns schließlich auf der Kraterhalbinsel bei Nondup Landung verstattete. Wir blieben am Strande liegen, um am nächsten Morgen unter Ausnutzung der Landbrise Herbertshöhe zu erreichen.

Nunmehr, etwa Ende August, glaubte ich eine Zeit der Ruhe vor mir zu haben und wollte diese für den Aufbau einer Eingeborenenverwaltung benutzen. Es war nicht schwierig, die Bewohner der nächstgelegenen Dörfer dazu zu bringen, daß sie eines der Sippenhäupter ihrer Landschaft als ihren Luluai, als ihr anerkanntes und mir gegenüber verantwortliches Haupt, sich wählten. Diesem sollten

die Bewohner ihre Streitigkeiten vorbringen, und der Luluai mir bei wichtigen Angelegenheiten sofort, sonst jeweilig an den großen Gerichtstagen, die von Zeit zu Zeit öffentlich stattfanden, Meldung erstatten. Dabei konnte das Oberhaupt unter dem Beistande einiger angesehenen Sippenhäupter alle Familienangelegenheiten und kleinen Streitigkeiten friedlich und nach seinem Ermessen regeln, ohne mich weiter damit zu behelligen. Im September setzte ich nach der Neulauenburg-Gruppe über, besuchte dort sämtliche Landschaften und führte die gleiche Ordnung auch dort ein. Hier war durch das Werk der Wesleyanischen Mission gut vorgearbeitet worden. Nur in zwei Landschaften gab es Schwierigkeiten, die von verschiedenen Sippen bewohnt, sich nicht unter einem Haupte zusammenschließen wollten. Ich ließ mit mir reden, so daß es für diese kleinen Gebiete zu einer Zweimänner-Herrschaft gelangte.

Ende September zurückgekehrt, wurde ich bei Morgenrauen mit der unangenehmen Meldung überrascht, daß der Posten vor dem Gewehrlager dieses mit Helfern erbrochen habe und unter Mitnahme von fünf Karabinern und fünfhundert Patronen auf einem Segelkutter der Firma E. E. Forsayth entflohen sei. Es stellte sich rasch heraus, daß der Soldat Gamelle und vierzehn seiner Landsleute aus der Landschaft Madine an der Ostküste Neumecklenburgs entwichen waren, um der Heimat beizustehen, da diese nach eingelaufenen Meldungen in einen Kampf mit einer Nachbarlandschaft unterlegen war. Es herrschte schwerer Südost. Bischof Couppé stellte für die

Verfolgung die Zerkelde zur Verfügung. Das Unternehmen mißlang, weil das im Schlepp befindliche, für die Landung notwendige Boot umschlug und die Fahrt damit verlangsamt wurde. Die Entflohenen waren an der Westküste nördlich Kuras gelandet, um über das Gebirge hinweg in ihre Heimat zu gelangen. Der gestohlene Kutter lag hochgezogen am Strande und mußte zunächst liegen bleiben, bis besseres Wetter eingetreten war. Mitte Oktober traf der Schoner „Genta“ von einer Anwerbefahrt um Neumeklenburg ein und brachte die Nachricht, daß nun unter Ausnutzung der durch den Besitz von fünf Karabinern geschaffenen Überlegenheit die Madine-Leute ausgedehnte Beute- und Rachezüge unternahmen, so daß Anwerbung, Handel und Verkehr völlig lahmgelegt seien. Der Schoner wurde mir zur Verfügung gestellt. Ich bot meine Reserven im Hinterlande auf und konnte mit der stattlichen Zahl von achtunddreißig Mann in das Feld rücken. Die Hälfte der eigentlichen Truppe blieb in Herbertshöhe liegen. Ich ließ mich bei der Angriffsinsel in Lamusmus an Land setzen, überquerte das Gebirge und marschierte unaufhaltsam am Strande und auf den vorhandenen Pfaden südwärts. Von den Eingeborenen wurde ich freudig willkommen geheißen, eine große Schar von Speerträgern schloß sich dem Zuge an. In Leineru wurde unter Heranziehung der Rähne der Landschaft eine Hilfsstruppe zur See in Bewegung gesetzt, um Madine von der Seeseite her abzusperren. Ich selbst erlangte verlässige Führer und marschierte die Nacht durch in die Berge rückwärts Madine, in der Absicht, das Dorf im Morgengrauen zu überfallen. Der Abstieg verzögerte

sich, es war 7 Uhr früh, als wir die vor dem Dorf gelegenen Felder erreichten. Hier arbeiteten bereits die Frauen, die durch gellende Schreie ihre Angehörigen verständigten. Zu einer langen Überlegung blieb keine Zeit mehr, ich stürzte mit meiner Mannschaft auf die Siedelung los. Die überraschten Bewohner versuchten zunächst Widerstand zu leisten, es kam zu einem erbitterten Gefecht, das aber nach wenigen Minuten mit der Flucht der Gegner endete. Sie konnten südwärts entweichen, da dort eine Absperrung nicht mehr Platz gegriffen hatte. Die Durchsuchung der Häuser ergab, daß zufällig Gamelle und seine Leute beim Angriff mit der Reinigung der Gewehre beschäftigt gewesen waren, so daß sie von der Feuerwaffe keinen Gebrauch machen konnten. Sie waren unter Mitnahme der Gewehre geflüchtet, während zweihundert Patronen in meine Hände fielen. Inzwischen waren auch die Bundesgenossen gelandet und hatten sich in dem Dorfe zerstreut. Ich sammelte meine Mannschaft, um gegen jeden Rückstoß, etwa von Süden her, gewappnet zu sein. Ein vielstimmiges Geheul, das plötzlich erscholl, deutete ich zunächst als Beginn eines Angriffes, wurde aber rasch durch ein besonderes Schauspiel eines anderen belehrt. Die Bundesgenossen hatten die gefallenen Feinde aufgesammelt und brachten sie, je über einen Bambusknüppel gelegt und von zwei Mann getragen, an die See. Auf meine Frage, was das bedeute, wurde mir geantwortet, daß nunmehr die Feinde nach Hause gebracht und verspeist werden sollten. Ich untersagte dieses und befahl, daß die Speerträger sich wieder einschiffen und sofort den Rückzug antreten sollten.

Man leistete mir erst Folge, als ich meine Mannschaft anschlagen ließ und versicherte, daß ich das Feuer eröffnen würde. Schweigend zogen die Massen von dannen. Ich selbst trat den Rückweg an und lagerte des Abends nach beschwerlichem Marsche an der Mündung eines Flusses bei Leineru. Die Nacht verlief unruhig, denn ständiges Trommeln in der Nachbarschaft hielt mich wach. Am anderen Morgen erfuhr ich, daß meine Bundesgenossen mit ihren Rähnen wieder zurückgekehrt waren, um sich die Beute nicht entgehen zu lassen, und daß das Trommelsignal die Einladung an alle Freunde bedeutet hätte, sich an dem Festschmaus zu beteiligen. Ein zweitägiger Marsch nordwärts brachte mich bis Kapsu, einer Handelsniederlassung der Firma Hernsheim & Co., wo ich nach den Anstrengungen der letzten vier Tage zur Rast ging, nachdem ich an den in Aushafen wartenden Schoner die Nachricht geschickt hatte, Neumecklenburg im Norden zu umsegeln und mich in Kapsu abzuholen. Den Aufenthalt von zwei Tagen konnte ich benutzen, um mir einige Klarheit über die Lage der Siedlungen nordwärts und südwärts Kapsu, ebenso landeinwärts zu verschaffen. In Aushafen angelangt, erhielt ich die Meldung, daß die als Piraten gefürchteten Eingeborenen von Selapiu (Mausoleuminsel) durch ihre Züge nach der Südküste Neuhannovers und nach den zwischenliegenden Inseln Handel und Anwerbung völlig geworfen hatten, zuletzt auch einen Kutter der Firma E. E. Forsayth zu nehmen versuchten, der ihnen aber durch seine Schnelligkeit entkommen war. Es war früher schon unter Inanspruchnahme eines Kriegsschiffes versucht worden, die Bewohner

dieser Insel zur Ruhe zu bringen. Das Dorf Selapiu war nach der Seeseite durch vorliegende Riffe vor einer Landung gesichert und binnenwärts unter dem Schutze ausgedehnter Mangrovenwälder fast unangreifbar. Ich wollte wenigstens den Versuch unternehmen, mit den Leuten in Berührung zu kommen oder auszukundschaften, ob und in welcher Weise man eine Annäherung bewerkstelligen könnte. Ich bemannte vier Ruderboote mit meinen acht- unddreißig Mann und legte den Weg von Raboteron, wohin der Schoner gelaufen war, nach Selapiu in der Nacht zurück. Gegen morgen traten böige Wetter und schwerer Regen auf. Dieser Umstand begünstigte das Unternehmen; ich konnte unbemerkt an der Nordseite landen, in mühseligem Marsche den Mangrovensumpf durchqueren und stand früh um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr vor der Nordspitze des Dorfes. Es waren keine Wachen aufgestellt, die Bewohner befanden sich noch in den Hütten. Das erste größere Haus, dessen Mattentür ich aufreißen ließ, war das Frauenhaus. Da hatten wir nichts zu suchen, aber das Geschrei der Frauen brachte die Männer auf die Beine. Jedes Bemühen, in Ruhe an die Leute heranzukommen, war umsonst. Die Männer stürzten mit Waffen versehen aus den Hütten und rannten Mann für Mann gegen die Truppe an. Es blieb nur übrig das Gefecht aufzunehmen, um auf unserer Seite Verluste zu vermeiden. So kam es, daß zehn Mann auf der Gegenseite fielen, ehe die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes eingesehen wurde. Ich blieb in der Mitte des Dorfes halten, um den Abzug der Frauen und Kinder nicht zu stören, und beobachtete, daß die Mannschaften sich

in die Mangrovenwaldung geflüchtet hatten. Als völlige Ruhe eingetreten war, wurden die Häuser durchsucht. Es zeigte sich, daß sie mit Hunderten von Kisten mit Handelsware angefüllt waren. Am Strande lag sorgfältig aufgezogen und geschützt eine stattliche Flotte von großen Segelkähnen. Diese ließ ich vollständig zerstören. Das Handelsgut war überwiegend verdorben, seine Rückschaffung kam nicht in Frage, es wurde daher durch Feuer vernichtet. Auf dem Rückwege wurden wir aus dem Mangrovensumpf, in den die Eingeborenen geflüchtet waren, mit Gewehrschüssen begrüßt, ein Zeichen, daß die aus einem früheren Überfall der Station Kaboteron stammenden Feuerwaffen noch in Händen der Eingeborenen sich befanden. Die Rückfahrt mit dem Schoner „Senta“ nach Herbertshöhe führte noch zum Besuche der Insel Dsaul, von woher ein Teil meiner Soldaten stammte. Dort erfuhr ich die freundlichste Aufnahme, wurde aber auch mit Klagen gegen die Bewohner der Landschaft Kabien bestürmt, die mit ihren Kähnen von Zeit zu Zeit erschienen, um Beute an Menschenfleisch zu holen. Die Bewohner Kabiens hatten viel auf dem Kerbholz aus früherer Zeit, ich mußte aber eine Einwirkung auf sie einem späteren Besuche überlassen. Die Reise nach Herbertshöhe gegen den Südost erforderte einige Tage, brachte aber weiter keine Überraschungen. Die mit dem nächsten Anwerbeschiff aus dem nördlichen Neumecklenburg einlaufenden Nachrichten besagten, daß die Unternehmungen gegen Madine und Selapiu heilsam gewirkt hätten, die in das Inland geflüchteten Bewohner Neuhannovers wieder an der Küste

siedelten und Handel und Anwerbung neu in Gang gekommen seien.

Der Schoner „Three Cheers“ der Firma E. E. Forsayth hatte aus den Salomoinseln die Nachricht gebracht, daß vier Arbeiter, aus Neumecklenburg stammend, von den Eingeborenen an der Buka Straße gefangen gehalten würden, während man bisher geglaubt hatte, sie seien bei der vor zwei Jahren erfolgten Plünderung der Station dieser Firma mit dem erschlagenen chinesischen Händler umgekommen. Dann wurde Klage darüber geführt, daß durch die neuausgebrochenen Fehden zwischen den Inlandbewohnern (Zolos) und denen der Uferlandschaften der Insel Buka der Zuzug von Arbeitern unterbunden worden sei. Ebenso hatte der in dem Nissan Atoll stationierte Händler der Firma gemeldet, daß er sich auf das höchste bedroht fühle, da die Eingeborenen unter sich wieder in offener Fehde lägen. Für mich war es nur erwünscht, auch die Salomoinseln kennenzulernen. Die Firma E. E. Forsayth stellte ihren Schoner „Three Cheers“ für eine Fahrt zur Verfügung, ich ging mit Herrn Parkinson und meiner nunmehr schon bewährten Reservemannschaft an Bord. Der Aufenthalt in Nissan dauerte fünf Tage. Die Eingeborenen wichen anfangs jeder Berührung scheu aus, konnten sich aber bei der Enge des Raumes, da ich ihnen dauernd auf der Ferse folgte, einer Zusammenkunft nicht entziehen. Die Inselgruppe ist von Buka aus bevölkert worden und stand auch in der guten Jahreszeit in dauerndem Kanuverkehr dorthin. Zu irgendwelchen besonderen Maßnahmen war kein Anlaß. Ich versuchte den Leutchen klar zu machen,

daß Angriffe auf die Handelsniederlassung geahndet werden würden. In Buka landete ich in Karolahafen mit meiner Mannschaft, zu der auch sechs Leute aus Hanahan an der Ostküste und einer aus Jultupan an der Nordspitze gehörten. Ich marschierte quer durch die Insel nach Hanahan und wurde dort gastlich aufgenommen. Gegen abend aber kamen meine Hanahan-Soldaten zu mir und rieten, die Mannschaft unter den Waffen zu halten und mit Morgenrauen abzumarschieren, denn sie hätten gehört, daß die umliegenden Dörfer auf ihre eigenen Landsleute einwirkten, uns zu überfallen, um uns die begehrten Feuerwaffen abzunehmen. Die sechs Mann blieben bei mir. Wie sich später herausstellte, war die Nachricht zutreffend gewesen. Da ich in diesem wichtigen Anwerbgebiet jeden Kampf vermeiden wollte, marschierte ich am anderen Morgen nordwärts ab in der Hoffnung, den Schoner, den ich nach der ursprünglichen Verabredung in Hanahan erwarten wollte, unterwegs zu sichten und zu fassen. Ich gelangte bis Jultupan, mitten in das Dorf. Der Soldat, den ich mit hatte, rief seinen Landsleuten zu, sich ruhig zu verhalten, und es schien auch keine Gefahr zu drohen. Plötzlich aber ertönte vom Waldrande her Kriegsgeheul, und eine Salve von Pfeilen nach der anderen wurde von dort her entsandt, ohne uns indessen zu erreichen. Meine Mannschaft hatte sofort das Feuer aufgenommen; ich stellte es ab, da nach meiner Meinung ein Mißverständnis obwalten mußte. Ein solches lag auch vor, es ergab sich, daß die Dorfbewohner beim Anblick meiner Soldaten aus Hanahan, dem Dorfe ihrer Todfeinde, an einen Überfall von dort,

unter dem Schutz der Polizei, geglaubt hatten. Es folgte nun Rede und Gegenrede, die schließlich damit endeten, daß die Eingeborenen am Waldrande blieben, ich das Dorf durchquerte und zur See abstieg, da inzwischen der Schoner sichtbar wurde. Er lag weit außen; eine abgegebene Salve drang nicht bis zu ihm. Ein tapferer Soldat aus Neumecklenburg setzte sich auf ein kleines, am Strande gefundenes Floß aus Bambus und fuhr dem Schiff entgegen. Er wurde bemerkt und aufgenommen, rasch lief nun das Fahrzeug auf die Küste zu. Zwei Boote stießen ab, uns aufzunehmen. Inzwischen war hohe See mit starker Brandung aufgenommen. Es blieb nur übrig, mit Sack und Pack durch die Brandung schwimmend die Boote zu erreichen. Am nächsten Morgen berührte das Schiff Hanahan, die Anwerbung dort verlief zur größten Zufriedenheit des Herrn Parkinson. Am anderen Tage ankerte der Schoner in der Bucht zwischen Buka und Bougainville. Ich ließ mich mit meinen achtunddreißig Mann an Land setzen und marschierte gegen das Dorf zu, in dem die vier Mann gefangen sein sollten. Dort hatte sich die weaffenfähige Mannschaft recht geschickt verteilt aufgestellt. Ich ließ meine Forderung auf Herausgabe der vier Mann erschallen, worauf ich zur Antwort erhielt, ich sollte sie mir nur holen. Ich setzte mich unverweilt in Bewegung mit dem Ergebnis, daß die Gegenseite mit einem fürchterlichen Gebrüll auseinanderstob; als ich die ersten Häuser erreichte, machte ich halt; ich fürchtete, bei der geringen Zahl meiner Truppe eingeschlossen zu werden, und wäre dabei durch eine Beschießung mit Pfeilen in eine unangenehme Lage geraten.

Es geschah aber nichts von dem, sondern in kürzester Zeit wurden mir die begehrten vier Mann vorgeführt, die bei der Nachricht, daß sie nun frei seien und in ihre Heimat gebracht würden, in ein Freudengeheul ausbrachen. Ich kehrte an Bord zurück, die Eingeborenen folgten in einigen Rähnen und empfingen von Herrn Parkinson Geschenke. Die bei dieser Gelegenheit angeknüpften Beziehungen zu den Bewohnern an der Buksstraße hielten dauernd an, es wurden die Landschaften dort später das beste Anwerbegebiet für Soldaten. „Three Cheers“ hatte insgesamt fünfundachtzig kräftige Arbeiter aufgenommen und kehrte um. Die Heimreise wurde zum Schlusse empfindlich verzögert, weil im Georgs-Kanal starke Strömung von Norden stand, so daß vom Kap St. Georg ab für vierzig Seemeilen Entfernung fünf Tage gebraucht wurden, um endlich vor Herbertshöhe wieder anzulangen. Gleichzeitig war der Postdampfer „Stettin“ eingelaufen und brachte die begehrten Nachrichten aus der Heimat. Es war inzwischen Ende November geworden, schwerer Nordwest hatte eingesetzt, der Verkehr mit leichten Segelfahrzeugen oder Ruderbooten nach Neulauenburg oder Neumecklenburgs Westküste war unterbunden. Ich blieb darauf angewiesen, dem Nordrande der Gazellehalbinsel mich zu widmen, und war damit recht zufrieden.

Mit den Eingeborenen war ich in den verfloßenen zehn Monaten reichlich in Berührung gekommen. Die Begegnung mit den Paleava hatte mich zum ersten Male mit Menschen zusammengeführt, die noch über keinerlei eiserne Werkzeuge und Geräte verfügten. Die ihnen dargebote-

nen Messer und Beile wurden aufmerksam in Härte und Schärfe geprüft und auch erprobt, worauf die Eingeborenen sofort Gegengeschenke in Feldfrüchten in reicher Menge herangeschleppt brachten. Der erkannte Vorteil bestimmte ihr Verhalten. Gesellschaftlich waren die Eingeborenen durch die Sippe gebunden. Meine Einblicke in ihr Zusammenleben und in ihr Benehmen zu der Umwelt hatten mich erkennen lassen, daß die gleichen Triebe des Handelns in die Erscheinung traten, wie bei uns selbst. Es gab ehrliche Menschen und Betrüger, aufrechte Männer und Schmeichler, Tapfere und Feige, Fleißige und Fauler; Freundschaft und Feindschaft, beruhend auf Liebe und Haß, kamen unverhüllt zum Ausdruck. Die kulturellen Unterschiede zwischen Weiß und Schwarz hoben sich augenfällig hervor. Der wirtschaftende Teil der Europäer ging in keiner Weise darauf aus, sich den Eingeborenen in Fragen der Lebenshaltung aufzudrängen. Das Werk der Mission bedingte bei aller Schonung der hergebrachten Sitten deren Änderung in Anpassung an die Lehren der christlichen Moral. Die Anforderungen deckten sich vielfach mit den Geboten der Verwaltung, wie Einstellung der Blutrache und friedliche Austragung von Streitigkeiten. Durch diese Eingriffe mußte notwendig eine Änderung der überlieferten Anschauungen über das Zusammenleben in der Sippe und in dem Verhalten gegenüber dem Sippenfremden bewirkt werden. Die Gewalt der Sippenhäupter erlitt Erschütterungen, die Macht der Wahrsager und Zauberer versank, eine neue sittliche Anschauung dämmerte heraus. Aus diesem Widerstreit erwuchsen Spannungen, es war

eine Zeit der inneren Gärung entstanden. Die Gegensätze verschärften sich durch das Eindringen der europäischen Waren; die Arbeitsweise und die Arbeitsordnung, in der Sippe festgelegt, wurden zersetzt und zerstört. Die „neue Zeit“ mißfiel den Alten, die Jugend war vielfach haltlos und schwankend geworden, unschlüssig in der Entscheidung zwischen alter Sitte und neuer Erscheinung. Hierin lag eine Gefahr für den Frieden, gewaltsame Auflehnungen waren möglich. Mir sagte ein Sippenhaupt bei einer Begegnung einmal: „Deine Worte mögen für den Weißen passen, das geht mich nichts an. Aber wir wollen den Feind erschlagen und verzehren, das ist unsere Art, bei dieser will ich bleiben.“ Ich habe diese Worte wohl im Gedächtnis bewahrt als Mahnung zur Vorsicht.

Hervorstechend war bei den Eingeborenen unüberwindliches Mißtrauen, wenn nicht Haß, gegen den Europäer; dieses Gefühl wurzelte in den alten Überlieferungen und den Erfahrungen, die auf die Besuche der Walfischfänger, etwa in den Jahren 1830 bis 1860, und auf die Anwerbung zunächst für die Salpeterfelder in Südamerika und später für die Pflanzungen im Inselgebiet der Südsee und in Queensland zurückzuführen waren. Diese Vorgänge bilden ein recht dunkles Kapitel in der Geschichte der Berührung der Europäer mit den melanesischen Stämmen. Es ist wahrscheinlich, daß auch ein Teil der Krankheiten, namentlich im nördlichen Neumecklenburg und auf den Atollen des Bismarck-Archipels, auf diese ersten Begegnungen zurückzuführen ist. Zu dieser Erfahrung trat neuerdings die Besorgnis um den Landbesitz und um den Zerfall

der angestammten Sitte und Ordnung. Die Abneigung gegen jede Berührung mit der Fremde wurzelte auch tief in der inneren Einstellung der in völliger Abgeschlossenheit und in vielfältiger Sprachzersplitterung lebenden Völkerstämme, die in der stets bereiten Kampfstellung nach außen gipfelte. Wenn ein Knabe geboren wird, wird er nach dem ersten Bade über das häusliche Feuer geschwungen und dabei wird von den Frauen gesungen: „Zeige dem Fremden deine Verachtung, zupfe deinen Bart und knirsche mit den Zähnen (das Zeichen der Geringschätzung), lege deinen Halschmuck um und trage deine Streitkeule; wenn du durch den Wald schreitest, sei ein Kämpfer.“ Der Strand der Inseln war also kein gastlicher. Die Sitte der Blutrache als bindende Verpflichtung für die Sippe mußte bei dem Fehlen jeder staatlichen Ordnung zu einer Unbarmherzigkeit ohnegleichen im Verkehr nach außen führen. Der Speergewaltige beherrschte seine Umgebung und suchte sich zu bereichern. Raub fremden Gutes galt als ehrenvolle Tat. Damit erklärt sich zu einem großen Teile, warum immer wieder Überfälle auf einsam gelegene Handelsniederlassungen, auf kleinere Boote und Schiffe versucht oder durchgeführt wurden.

Mir lag es fern, nach einem Verschulden zu suchen, ich wollte den treibenden Ursachen auf den Grund kommen, um von da her eine Eindämmung oder Abstellung der bedauernswerten Vorkommnisse zu erreichen. Das Ergebnis war schließlich, daß eine innere Beeinflussung der Eingeborenen zwar zum Ziele führen konnte, daß aber diese Geduldsarbeit der Erziehung den Erfordernissen des Tages

nicht gerecht wurde. So unerläßlich es schien, vorkommende Gewalttaten zu untersuchen und die Übeltäter zur Rechenschaft zu ziehen, so wenig konnte durch die bloße Abschreckung allein eine Besserung erzielt werden. Es blieb nur übrig, die öffentliche Gewalt räumlich durch festgelegte Stationen so weit wie möglich auszudehnen, um sie als eine Stätte des Schutzes für beide Teile sichtbar in die Erscheinung treten zu lassen. Damit Hand in Hand mußte eine sorgfältig gepflegte Zusammenfassung der Eingeborenen in eine geordnete, auf ihrer eigenen Mitwirkung beruhende Verwaltung erfolgen.

Die europäische Bevölkerung war meinem Vorgehen in den letzten Monaten mit Aufmerksamkeit gefolgt. Die Unternehmungen im einzelnen fanden vollen Beifall. An die Möglichkeit, ein geordnetes Regiment unter den Eingeborenen aufzurichten, glaubte man nicht. Es setzte mir offen zum Ausdruck gebrachte scharfe Kritik ein, die darin gipfelte, daß der den Eingeborenen auferlegte Zwang für ein geordnetes Rechtsverfahren in ihren eigenen Streitigkeiten und ihre Heranziehung zu öffentlichen Leistungen für den Wegebau mit Notwendigkeit zu einer allgemeinen Erhebung führen müsse. Für mich stand nach den ersten Erfahrungen das Gebot der räumlichen Beschränkung für alle Maßnahmen außer Zweifel. Ich konnte nur so weit ausgreifen, als ich den Raum stets beherrschte. Als Feld der Tätigkeit ergaben sich damit von selbst der Nordrand der Gazellehalbinsel und die Neulauenburg-Gruppe. Zunächst genügte es auch vollkommen, in einem eng begrenzten, aber sprachlich doch zusammengehörigen Gebiete den

Versuch der Schaffung einer Eingeborenenverwaltung zu unternehmen.

Die Bewohner des Nordrandes der Gazellehalbinsel, in der Literatur „Livuan“ oder „Sunantuna“ genannt, waren zweifellos über die Neulauenburg-Gruppe vom mittleren Neumecklenburg her zugewandert und hatten die ursprünglich sesshaften Eingeborenen vernichtet oder südwärts gedrängt. Nahe sprachliche Verwandtschaft, noch vorhandener Verkehr und gemeinsame Sitten und Gebräuche weisen jedenfalls auf diese Einwanderung hin. Würden die Livuan die Ureinwohner sein, so müßten sie weiter südwärts sich ausgedehnt haben. Die südliche Begrenzung liegt in einer Linie gezogen etwa von der Mündung des Warangoi im Georgskanal nach der Mündung des Kerawat im Weberhafen, mit drei Ausnahmen, nämlich der Siedelungen in Kamandu an der Südspitze des Weberhafens und auf den Inselchen Massawa und Massifonapuka in der Massawabucht. Die Flüsse Kerawat und Warangoi verlaufen in einer tiefen Senke, die sich in einer Breite von vielleicht 20 Kilometer Luftlinie zwischen dem Südrande der vulkanischen Aufschüttung im Norden der Gazellehalbinsel und dem Nordrande des gegenüberliegenden Baininggebirges erstreckt. Geologisch ist der nördliche Teil wahrscheinlich sehr spät entstanden; er besteht aus mächtigen Bimssteinschichten. Das Baininggebirge weist tertiäre Bildungen, überwiegend Andesit und Basalt, auf. Die Haupterhebungen, auf der Bainingseite der Sinewit, etwa 1200 Meter hoch, und der Dunakofor (Varzin), etwa 600 Meter hoch, liegen einander in der

Mitte der Abfalllinien zur Senke gerade gegenüber. In der Wasserscheide zwischen Kerawat und Warangoi siedelten die Taulil, wahrscheinlich der übriggebliebene Rest der ursprünglichen Bevölkerung des Nordrandes der Gazellehalbinsel. Es waren etwa noch zweihundert Menschen dieses Stammes vorhanden; sie erlangten Sicherheit für ihre Fortdauer erst, nachdem die geordnete Verwaltung auch die Stämme um den Dunakofor einbezogen hatte. Das Baininggebirge, das den Hauptkern der Gazellehalbinsel darstellt, ist von Menschen bewohnt, die sprachlich und kulturell von den Uferbewohnern sich völlig unterscheiden. Sie lebten mit diesen in einer stetigen erbitterten Fehde, waren aber in den letzten Zeiten genötigt gewesen, sich weiter in das Innere des Gebirges zurückzuziehen. Die drei schon genannten Siedlungen südlich der Grenzlinie bildeten die Ausfallpforten im Kampf gegen die Baining, nach denen das Gebirge von uns benannt wurde. Meine ersten Kenntnisse über diese Gegensätze innerhalb der Bevölkerung sammelte ich bei Gelegenheit der schon erwähnten Fahrt mit dem Kutter „Zerelde“ nach dem Süden. Bischof Couppé eröffnete in Dunamarita gegenüber der Insel Massawa im Oktober 1896 eine Niederlassung, die mit Pater Mathäus Rascher besetzt wurde. Kurz vorher hatte ich durch einen Bericht des Missionars Crump aus Kabakada erfahren, daß die Bewohner der Baininglandschaft Gavit unter dem Anerbieten friedlichen Handelsaustausches an das Ufer gelockt und dort schmählich überfallen worden waren, wobei von den Erschlagenen etwa dreißig verzehrt, von den Überlebenden aber wenig-

stens die gleiche Zahl als Arbeitsklaven in die Dörfer am Weberhafen, der Nordküste und nach der Insel Watom verkauft worden seien. Die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu war zu einem Ausgreifen nach der Massawabucht durch die besonderen Verhältnisse des Nordrandes der Gazellehalbinsel genötigt, ganz abgesehen von dem Wunsche, das weite und ausichtsreiche Gebiet der Bainingberge in Angriff zu nehmen. Durch eine Verfügung des Auswärtigen Amtes vom Jahre 1890 war das Gebiet der Livuan durch eine Linie vom Dunakofor bis zur Baravonspitze in zwei Teile zerlegt worden, wobei der östliche der Missionsgesellschaft von Heiligsten Herzen Jesu und der westliche der Wesleyanischen Mission zugewiesen war. Das östliche Gebiet war das schwach bevölkerte, und schon aus diesem Grunde mußte die Mission nach einer Erweiterung des Wirkungsfeldes suchen. Für mich ergab sich damit von selbst die Ausdehnung meiner stetigen Bereitschaft und damit auch der Einflußnahme auf die Eingeborenen bis nach der Massawabucht.

Pater Rascher stand mir als Landsmann persönlich nahe. Seine Erkundungen brachten bald Aufklärung über die Verteilung der einzelnen Gaue oder Stämme in den nächstgelegenen Gebirgszügen, ebenso aber auch über die Übergriffe der Livuanleute. Die Wanderungen, die ich mit dem Pater in das völlig unwegsame Gebirge wiederholt ausführte, gehören mit zu den schönsten Erinnerungen aus den ersten Jahren meiner kolonialen Tätigkeit. Ich erfuhr, daß dauernd die Livuan Menschenraub in den Bainingbergen betrieben und der Verkauf der Gefange-

nen in die Sklaverei ein einträgliches Geschäft darstellte. Es ließ sich auch ermitteln, wohin einzelne dieser Leute gebracht worden waren. Damit setzte für mich eine neue Tätigkeit ein. Auf allen Gerichtstagen gab ich bekannt, daß der Menschenhandel verboten sei und die vorhandenen Bainingleute an mich zur Zurückbringung in ihre Heimat auszuliefern wären. Es gab niemand, der freiwillig die Sklaven anbrachte. Somit mußte ich sie mir selbst holen und fing damit auf der Insel Watom an. Ich will nur kurz erzählen, daß ich einem Häuptling im Inneren der gebirgigen Insel sechs Burschen abnahm, von denen einer bereits der Livuansprache mächtig war. Er teilte mit, daß die Sklaven nur auf den Feldern in Hütten hausen durften, stets hart zu arbeiten hatten, daß man kräftigen Leuten, um eine Flucht zu verhindern, die Schienbeine entzweischlug, bei großen Festlichkeiten die bestgemästeten ausgelassen, geschlachtet und verzehrt wurden. Die Richtigkeit dieser Angaben ist mir späterhin von anderen befreiten Sklaven bestätigt worden. Ich sammelte nun diese Leute zusammen und übergab sie der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu, die ihrerseits um den Freikauf von Sklaven sich bemühte. Bei Bischof Couppé reifte der Plan, so bald wie möglich eine Siedlung in den Bergen unter Gefthftmachung derjenigen befreiten Sklaven zu errichten, die, in ihrer Kindheit schon geraubt, die Erinnerung an die eigene Heimat verloren hatten. Ehe indessen diese Absichten verwirklicht werden konnten, hatte ich noch zweimal ernsthaft in dem Gebiete am Massawahafen einzugreifen. Die Seeräuber hatten sich eine Reihe von Übergriffen

gegen den Küstenverkehr zuschulden kommen lassen, suchten namentlich zu verhindern, daß die europäischen Handelsunternehmungen ihre Kutter an die Bainingküste sandten, um nun dank den entstehenden Beziehungen zu den Bergbewohnern mit diesen in Tauschverkehr zu treten. Auch Überfälle und Raubzüge hatten wieder stattgefunden, so daß ein Einschreiten sich nicht umgehen ließ. Anfang März 1897 bot sich Gelegenheit, mit dem Schoner „Senta“ nach Massawa zu fahren. Die Leute von Massikonapuka hatten sich auf die Hauptinsel geflüchtet, ihre Flottille in den Mangrovensümpfen versteckt und glaubten sich damit geborgen. Es gelang mir indessen, ihre Schlupfwinkel aufzuspüren. Ich begnügte mich mit der Vernichtung ihrer Rähne, weil damit die Beunruhigung des Küstenverkehrs beseitigt war. Eine ihnen auferlegte Buße zahlten sie sofort, ebenso lieferten sie sämtliche Sklaven aus. Pater Rascher schrieb mir sehr bald nach meiner Rückkehr, daß er sich nun völlig sicher fühle, er sei auch überzeugt, daß die alten Piraten es nicht mehr wagen würden, Beutezüge in die Berge oder Angriffe auf Segelkähne vorzunehmen. Als letzte Hochburg des Anwesens hatte sich das schon erwähnte Ramandu erhalten. Meine Meinung, daß infolge meines Eingreifens an den anderen Orten es sich selbst willig in die Neuordnung der Dinge einfügen würde, ging fehl. Im Juli 1897 mußte ich gegen Ramandu einschreiten, weil diese volkstarke Siedlung erneut Raubzüge in das Innere unternommen hatte. Ich versuchte zunächst eine friedliche Annäherung; Pater Rascher und meine Soldaten blieben zurück, ich trat allein

an die ersten Häuser des Dorfes heran. Während ich mich mit einigen Leuten unterhielt und die Herbeirufung der Häuptlinge verlangte, stürzte plötzlich ein Mann hinter der nächsten Hütte hervor, setzte sein altes Snidergewehr auf meine Brust und drückte ab. Der Schuß ging aber nicht los, die Patrone hatte irgendwie Schaden gelitten. Mit dem Revolver hielt ich die paar Männer in Schach, während in wenigen Augenblicken meine Mannschaft zur Stelle war. Ich ließ es nicht zu einem Kampf kommen, sondern gebot den Leuten, das Dorf zu verlassen. Ich gab ihnen Zeit, ihre Habe und Weib und Kind in Sicherheit zu bringen. Dann wurde die gesamte Segelflotte von sieben- und vierzig schönen Rähnen zerstört und das Dorf in Asche gelegt. Starke Explosionen zeigten, daß Vorrat an Pulver, Patronen und Dynamit vorhanden war, dessen Zerstörung die ungefügen Bewohner eines wesentlichen Kampfmittels beraubte. Schon am nächsten Tage fanden sich die Häupter ein, denen ich meine Anordnung über den Aufbau der neuen Siedlung auf einer offenen Landspitze in der Nähe des alten Platzes eröffnete. Dieser wurde entsprochen, die wilden Piraten wandelten sich in friedliche Ackerbauern und Fischer um, betreut durch Pater van der Va der Katholischen Mission. Etwa um die gleiche Zeit im Sommer 1897 errichtete Bischof Couppé die Missionsniederlassung St. Paul einwärts Massawa unter der Leitung von Pater Rascher. Ich führte mit diesem verschiedentlich befreite Sklaven in die Bainingberge, so daß sich die freundschaftlichen Beziehungen zu den kurz vorher noch völlig unbekanntem Stämmen des Gebirges verstärk-

ten. Nach diesem Ausfluge in die Bainingberge wieder zurück in den Lauf der Ereignisse!

Gegen Ende 1896 fühlte ich mich auf dem Nordrande der Gazellehalbinsel Herr der Lage, hatte dagegen südlich der schon beschriebenen Abfalllinie zur großen Senkung vom Dunakokor bis zum Weberhafen keinen Einfluß gewinnen können. Es handelte sich um die Stämme von Tamanairikiki bis Napapar. Mit den Herren Chambers und Crump der Wesleyanischen Mission hatte ich einen Spaziergang bis Duneram unternommen, eine Landschaft der Senkung westlich von Dunakokor. Wir wurden zwar freundlich empfangen und beherbergt, aber unverhohlen bedeutet, daß es besser sei, den Rückweg anzutreten, weil wir es sonst mit Towakira zu tun bekämen. Dieser alte Häuptling war ein Hasser der Weißen von Grund auf. Sein Speer verfolgte in seinem Gebiet von Tamanairikiki jeden, der es auch nur wagte, europäische Erzeugnisse zu erwerben oder zu tragen, wie etwa Hüfttücher oder Schmuckstücke. Er ist seiner Einstellung treu geblieben bis an sein gewaltsames Ende.

Um Weihnachten 1896 lief der Kreuzer „Falke“ unter Korvettenkapitän Krieg in Matupi ein. Vom 2. bis zum 7. Januar unternahm ich eine Kreuzfahrt nach den Salomo-Inseln, die mich bis nach Faisi in der Shortlandgruppe führte, weil die dort ansässigen Händler, die mit HERNSHEIM & Co. in Verbindung standen, sich von den Eingeborenen bedrängt fühlten. Ein Anlaß zu einem Eingreifen bestand aber nicht. Die Berührung der Ostküste von Buka ergab, daß die angeknüpften vertrauensvollen

Beziehungen zu den Eingeborenen sich erhalten hatten. Am 12. Januar fuhr ich mit dem Kreuzer nach Kaiser-Wilhelms-Land. Es trafen damals die ersten Nachrichten über Goldfunde im Gebiete des Variasflusses ein. Etwa an der Grenze zwischen dem englischen und deutschen Teil von Neuguinea am Mitrefelsen fanden wir ein Lager von drei Goldgräbern mit zwölf Eingeborenenarbeitern, die erzählten, daß sie stromaufwärts zwar Waschgold gefunden hätten, aber von den Eingeborenen angegriffen worden seien, so daß sie hätten flüchten müssen. Sie glaubten, daß in kurzer Zeit ein Schoner vorlaufen würde, um sie aufzunehmen und nach Port Moresby zu bringen. Am 17. Januar traf ich mit dem Kreuzer in Stephansort ein und hielt mich dort zur Erledigung von richterlichen Geschäften auf. Ich kehrte mit dem Postdampfer nach Herbertshöhe zurück und fand unterwegs die drei Goldgräber und zwei ihrer Leute in Simbang, wo sie mit einem Floß angetrieben und von den Missionaren aufgenommen worden waren. Kurze Zeit, nachdem das Kriegsschiff sie verlassen hatte, waren sie erneut von den Eingeborenen überfallen worden; zehn ihrer farbigen Mannschaft fielen; sie retteten sich schwimmend in die offene See, um dann, wieder gelandet, an der Küste ein einfaches Floß zu bauen, dem sie sich zur Weiterfahrt anvertrauten. Die völlig erschöpften Menschen wurden von dem Kreuzer „Falke“ nach Sydney überführt.

Mit dem Ausgang des Jahres 1896 war das neue Wohnhaus für den Arzt fertiggestellt worden, ebenso ein geräumiges, schönes Krankenhaus für die Eingeborenen.

Mein Hausgenosse, Dr. Danneil, zog um, und ich war Herr der beiden Räume des bisher gemeinschaftlich bewohnten Häuschens. Im Dezember verließ der Stationsleiter Mende den Dienst der Neu Guinea Compagnie und kehrte nach Hause zurück. Seine Burg lag auf der Höhe von Dunatali, nahe dem Wohnsitze des Administrators Hubert Geißler. Ich bezog, angelockt durch die schöne Lage, das kleine Haus auf der Höhe. Aus der Nachbarschaft mit Herrn Geißler entwickelte sich ein lebhafter und freundschaftlicher Verkehr, der für mich noch besonders wertvoll dadurch wurde, daß ich ihn so oft als möglich auf seinen Wanderungen und Ritten durch die heranwachsenden Pflanzungen begleitete und von ihm und seinen Erfahrungen recht viel lernte für Hausbau, Wege- und Brückenanlagen, für den Pflanzungsbetrieb und die Aufbereitung der Erzeugnisse.

Bei meiner Rückkehr von Neuguinea fand ich Unglücksnachrichten auf meinem Tische vor, die in rascher Folge sich noch häuften. Die Handelsfirmen hatten in Neumecklenburg und den Salomoinseln, offenbar im Vertrauen darauf, daß die Übergriffe der Eingeborenen gedämpft seien, weiter ausgegriffen, auch früher preisgegebene Faktoreien wieder besetzt. Die Firma Hernsheim & Co. hatte in Leineru eine neue Niederlassung errichtet, die aber zu Anfang 1897 von den Eingeborenen der Landschaft Madine beraubt und zerstört wurde, als sie den Eingeborenen Leinerus, ihren alten Blutfeinden, den mir geleisteten Beistand heimzahlten. Die beiden Europäer der Faktorei waren entkommen. Die Firma E. E. Forsayth hatte auf den

Gardener- und Fischerinseln im Osten von Neumecklenburg alte Niederlassungen wieder aufgerichtet. Diese wurden in kurzer Folge zerstört und die Händler erschlagen. Der Schoner „Three Cheers“ lag in Tinpuß in Bougainville vor Anker, um dort anzuwerben. Das Schiff wurde überfallen, geplündert und die Mannschaft niedergemacht. Der Schoner „Senta“ hatte sieben Arbeiter auf Kung, einer kleinen Insel im Norden Neuhannovers, abgesetzt, damit sie von dort aus mit dem Boote des Händlers in ihre Heimat befördert werden sollten, die in der Nähe lag. Sie wurden von den Bewohnern dieser Insel ihrer Habe beraubt, erschlagen und verzehrt. Ende Januar wurden auch die Faktoreien auf Nissan und eine Niederlassung der Firma E. E. Forsayth auf einer kleinen Insel im Hanamhafen im Westen von Buka zerstört und die Händler erschlagen. Im März 1897 wurde das Vermessungskommando S. M. S. „Möwe“ auf der Insel Uly vor Kaiser-Wilhelms-Land von den Eingeborenen, mit denen die Mannschaft kurz vorher noch im freundlichen Tauschverkehr gestanden hatte, überfallen und vier Mann verwundet. Warum dieser Überfall geschah, hat sich nie feststellen lassen. Das Kriegsschiff hatte strafend eingegriffen und mir dann die Meldung überbracht. Für mich ergab sich aus den Ereignissen, die nur unvollständig aufgezählt sind, eine Bestätigung meiner schon feststehenden Überzeugung, daß eine bleibende Einwirkung auf die Eingeborenen nicht durch vorübergehende Strafunternehmungen, sondern nur durch dauernden, regelmäßig wiederkehrenden Verkehr gewonnen werden konnte. Um nun im einzelnen den Ur-

sachen für diese empfindlichen Rückschläge auf den Grund zu kommen und zugleich womöglich strafend einzuwirken, mußte ich warten, bis eine Schiff Gelegenheit sich ergab. Eine solche stellte sich aber nicht ein, ich blieb an den Nordrand der Gazellehalbinsel gefesselt. Die Eingeborenen der Nordküste bei Rip Livuan, die überwiegend der Wesleyanischen Mission sich zugewendet hatten, fühlten sich durch ihre wilden Stammesgenossen in den Rembarbergen (a embar - der Feind, rembar - im Feindesland) bedroht. Ich trug wenig Neigung in mir, mich in diese Streitigkeiten einzumischen, mußte aber schließlich gleichwohl mich in diese unwegsamen Berge begeben, weil der Ausbruch von offenen Feindseligkeiten zu erwarten war. Die Märsche dort waren bei der Zerrissenheit des Geländes außerordentlich beschwerlich. Es ist mir niemals gelungen, die Eingeborenen zu fassen, wiewohl ich im Verlauf einer Woche in stetigen Streifzügen alle Siedlungen und Felder wiederholt besuchte oder überraschte. Ich mußte schließlich, nach meiner Meinung unverrichteter Dinge, wieder abziehen. Der öffentliche Friede ist aber in jenem Gebiet nicht mehr gestört worden, die Rembarleute öffneten ihre Pfade dem freien Verkehr. Als ich die Nordküste im Herbst 1897 auf friedlicher Wanderung in Begleitung von Frau Parkinson und Herrn Thiel wieder durchstreifte und die Nachricht von meinem Erscheinen sich auch in die Rembarberge verbreitet hatte, kamen die Bewohner zur Küste herab und luden mich mit meinen Begleitern ein, ihnen einen Besuch abzustatten. Wir brachen sofort mit ihnen auf; das gute Einvernehmen war schließlich so gefestigt, daß man

uns auch den Schlupfwinkel zeigte, in dem die Bevölkerung gegen meine Streifzüge sich verborgen hatte. Es waren dieses zwei große zusammenhängende Felsenhöhlen an einer steil abfallenden Wand, die nur dadurch zu erreichen waren, daß man einen davorstehenden gewaltigen Baum erkletterte, um von ihm aus dann den Weg auf eine vor der ersten Höhle gelegene Plattform zu nehmen. Die Eingeborenen nannten diese Höhlen „Matana Marau“ (Krokodilhöhle). Sie verdankten ihre Entstehung offenbar früheren Auswaschungen durch die Meeresbrandung.

Mein Wegebau in das Innere hatte sich über die bischöfliche Straße nach Takabur nur um wenige Kilometer hinausgestreckt. Nun begann ich den Weg gegen den Dunafofor hin vorzutreiben. Er wurde auch im Sommer 1897 bis an den Fuß des steil aufsteigenden Berggipfels über die Vorberge von Paparatava hinweg fertiggestellt. Damit war ich bis an die Grenze von Tamanairiki gelangt. Da blieben die Spaten im Boden stecken. Durch Vermittlung des Häuptlings Tokitang von Paparatava hatte ich Towakira die Aufforderung übersenden lassen, nun mit seinen Leuten am Wege zu arbeiten, alten Haß zu begraben und in die friedliche Ordnung, die nun allenthalben eingetreten sei, sich einzufügen. Wenige Tage darauf brachte mir eine Frau eine schön geflochtene Schnur, die mit neun Knoten versehen war. Sie erklärte, die Schnur käme von Towakira und bedeute, daß er in neun Tagen mich auffressen wolle. Ich ließ ihm sagen, daß ich pünktlich zur Stelle sein würde. Am Abend machte ich mobil, mar-

Scherte die Nacht hindurch und stand im Morgengrauen mit meinen Leuten in seinem Gehöft. Aber der schlaue Fuchs hatte Wind bekommen und war rechtzeitig aus dem Bau gefahren. Mit der Fertigstellung der Straße bis an den Fuß des Dunakokor griff auch die Katholische Mission in das bergige Gebiet über und errichtete die Niederlassung St. Josef auf einem steil aufragenden Felsen zwischen den Landschaften Paparatawa und Wairiki. Ich erwartete ebenso wie die Mission eine allmähliche Befriedung der noch ungebärdigten Stämme südlich der Senkungslinie und hielt es für unzweckmäßig, eine gewaltsame Unterwerfung vorzunehmen. Ich durfte auch ohne zwingenden Anlaß das Kampffeld nicht erweitern, denn meine geringen Streitkräfte reichten vielleicht für eine rasche Niederwerfung der einzelnen Landschaften aus, aber nicht für ihre dauernde Überwachung. Die späteren Ereignisse freilich zeigten, daß es richtiger gewesen wäre, wenigstens Towakira und seinen Anhang scharf anzufassen, auch auf die Gefahr hin, für längere Zeit über See hin dadurch bewegungsunfrei zu werden.

Der Vermessungskreuzer „Möwe“ hatte zur Einleitung seiner Arbeiten an verschiedenen Punkten Pfeiler errichtet, deren Lage nach Längen- und Breitengraden genau bestimmt wurde. Auch auf der Insel Wuwulu (Matty) war ein solcher Pfeiler aufgebaut worden. Die Insel war bis dahin von der üblichen Küstenfahrt nicht berührt worden. Die Nachrichten der „Möwe“ ergaben, daß dort eine schöne Bevölkerung mit stark malaischem Einschlag vorhanden war. Die Insel wies auch reiche Kokospalmen-

bestände auf. Die mitgebrachten Gegenstände gaben Zeugnis von einer hohen Kunstfertigkeit. Da die Eingeborenen anscheinend völlig friedlich waren, richtete die Firma Hernsheim & Co. dort eine kleine Niederlassung ein, die mit einem Händler und vier Eingeborenen von den Salomo-Inseln besetzt wurde. Im April besuchte die „Möwe“ die Insel wieder und mußte feststellen, daß die Niederlassung völlig zerstört war. Nachts kam einer der vier Arbeiter an Bord geschwommen und berichtete, daß die Eingeborenen die Faktorei plötzlich überfallen und den Händler und seine drei Kameraden erschlagen hätten. Er konnte nicht angeben, wodurch die Eingeborenen gereizt worden waren, da sie bis zu dem Tage der Tat mit der Station stets im regen Verkehr gestanden hatten.

Der Reisende Ehlers war im Sommer 1895 mit dem Polizeimeister Piering und vierzig farbigen Begleitern, die ihm der Landeshauptmann zur Verfügung gestellt hatte, vom Franziskafluß zur Durchquerung Neuguineas aufgebrochen. Im November waren dreiundzwanzig Überlebende an die Südküste Neuguineas gelangt und wurden vom Gouverneur von Britisch-Papua nach Friedrich-Wilhelmshafen befördert. Die Mannschaft berichtete, daß die Europäer und ein Teil der Soldaten und Träger den Anstrengungen der Märsche im Hochgebirge, vor allem aber dem eingetretenen Mangel an Nahrungsmitteln erlegen seien. Einer der Überlebenden war der in meiner Truppe stehende Soldat Tom aus Djaul. Dieser meldete mir im Mai, daß die bisher geglaubten Erzählungen über das Ende des Herrn Ehlers falsch seien. Die Expedition

wäre in völlig erschöpftem Zustande ihrer Teilnehmer an einen Fluß gelangt, der südwärts ging. Die Mannschaft hätte darauf Ehlers vorgeschlagen, Flöße zu bauen und den Fluß abwärts zu fahren. Ehlers habe dieses schroff abgelehnt und bedeutet, daß nach seinem Kompaß eine andere Richtung eingeschlagen werden müsse, als der Flußlauf sie zeige. Da hätten die aus den Salomo-Inseln stammenden Soldaten Ranga und Upia in ihrer Verzweiflung Ehlers und Piering getötet, dann seien die Salomo-Inulaner der Truppe über die aus Neumecklenburg stammenden Leute hergefallen und hätten einige von diesen getötet und verspeist. Er selbst mit seinen Landsleuten wäre zunächst geflüchtet, sei dann aber den Spuren der anderen gefolgt und mit ihnen geborgen worden. Man hätte sich schließlich geeinigt, die bisher bekannte Nachricht von dem Schicksal der Expedition zu geben. Er bringe aber nunmehr die Sache zur Anzeige, weil er seine getöteten Kameraden rächen wolle. Ich gab diese Nachrichten an den Landeshauptmann weiter, dem sie durch die noch in Stephansort befindlichen Teilnehmer des Zuges bestätigt wurden. Der im Juli wiederkehrende Dampfer brachte mir die Weisung, nach Stephansort zu reisen, um dringende richterliche Geschäfte wahrzunehmen, da der Posten des Richters dort seit längerer Zeit nicht besetzt war. Ich nahm Tom und vier Soldaten mit und richtete an den Kommandanten des zu Anfang August erwarteten Kreuzers „Falke“, Korvettenkapitän Wallmann, das Ersuchen, wenn irgend möglich, mich in Stephansort aufzunehmen zu einer ihm vorgeschlagenen Rundfahrt, um

in den Außenbezirken, vor allem im nördlichen Neumecklenburg, den gemeldeten Ereignissen nachzugehen und Ordnung zu schaffen.

In Stephansort wurde ich mit der Nachricht empfangen, daß Ranga und Upia aus dem Gefängnisse ausgebrochen seien und sich in den Bergen einwärts der Insel Bilibili bei den Eingeborenen aufhielten. Irgendwelche militärisch geschulten Kräfte waren nicht vorhanden. Es stand also mit der Verfolgung mißlich, wenn diese beiden mit den Verhältnissen vertrauten Leute die Eingeborenen zu einem Vorstoß gegen die Europäersiedlungen aufwiegelten. Sehr rasch lief auch die Meldung ein, daß Ranga einen chinesischen Fischer, dem ein Gewehr anvertraut worden war, erschlagen und ihm Gewehr und Patronen abgenommen hätte. Wir rüsteten ein Unternehmen aus, der beiden Leute habhaft zu werden, an dem der Landeshauptmann von Hagen, die Herren Voluminski, Blum und ich teilnahmen. Meine fünf melanesischen Soldaten und vier mit Gewehren bewaffnete Malaien bildeten den Kern der Streitmacht. Außerdem wurden noch achtzehn Melanesen, die mit Axten und Speeren bewaffnet waren, mitgenommen. Das Unternehmen endete höchst unglücklich. Herr von Hagen wurde von dem hinter einem Baume lauerten Ranga durch einen Schuß in das Herz getötet. Der Schütze entkam. Es blieb nur übrig, den Gefallenen zur Küste zu befördern und noch in der Nacht mit den Ruderbooten nach Stephansort zurückzukehren. Die See war außerordentlich rauh, wir kamen mit unseren übermüdeten Leuten kaum von der Stelle. Da wurde plötzlich

Feuerschein sichtbar, kurze Zeit darauf nahte uns eine Pinasse, die uns in das Schleppt nahm. S. M. S. „Falke“ war am 14. August, etwa zur gleichen Stunde, in der Herr von Hagen fiel, eingetroffen und hatte meine Soldaten an Bord. Nach der Bestattung des gefallenen Landeshauptmannes nahm ich nun mit besseren Kräften die Verfolgung der beiden Entsprungenen wieder auf, in deren Verlauf es auch zu Zusammenstößen mit den vor uns herflüchtenden Eingeborenen des Berglandes kam. Wir konnten aber bei der völligen Anwegsamkeit des Geländes die Fliehenden weder zum Stehen bringen, noch der Gesuchten habhaft werden. Spät in der Nacht traf ich nach mühseligem Marsche in Friedrich-Wilhelmshafen ein, wo der Kreuzer vor Anker gegangen war. Am nächsten Tage wurde die Verfolgung wieder aufgenommen, die aber ein Ende dadurch fand, daß die Eingeborenen meldeten, sie hätten die beiden Abeltäter selbst erschlagen, um vor uns Ruhe zu haben. Der Augenschein bestätigte diese Nachricht. Da wir mit den Eingeborenen selbst nichts zu schaffen hatten, trat eine rasche Beruhigung der Bewohner an der Astrolabe-Bucht ein. Die nun folgende Reise mit Kapitän Wallmann und seiner tapferen Besatzung bleibt mir in steter Erinnerung, denn ich bin in all meinen Bewegungen auf das wärmste unterstützt worden und fand auch im persönlichen Verkehr mit dem Kommandanten Verständnis und Förderung für die mich treibenden Aufgaben. Die Fahrt ging zunächst nach der Insel Uly. Die Eingeborenen hatten sich dort noch nicht wieder niedergelassen. Auf der Insel Tumsleo in der Nach-

barschaft war inzwischen die Mission vom Heiligen Geiste
seßhaft geworden. Es wäre zwar möglich gewesen, durch
ihre Vermittlung mit den Eingeborenen der Insel Uly in
Verbindung zu gelangen, mir schien es aber richtiger zu
sein, an diesem weit entlegenen Punkt des Schutzgebietes
jedes Eingreifen zu vermeiden, schon um die Lage der
neu gegründeten Mission nicht zu gefährden. Die Fahrt
wurde nach Wuwulu fortgesetzt, das im Morgengrauen
gesichtet wurde. Die von einem Korallenriff umgürtete
Insel bot keinerlei Ankergrund. Als der Kreuzer sich dem
Ort der zerstörten Faktorei näherte, fuhren ihm die Ein-
geborenen in ihren Auslegerkähnen in Mengen entgegen.
Ich zählte rasch über achtzig solcher Fahrzeuge. Mit dem
Glas konnte ich ermitteln, daß am Strande hinter den
Büschen noch eine Menge Volkes sich verborgen hielt.
Das Schiff wurde von den Kähnen umringt. Es zeigte
sich aber, daß keiner der Eingeborenen Waffen bei sich
hatte, sondern daß sie nur die schönsten Gegenstände ihres
Gewerbefleißes anbieten wollten; es entspann sich ein
lebhafter Tauschhandel, wobei die begehrten Waren Mes-
ser und Beile bildeten. Die Boote gingen zu Wasser, ich
fuhr mit meiner Mannschaft an das Riff heran, auf dem
ich bei völlig ruhiger See in das Wasser springen konnte,
um watend das Ufer zu erreichen. Ich ließ meine Mann-
schaft weit auseinandergehen, da ich bemerkte, daß vom
Ufer her, das immer noch zweihundert Meter entfernt
war, eine Menge Menschen sich nunmehr in Bewegung
setzte. Und siehe, es breitete sich ein Schwarm von mehre-
ren hundert Frauen und Kindern auf dem Riff aus und

ließ uns mit Schreien und Winken entgegen. Mir blieb nichts übrig, als vorsichtig zu sein, und so wurde das mit dichtem Wald bestandene Ufer, in steter Bereitschaft zum Kampfe, in der Umrahmung der Weiber und Kinder erreicht. Es ließ sich kein Mann sehen; die in den Rähnen vor dem Kreuzer liegenden Menschen kümmerten sich in keiner Weise um mich und meine Soldaten. Ich marschierte bis zur nächsten Siedlung, auch da war kein Mann sichtbar. Mir wurde klar, daß ich zu einer Verständigung mit den Menschen nicht kommen konnte, daß sie aber ebensowenig sich vorstellten, daß ich etwa zur Bestrafung der Schuldigen erschienen sei. Ich selbst konnte mit den Frauen in einen Austauschverkehr nicht eintreten, weil ich keine Waren mit mir hatte. Unsere Gewehre wurden von ihnen zwar befühlt, in ihrer Bedeutung aber nicht verstanden. Die Seitengewehre der Soldaten hätten sie brennend gerne gehabt. Als wir wieder am Ufer angekommen waren, schleppten die Frauen reiche Vorräte an Fischen und Kokosnüssen heran und boten sie zur Bewirtung dar. Da ein weiteres Verweilen für mich zwecklos war, kehrte ich an Bord zurück, erstattete dem Kommandanten Meldung und die Reise wurde fortgesetzt. Wir warfen Anker vor der Insel Kung. Die an der Erschlagung der sieben Arbeiter Schuldigen hatten sich geflüchtet und waren nicht zu fassen. Ich marschierte in Begleitung des Händlers an der westlichen Vorspitze quer durch die Insel Neuhannover und besuchte auch die im Süden gelegenen Dörfer, die für die Arbeiteranwerbung wichtig waren. Ich wurde überall freundlich begrüßt, Klagen wur-

den nicht vorgebracht und es wurde versichert, daß Ruhe herrsche, seitdem die Raubzüge der Piraten von Selapiu unterbunden waren. Der Kreuzer nahm mich wieder auf und lief nach Nusa-Hafen. Hier beschwerten sich die Händler überwiegend gegen die Bewohner von Rabien. Aus dem schweren Sündenregister dieser trotzigen Leute greife ich nur einiges heraus. Im März 1894 hatten sie einen dort stationierten Händler nebst seinen Begleitern erschlagen. Das Jahr darauf nahmen sie einen der Firma Hernalheim & Co. gehörigen Kutter weg und töteten die Besatzung. Im April 1895 griffen sie den Schonner „Sungga“ an, wurden aber im Kampfe zurückgeschlagen. Jetzt richteten sie ihre Plünderungszüge gegen die Dörfer südwärts bis zur Angriffs-Insel und gegen die Insel Dsaul. Die Kutter der Händler wagten nicht mehr, die gewohnten Handelsfahrten zu unternehmen, das Geschäft lag still. Kapitän Wallmann und ich fuhren mit meinen Mannschaften und einer Landungsabteilung des Kreuzers durch den Albatroskanal in mehreren von der Pinasse geschleppten Booten nach Rabien und landeten dort. Ich hatte am Tage vorher durch Vermittlung des Dorfes Bagail im Nusa-Hafen Nachricht vorausgeschickt, daß man uns erwarten möchte, da ich nicht zum Kampfe kommen würde, sondern daß ich Beschwerden und Klagen, die man mir sicher vorzubringen hätte, anhören wolle. Die Eingeborenen empfingen uns friedlich, es gab eine Aussprache, in der ich alle Unbilden hören mußte, die ihnen von den Nachbarn, wie auch von einzelnen Europäern zugefügt worden seien. Die Leute, die an den vorgefalle-

nen Uebeltaten die Schuld trügen, befänden sich nicht bei ihnen, sondern lebten in Kableman auf der Ostküste Neumecklenburgs, wo im April 1895 ein dort seßhafter japanischer Händler ermordet und seiner Habe beraubt worden war. Inwieweit die Angaben Glauben verdienten, ließ sich natürlich nicht ermitteln. Aber ich machte auch hier den Versuch, zunächst durch friedliche Einwirkung Einfluß zu gewinnen. Auch der Kapitän war mit diesem Verhalten völlig einverstanden. Der Kohlenvorrat des Schiffes ging zu Ende. Es war nicht mehr möglich, die Ostküste Neumecklenburgs und die vorgelagerten Inseln zu besuchen. Ende August traf der Kreuzer vor Herbertshöhe ein und setzte mich an Land.

Die Schaffung des Landfriedens im Nordgebiete der Gazelle-Halbinsel durfte als gelungen betrachtet werden. Eine allgemeine Verkehrssicherheit ergab sich hieraus als erste von den Eingeborenen wie von den Europäern angenehm empfundene Folge. Die Verkehrsfreiheit am Strande wie auf den Pfaden in das Innere war durch zwei besondere, den Eingeborenen wichtige Einrichtungen, noch gehemmt. In den an der See gelegenen Landschaften bestand die Einrichtung des Dukduk und im Innern die der Iniet. Es ist nicht meine Absicht, in eine Untersuchung über die Herkunft und Bedeutung dieser Geheimbünde einzutreten, die Wissenschaft hat sich hinreichend mit ihnen beschäftigt. Ich hatte mit ihnen zu tun, weil in den Zeiten der Festlichkeiten durch das Nachtgebot der einzelnen Führer oder Häupter die Wege gesperrt oder nur gegen Bezahlung einer Abgabe in Muschelgeld freigegeben

wurden. Ich ließ die Gebräuche und Einrichtungen unangetastet, verbot aber jede Hemmung des freien Verkehrs. Mein Weg führte mich zunächst nach meiner Landung wieder nach der Nordküste zur Abhaltung von Gerichtstagen. Ich hatte, wie schon vorher oft, in dem gastfreien Hause des Paters Bernhard Bley der Katholischen Mission genächtigt und sah nun von der Veranda des Hauses am frühen Morgen, daß verummte Gestalten oder Dukduk-Tänzer ihre Tabuzeichen wieder an der See aufstellten. Die Errichtung dieser Zeichen bedeutete das Verbot des freien Verkehrs - tabu heißt geweiht, verboten. Ich benutzte die gebotene Gelegenheit, ließ die Leute ihre Maskenkostüme ablegen und diese verbrennen. Das wirkte weithin; zu besonderen Schwierigkeiten mit den Geheimbünden ist es nicht gekommen, auch nachdem ich die Abhaltung der Feste auf gewisse Zeiten im Jahre beschränkt hatte. Ich konnte bald erfahren, daß diese Ordnung sich auch des Beifalls der Eingeborenen selbst erfreute. Schwieriger als mit der Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung stand es mit der Heranziehung der Eingeborenen selbst, namentlich der bestellten Häupter, für eine geordnete Rechtspflege. An Streitigkeiten fehlte es gewiß nicht. Aber die Häuptlinge versagten zum Teil, sei es, daß sie nicht fähig waren, Recht zu finden und zu sprechen, oder, was noch schlimmer war, daß sie sich in Ausnutzung des Amtes bereicherten. Hier erwachsen unendliche Mühen und es bedurfte vieler Geduld, um mit den Menschen einer anderen Kultur langsam zum Ziele zu gelangen. Versammlungen zum Zwecke der Beratung

und Aussprache waren den Sippenangehörigen bekannt. Aber daß ein Fremdling sie zu solchen einlud, war neu. Meinen Aufforderungen, zu den Gerichtstagen sich einzufinden, wurde daher im Anfange nicht entsprochen, so daß ich mir die Häupter wie das Volk erst mühselig zusammenholen mußte. Da sich aber rasch herumsprach, daß man bei diesen Tagungen Recht finden konnte, so wurde es bald üblich, daß Hilfsuchende sich einfanden. Die zum Erscheinen aufgeforderten Gegner ließen sich freilich zunächst nie sehen, jeder mußte herbeigeholt werden. So kam es in dem bergigen und zerrissenen Lande zu ausgedehnten Märschen in das Innere. Noch besser als die Abholung der Geladenen wirkte die Verhängung von Ungehorsamstrafen in Muschelgeld gegen jeden Säumigen. Ich hatte bald erreicht, daß die Parteien sich pünktlich einfanden; schließlich bequemten sich auch die Häupter der Landschaften zum Besuche, da sie merkten, daß ihr eigenes Ansehen durch ihre Beteiligung an der Rechtsprechung einen Zuwachs erfuhr.

Das Zusammenleben der Melanesen baut sich auf dem Mutterrechte auf. Eine geschlechtliche Beziehung zwischen den Angehörigen des gleichen Totems ist ausgeschlossen. Vergehen gegen diese Sitte wurden ausnahmslos mit der Tötung der Schuldigen durch die eigenen Gewalthaber oder Familienangehörigen gesühnt. Damit dehnt sich der Begriff der Blutschande auf Verbindungen zwischen Mann und Weib aus, bei denen nach unseren Begriffen eine Verwandtschaft überhaupt nicht mehr nachzuweisen ist. Die Frauen werden aus ihrer Sippe gegen Erlegung

eines Preises in Muschelgeld gekauft. Ein armer Teufel konnte sich daher nur verheiraten, wenn ihm ein anderer den zu erlegenden Kaufpreis als Darlehn gab. Allgemein wurde dieses als Pflicht des Gewalthabers von mütterlicher Seite her angesehen, da die Kinder der Frauenseite zufielen und dem Oheim mütterlicherseits, dem Matuana, unterstanden. Die Verlobung mit dem Versprechen künftiger Eheschließung nach Erreichung des Reifealters wurde zwischen den Eltern oder Gewalthabern oft schon für die Kinder abgeschlossen. Es war daher nicht selten, daß die zur Reise Bekommenen mit der getroffenen Wahl nicht einverstanden waren; Streitigkeiten über die Auflösung dieser Verlöbniße, denen sich unter Umständen die Beteiligten durch Flucht entzogen, waren an der Tagesordnung.

Das Muschelgeld der Eingeborenen wird allen Erfordernissen eines Zahlungs- und Wertschätzungsmittels in unserem Sinne gerecht. Der Grundstoff ist schwierig zu beschaffen und verhältnismäßig selten. Die Verarbeitung ist zeitraubend und nicht einfach, bis die gangbare „Münzform“ hergestellt ist. Die einzelnen Muschelchen oder Muschelplättchen sind haltbar, nach ihrer Aufreihung auf Fäden teilbar, im Gewicht nicht schwer und daher bequem zu bewegen. Es gab eine Fülle von „Währungen“, jede mit einem bestimmten örtlichen Geltungsbereiche. Fremde Währung wurde von den Nachbarn vielleicht noch als Schmuck im Tauschwege begehrt, jedoch nie in Zahlung genommen. Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. Im mittleren Neumecklenburg hieß das gebräuchliche Geld

Pele. Es bestand aus dünnen runden grauen Scheibchen, die durchlocht und auf feinen Bastfäden bis zur Länge einer Spanne aufgereiht wurden. Die Scheibchen wurden aus den Bruchstücken einer Muschel durch Reiben auf Steinen zurechtgeschliffen. In der Neulauenburg-Gruppe und dem nördlichen Teil der Gazellehalbinsel lief Diwara, auch Tabu genannt, um. Von den einzelnen kleinen Muscheln wurde der Rücken abgeschlagen, eine Durchlochung hergestellt, die fertigen Stücke auf einem aus getrockneten Rotang (spanisch Rohr) hergestellten „Fäden“ aufgereiht. Die Fäden wurden mit ausgestreckten beiden Armen über die Brust gemessen, das Maß hieß pokono, etwa mit Klafter richtig wiedergegeben. Die Diwaramuscheln mußten in Nakanaï und weiter noch im Süden Neupommerns geholt werden, sei es daß sie auf den Riffen gesammelt, sei es daß sie im Tauschhandel von den dortigen Eingeborenen gewonnen wurden. Das begehrte Tauschstück bildete Pele, das Geld des mittleren Neumecklenburg. Es wurde als Schmuck in Fäden um den Hals oder die Stirne gewunden. Die Leute aus Neulauenburg holten es und verhandelten es gegen Diwara nach der Nordküste der Gazellehalbinsel. Deren Bewohner fuhren alljährlich in der Zeit des Südostpassates nach Nakanaï. Die Fahrten dorthin waren gefahrvoll, dauerten in Auslegerkähnen, bewegt durch Paddeln, oft Monate hindurch. Recht oft brachten die Muschelsucher keine Schätze, sondern Wunden und Beulen aus den Zusammenstößen mit den Wettbewerbern oder mit den fremden Uferbewohnern nach Hause. Vor Nachahmungen war

das Muschelgeld geschützt. Alle Bemühungen, künstlich hergestelltes Muschelgeld in Verkehr zu bringen, schlugen fehl. Die Eingeborenen erkannten stets die „Fälschungen“ und wiesen die fremde Ware zurück.

Auf den Admiralitätsinseln wurden Hundezähne als Geld benutzt, ebenso an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, wo überdies auch die gebogenen Hauer von Ebern in besonderem Werte standen. Diese beiden letzten Münzformen waren einer besonderen Bearbeitung nicht unterworfen und konnten daher durch den Handel zugeführt werden mit dem Ergebnis, daß in späteren Jahren eine richtige Inflation, namentlich auf den Admiralitätsinseln, eintrat.

Das Muschelgeld wurde nun nicht schlechthin als Zahlungsmittel benutzt. Auf dem täglichen Markt überwog der Tauschverkehr. Das Muschelgeld diente vor allen Dingen sakralen Zwecken, außer dem Brautkauf besonders der Verteilung nach dem Tode. Es war Pflicht der Verwandten beim Tode eines Angehörigen Muschelgeld zu „brechen“ oder zu verteilen (biu oder timbe). Die Verteilung geschah an das Trauergesolge. Wer ohne die Verteilung von Muschelgeld bestattet war, konnte nicht ruhen; seine arme Seele (tamberan) ging um.

Die begehrten Güter waren die Frau und das Muschelgeld. Streitigkeiten über Grenzen und Grundstücke kamen nur selten vor. Einige Fälle aus der Fülle der Erscheinungen beleuchten am besten das Rechtsleben der Eingeborenen und die mit der Schlichtung der Streitigkeiten verbundene Tätigkeit.

Ein findiger Mann hatte auf einem Ausläufer des Dunakofor ein pal na bobo errichtet, das ist ein Schauhaus oder Ausstellungsgebäude. Der Unternehmer lud die Eingeborenen weithin ein, in diesem Hause Muschelgeld zu hinterlegen. Durch seine Verbindung mit einem mächtigen Geiste sei ihm die Möglichkeit gegeben, dieses Muschelgeld über Nacht zu vervielfältigen, so daß der Einleger den Gewinn nach einer Abgabe bezahlt erhalte. Das Geschäft blühte, die Zahl der Gläubigen mehrte sich, da die ersten Kunden mit recht ansehnlichem Gewinn nach Hause zurückgekehrt waren. Die Einlagen wuchsen zu beträchtlichen Summen, bis über Nacht der Zauber- mann mitsamt dem Gelde in der Wildnis verschwunden war. Es bedurfte vieler Mühe seiner habhaft zu werden; schließlich gelang es auch, nachdem er eingesehen hatte, daß seine Beteuerungen über seine Beziehungen zu einem jenseitigen Helfer bei mir nichts fruchteten, die Geschädigten wieder in den Besitz ihres Geldes zu setzen.

Die Missionen zogen Eingeborene in besonderen Schulen zu Hilfslehrern heran. Einer dieser jungen Leute, der Wesleyanischen Mission zugehörig, schloß unter dem Segen der Kirche mit einem jungen Mädchen, das gleichfalls aus der Missionschule hervorgegangen war, eine Ehe, ohne daß der Verwandtschaft ein Kaufpreis erlegt wurde. Der Mission war daran gelegen, die Kaufehe zu erschüttern und in ihren Grundlagen allmählich beiseite zu schieben. Die Volkssitte war indessen der mächtigere Teil. Die beiden Eheleute kamen zu mir; die Frau erzählte unter Tränen, daß sie im Verkehr mit anderen Frauen von diesen

nicht als rechtmäßig verheiratet anerkannt und mit Schimpfworten überhäuft würde. Es blieb nichts übrig, als den Kaufpreis für die Frau nachträglich zu bezahlen und damit den Schaden zu heilen.

Eines Morgens fand sich in Herbertshöhe eine große Zahl von Eingeborenen vor dem Gerichtsgebäude an, Männer und Frauen; sie mußten von weit hergekommen sein, denn am Strande lagen zahlreiche Kähne hochgezogen. Man stellte mir vor, daß zwei angesehene Familien in der Landschaft Nondup der Kraterhalbinsel über den Kaufpreis für eine Braut sich nicht einig werden konnten. Es habe wegen dieser Angelegenheit, da das junge Paar nicht voneinander lassen wollte, schon so viel Streit und Zank gegeben, daß ich, da der Speer nicht mehr entscheiden dürfe, den Wert der Frau bestimmen möchte. Das war eine heikle Aufgabe. Ich schickte alle Umstehenden aus dem Gerichtsgebäude fort und überzeugte mich bei Bräutigam und Braut durch Befragen, ob sie denn auch wirklich einander heiraten wollten und nicht etwa vorzögen, daß ich sie von unerwünschtem Zwange löste. Die Braut beteuerte mir durch gefühlvollen Augenaufschlag ihre Neigung zu dem Manne, und dieser bat bewegt, ihm zur Eheschließung zu verhelfen. Ich zögerte also nicht, einen recht hohen Kaufpreis für das junge Mädchen zu bestimmen, verbitterte aber diesen für die Angehörigen der Braut angenehmen Spruch durch die Festsetzung eines entsprechenden Betrages für das „Lukara“, das Festessen, das von der Frauenseite her gegeben werden mußte. Ich war ungewiß, ob meine „Preise“,

abgesehen von dem Brautpaare, sich einer Zustimmung erfreuten. Ich wurde aber nach drei Tagen mit einem Schwein und einer mächtigen Sendung von Feldfrüchten, die in mehreren Rähnen herangebracht wurde, aus der Fülle des „Lukara“ bedacht, so daß meine Soldaten eine Nachfeier auf ihrem Festplatz veranstalten konnten.

Während eines Gerichtstages in der Landschaft Keravia in der inneren Blanche-Bucht brachten die Häupter einen Mann und eine Frau, die Spuren starker körperlicher Mißhandlung aufwiesen, in Fesseln an. Die beiden sollten nach den Angaben Blutschande getrieben haben. Es wurde mir versichert, daß sie von den Verwandten lediglich aus Furcht vor der europäischen Verwaltung nicht mit dem Tode bestraft worden seien, wie das die Sitte verlange. Man forderte von mir, die beiden hängen zu lassen, jedenfalls dafür zu sorgen, daß sie ihre Heimat nie wiedersehen würden. Meine Ermittlungen ergaben, daß die beiden Schuldigen nach unseren Begriffen nicht verwandt waren; da sie aber demselben Totem angehörten, durften sie nicht in nähere Beziehungen zueinander treten. Ich bemühte mich, den Häuptern die verschiedene Auffassung in der Beurteilung des Vergehens klarzumachen. Ich bekam nur leidenschaftliche Vorwürfe und Klagen zur Antwort, die darin gipfelten, daß das Eindringen des europäischen Einflusses die guten alten Sitten verderbe. Ich nahm die beiden Leute mit mir und sorgte dafür, daß sie auf einer Pflanzung in Neuguinea Unterkunft fanden. Eine Strafe wurde nicht ausgesprochen.

Einer meiner Leute war in seinen Heimatgau südlich

Herbertshöhe zurückgekehrt und hatte geheiratet. Er fand sich bei mir ein und erzählte, daß er sich ein besonderes Stück Land ausgewählt habe, um darauf Feldfrüchte für den eigenen Bedarf und für den Markt zu ziehen. Seine Sippe widersetze sich aber und verlange von ihm, daß auch die auf seinem Grundstücke gezogenen Feldfrüchte der Allgemeinheit zufallen sollten. Die Eingeborenen lebten im Sippenkommunismus verbunden. Grund und Boden war gemeinsam, die Felder wurden gemeinschaftlich bestellt, später dann einzelne Beete oder Abschnitte ausgelegt, die bestimmten Gruppen zur Pflege und Ernte zufielen. Der Soldat versicherte, daß er seine Verpflichtung seiner Sippe gegenüber durch die Beteiligung an der gemeinsamen Arbeit stets erfüllt habe. In einer Besprechung an Ort und Stelle mit den Stammeszugehörigen konnte ich feststellen, daß gegen die Arbeitspflicht kein Verstoß vorlag; ich gebot daher den Leuten, dem jungen Mann und seiner Frau den Ertrag ihrer Mehrarbeit auf dem von ihnen selbstgewählten Grundstücke ungeschmälert zukommen zu lassen. Dieser Vorfall machte von sich reden, das Beispiel fand eine reiche Nachahmung. Der Eigenbau verbreitete sich von Gau zu Gau, die Felder wuchsen, der Markt belebte sich, die Gemeinwirtschaft der Sippe zerfiel im Laufe der Jahre im nördlichen Randgebiet der Gazellehalbinsel.

Die Förderung des Arbeitsfleißes nahm ich noch von einer anderen Seite her in Angriff. Die Pflanzungsunternehmungen führten Klage, daß bei der Ausmessung der Schutzländereien den Eingeborenen zuviel Land zugeteilt

worden sei, das sie überhaupt nicht in Nutzung nähmen. Ich bedeutete den Häuptionern durch ihren Fleiß zu zeigen, daß sie die ihnen überwiesenen Schutzländereien tatsächlich zu bebauen verstünden und brauchten. Binnen kurzer Zeit dehnten sich auch hier reiche Pflanzungen über vorher ödes Gelände oder Urwald aus.

Die Europäer neigten dazu, die Eingeborenen als faul zu bezeichnen. Diese bestimmten ihre Tagesarbeit nicht nach der Uhr, sie waren für den Fischfang wie für die Feldbestellung an die Jahreszeiten gebunden. Die Leistungen waren daher, zeitlich gesehen, unregelmäßig. Die Jagd war bei der Armut an Tieren nicht ergiebig. Ich habe noch gesehen, wie in der Landschaft Kalili am Fuße der Paparatawa-Berge die Eingeborenen in gemeinsamer Arbeit ohne eiserne Werkzeuge ein Feld herrichteten. Ein Teil der Männer stand schwer bewaffnet Wache zum Schutz gegen einen etwaigen Überfall. Der andere Teil brach mit langen spitzen Holzknüppeln die Erde um, die Frauen saßen in Reihen da und klopfen mit Holzstäben die Schollen klein. Die Rodung des Waldes war vorausgegangen. Die Leute waren demnach gewohnt hart zu arbeiten. Die allmähliche Verbreitung von Spaten, Messern und Beilen bewirkte zwar eine Erleichterung und Beschleunigung der Arbeit, konnte aber in der Art der Feldbestellung durch gehäuften Arbeitsleistungen je nach der Jahreszeit keine Änderung verursachen. Für mich wurde es eine besondere Aufgabe, den vorhandenen Fleiß zeitlich gleichmäßiger verteilt zu nützen. Eine Notwendigkeit hierfür ergab sich auch daraus, weil mit dem Wegfall

der steten Kriegsbereitschaft die Männer an eine neue Beschäftigung gebunden werden mußten; sie standen jedenfalls für eine Mehrleistung auf wirtschaftlichem Gebiet zur Verfügung. Ich fing bei dem Häuptling Tokinkin in Kaluana an, der über viel Volk und gutes Land verfügte, und bewog ihn eine Kokospalmpflanzung nach europäischem Muster zu schaffen. Nach der technischen Seite boten sich gar keine Hemmungen, weil die Jungmannschaft durch Arbeitsdienst in den Pflanzungen Erfahrung besaß. Es war nur schwierig, die Leutchen von dem Nutzen einer größeren Anlage, deren Ernte erst in Jahren zu erwarten war, zu überzeugen. Auch dieses Werk glückte und fand Nachahmung. An der Einwirkung freilich durfte es niemals fehlen, aber zur Aufrichtung eines Pflanzzwan- ges oder zur Androhung von Strafen ist es im Bereiche der Gazellehalbinsel nicht gekommen. Die günstige Gelegenheit für den Absatz von Feldfrüchten und Kopra för- derte alle diese Bemühungen.

Das Aufleben des Handelsverkehrs wirkte sich auch auf die europäische Seite aus. Bis dahin war es üblich, bei den Handelsniederlassungen Kokosnüsse von den Ein- geborenen gegen Tabak oder andere Handelsware einzu- tauschen. Die Händler mußten die Aufbereitung des markt- fähigen Erzeugnisses, der Kopra, mit einem ständigen Arbeiterpersonal selbst vornehmen. Es erschien viel ein- facher und lohnender, diese Arbeit auf die Eingeborenen abzuwälzen. Es bildete sich daher eine Vereinigung der Händler und Kaufleute unter Aufrichtung der Verpflich- tung, künftig keine Nüsse mehr, sondern nur noch Kopra

von den Eingeborenen zu kaufen. Man trat an mich mit dem Verlangen heran, diese Neuerung auch den Eingeborenen als nützlich und notwendig aufzuerlegen. Ich habe mich dieser Aufgabe willig unterzogen, die Eingeborenen gingen auch allenthalben zur Aufbereitung von Kopra über. Das Produkt fiel anfangs mangelhaft aus, da die Zurichtungen für die Herstellung einer guten marktfähigen Ware vielfach noch fehlten. Aber dieser Fehler ließ sich beheben. Zunächst herrschte große Genugthuung über den Fortschritt, aber die Einigung hielt nicht an. Die Händler selbst wendeten sich von der getroffenen Vereinbarung ab und fingen wieder an, Nüsse zu kaufen, so daß dieser schöne Bund im Verlauf eines Jahres wieder zerfiel. Die Eingeborenen blieben vielfach bei der einmal aufgenommenen Geslogenheit, ihre Nüsse selbst marktfähig aufzubereiten, weil sie für die aufgewendete Arbeit auch Bezahlung erhielten.

Die Straße nach dem Dunakokor war, wie schon erzählt, vollendet. Sie konnte, holperig wie sie war, bis zum Hügel Toma in der Landschaft Papatatawa mit Ochsenkarren und leichten Einspännern befahren werden. Von da ab bis zum Vorsprung Bitakaur, das heißt Bambusplatz, am Aufstieg zum Dunakokor und am Abstiege nach Tamanairiki konnte man nur zu Fuß oder zu Pferde gelangen. Die geschilderten, noch im Werden und Wachsen begriffenen Erfolge hatten bei der europäischen Bevölkerung eine Umstellung bewirkt. Man begann, mit Vertrauen entgegenzubringen, der Umschwung der Meinung fand auch Ausdruck. Es gab zur Einweihung der neuen

Straße ein Fest in Bitakaur. Es wurde an Ochsenkarren, Pferden und Wagen aufgeboten, was vorhanden war; die Menschenmenge trat mit der Mannschaft des Kreuzers „Falke“ den Marsch nach dem Inneren an. Die sechzehn Kilometer Entfernung wurden ohne Zwischenfall und Beschwerdnis zurückgelegt. Für die meisten der Teilnehmer war das Innere der Gazellehalbinsel bis dahin ein unbekanntes Land. Mit dem Aufstieg auf die Vorberge zum Dunakofor wurde ein Überblick über die Umgebung gewonnen. Die einzelnen Abteilungen machten halt, die Landschaft zu bewundern: im Norden die weite glänzende See, aus der sich die Inselchen der Neulauenburg-Gruppe, umschäumt vom Silbergürtel der Brandung, deutlich hervorhoben, die mächtigen Bergketten der Insel Neumecklenburg ragten dahinter gen Himmel. Gegen Nordwesten fiel der Blick auf die weite Bucht von Kabaul, umsäumt von den Bergkegeln der Kraterhalbinsel. Im Osten lief das helle Band des Georg-Kanals zwischen der Gazellehalbinsel und Neumecklenburg. Das Gelände zu Füßen hatte ein parkähnliches Aussehen, Mangflächen mit einzelnen Baumgruppen wechselten mit den Feldern der Eingeborenen und noch unberührten Beständen mächtigen Urwaldes. Der Ausblick wurde aber noch reizvoller, als der Weg bis zum Halteplatz Bitakaur zurückgelegt war. Südwestwärts schimmerte der weit gebuchtete Weber-Hafen herauf, der Blick verlor sich über ihn hinweg im weiten Ozean. Die tiefe Senkung, die vom Weber-Hafen ostwärts streicht, barg dichten Urwald, der nur durch die eingeschnittenen Bette der Flüsse aufgelichtet wurde. Allenthalben

auffsteigende Rauchsäulen gaben Kenntniss von der Besiedelung. Die Baining-Berge, steil aus der Senkung emporragend, schlossen das Bild ab. Am Halteplatz waren rasch die Vorkehrungen für den Aufenthalt und das Nachtlager getroffen. Das Wetter war günstig. Auf den Bau von Zelten wurde verzichtet. An einem Bambus brachte man eine Holztafel mit Inschrift an, um sich dann festlichem und vergnügtem Treiben zwanglos zu überlassen. Die Nacht wurde etwas kühl, da der Ort bereits vierhundert Meter über der See gelegen ist. Der Rückmarsch vollzog sich daher in aller Morgenfrühe; es ist dann an diesem Tage nach der Rückkunft herzlich wenig in den Schreibstuben oder Pflanzungen gearbeitet worden. Das Fest bildete auch den Abschluß der Berührung mit der Mannschaft und den Offizieren des Kreuzers „Falke“. Das Schiff ging in See nach Sydney und Samoa, damit hob des Tages gleichmäßiges Werk wieder an.

Ich wurde zunächst nach Neumecklenburg gerufen. Es kamen Abgesandte der Landschaft Bom zu mir und meldeten, daß nicht nur sie, sondern auch ihre Nachbarn sich durch die Bewohner der Ostküste, vornehmlich der Landschaft Sohun, bedroht fühlten. Mit diesen Leuten habe es schon früher Streit gegeben, die Blutfehde sei alt. Da sie selbst aber seit ihrem Anschluß an die Wesleyanische Mission sich jeder Feindschaft enthalten hätten, wäre in der letzten Zeit Ruhe gewesen. Nun seien aber einige ihrer Leute, die in den Bergen gearbeitet hätten, erschlagen und als Beute mitgenommen und verzehrt worden. Man rufe meine Hilfe an, um dem Blutvergießen Einhalt zu ge-

bieten. Das Wetter war günstig, ich konnte es wagen, mich wiederum der schon beschriebenen „Kalabua“ anzuvertrauen. Ein anderes Verkehrsmittel stand nicht zu Gebote. Die Fahrt glückte. Nach einer Nachtrast in Bom stieg ich mit der Mannschaft und den Hilfstruppen, die sofort von allen Seiten zugelaufen kamen, in die Berge empor. Ich gewann hier zum erstenmal einen Einblick in den stufenweisen Aufbau des Rossel-Gebirges, das heißt der Gebirgslandschaft des mittleren Neumecklenburgs. Dem Auge sichtbar war nur rein korallinisches Gestein. Die Korallengebilde waren zum Teil so unverkehrt, als ob sie vor kurzem erst aus der See emporgetaucht wären. Ich zählte sechs Stufen, entsprechend den Zeitabschnitten, in denen im Laufe der Jahrtausende das Gebirge aus der Tiefe des Ozeans emporgehoben worden war, bis es seine heutige Ruhelage erreicht hatte. Der Ostabhang bietet dieses einfache Bild nicht. Der Abstieg ist weniger steil und durch Faltungen mannigfach zerrissen. Nach sechsstündigem Marsche war das Gebirge überquert und wurde die Küstenvorebene erreicht. Ich bildete mit meinen Soldaten die Spitze, auf dem engen Pfade Mann hinter Mann marschierend, die Speerträger schlossen sich an. Bei einer kurzen Wendung öffnete sich plötzlich eine Lichtung, auf der eine wohlbewaffnete Menge von Menschen, vielleicht zweihundert Krieger, lagerte. Sie sprangen empor, stießen ihre Kriegsrufe aus und schwangen ihre Waffen. Meinen Soldaten brauchte ich keine Weisung zu erteilen. Sie sahen freies Schußfeld vor sich und marschierten rechts und links von mir mit Blitzesschnelle auf. Auch einzelne der Bundes-

genossen stürzten voran und feuerten zum Schießen und zum Kampfe an. Ich hielt meine Mannschaft nur mit Mühe zurück, während ich dem Feinde zurief, das Feld zu räumen. Es waren spannungsvolle Sekunden. Aber der andere Teil sah wohl ein, daß sein Heil in der Flucht lag; diese wurde dann auch überraschend schnell in Richtung auf die See vollzogen. Nun war kein Halten mehr. Schreiend und brüllend stürzten die Speerträger dem entweichenden Feinde nach. Meine Mannschaft hielt ich zurück bis auf fünf Mann, die mit in den Strudel der Vorwärtedrängenden geraten waren. Ich folgte dem Schwarm dicht auf der Ferse, denn mir lag daran das Dorf der Leute zu gewinnen, um dann, wenn möglich, auf die streitenden Parteien in Ruhe einzuwirken. Meine Absicht wurde vereitelt, denn von der Spitze her krachten Schüsse, wildes Kriegsgeschrei gab Kenntnis vom Handgemenge. Bis ich die kurze Strecke an den Ort des Zusammenstoßes zurückgelegt hatte, war bereits wieder Ruhe eingetreten. Die Fliehenden hatten sich an einem Bacheinschnitt mit steilen Rändern aufgestellt, um dort den Kampf aufzunehmen, sich aber sofort wieder zur Flucht gewandt, als aus ihrer Mitte durch die Kugeln der Soldaten einige gefallen waren. Die Leichen dieser Unglücklichen wurden von ihren Blutfeinden auf das fürchterlichste zugerichtet. Jeder mußte seine Waffe einmal in das Blut der Feinde tauchen. Ich hatte nun meine Truppe wieder beisammen und marschierte nach dem Dorfe, gefolgt von den Speerträgern. Die Ansiedlung selbst war sauber gepflegt und machte einen guten Eindruck. Alle Bemühungen an die Flüchtigen nun heran-

zukommen, schlugen fehl. Es war Blut geflossen und damit die Möglichkeit von Verhandlungen zerstört. Es blieb mir schließlich nur übrig, der Küste entlang nordwärts zu marschieren und bei einem Flüsschen am Fuße des Hügels Namatanai Lager zu beziehen. Die Nacht verlief ungestört. Der nächste Tag brachte den Rückmarsch über die Berge, der durch eine längere Rast auf dem Kämme des Gebirges unterbrochen wurde. Da sieben der Feinde gefallen waren, war in den Augen der Eingeborenen ein großer Sieg errungen worden. Das Ergebnis wurde bei der Annäherung an das Dorf auf der Kammhöhe durch wilden Gesang angezeigt, zeitweilig unterbrochen durch sieben langgedehnte, schrille Rufe. Am Dorfeingang standen die Frauen und Mädchen mit grünen Zweigen versehen und schlugen auf die Heimkehrenden mit Geschrei und Geheul ein. Die Bedeutung dieser Sitte ist mir nicht ganz klar geworden. Angeblich soll es eine Strafe der Frauen dafür gewesen sein, daß nicht mehr Feinde erlegt worden seien. Während meine Soldaten die verdiente Bewirtung empfangen, konnte ich beobachten, daß der Kamm in zwei steil abfallenden Graten verlief, zwischen denen eine tiefe Mulde sich dehnte. In den ursprünglichsten Zeiten hatten offenbar die beiden Berggrate als Atoll den ersten Ansatz für den Aufstieg des Landes über die Meeresflut dargestellt. Ich ging noch abends in See, nachdem ich den Häuptern der verschiedenen Landschaften den Auftrag zurückgelassen hatte, ihrerseits jeder Feindseligkeit sich zu enthalten und mich von dem Neubeginn einer solchen von Osten her sofort zu verständigigen.

Mein Eingreifen in dieser Angelegenheit war vornehmlich durch die Überlegung bestimmt worden, daß ein Anschwellen der Blutfehde nicht nur den bescheidenen Küstenhandel und die Anwerbung vernichten, sondern vor allem das Werk der Mission auf lange Zeit wieder lahmlegen würde. In der Leitung der Wesleyanischen Mission war um diese Zeit ein bedeutsamer Wechsel vor sich gegangen; Missionar John Crump ging in seine neuseeländische Heimat zurück, der bisherige Leiter, William Chambers, übernahm die Niederlassung auf der Nordküste, Kabakada, und in Kaluana, dem Hauptsitze der Mission, zog Herr Heinrich Sellmann mit Frau ein. Die Missionsleitung in Sydney hatte sich endlich entschlossen, einen deutschen Missionar an die Spitze zu stellen, um der fortschreitenden Entwicklung Rechnung zu tragen. Herr Sellmann hat in unermüdlicher Wirksamkeit und im besten Einvernehmen mit der europäischen wie der eingeborenen Bevölkerung das ihm anvertraute Werk viele Jahre geführt. Seine Person, ebenso die seiner Gattin, bildeten nach der gesellschaftlichen Seite hin einen wertvollen Einschlag; der gute und freundliche Geist, der die nachbarlichen Beziehungen der Siedler an der Blanche-Bucht lenkte, darf ihrer Wirksamkeit wesentlich mit zugeschrieben werden. In jener Zeit gab es zwei Brennpunkte des gesellschaftlichen Verkehrs, das Haus der Frau Kolbe in Gunantambu und das Haus „Kaule“ des Konsuls Max Thiel in Matupi. Es ist schon erwähnt, daß jeweilig bis zur Wiederkehr des Postdampfers acht Wochen verstrichen; einmal wenigstens in dieser Zeit, gewöhnlich kurz vor Dampfer-

ankunft, traf man sich an dem einen oder anderen Platze. Bei besonderen Gelegenheiten lud Bischof Couppé die Bevölkerung in seine gastliche Mission ein, während im übrigen der Verkehr sich in kleinen Kreisen bewegte, schon weil die Entfernungen und das gerüttelte Maß täglicher Arbeit ein Zusammenkommen nicht erlaubten. Frau Kolbe, unsere „Queen“, und Herr Thiel, den wir unseren „Sultan von Matupi“ nannten, beherrschten also das gesellschaftliche Feld. In Kalum, im Hause Parkinson, gab es freilich noch einen besonderen Anreiz zu geselligen Zusammenkünften. Hier drängte sich die Jugend des Landes, neben den Kindern Parkinsons die zahlreichen Neffen und Nichten der „Queen“. Das fröhliche Völkchen forderte sein Recht und fand es in reichem Maße. Frau Kolbe tat ein Ubriges auch für die Schulung; unter der sicheren Leitung von Fräulein Anna Waldow aus Zoppot übte die Jugend sich in den Grundfächern und in der Erlernung der deutschen Sprache. Eines Morgens erhielt ich ein Zettelchen, auf dem stand: „Lieber Dr. Hahl! Es ist so schrecklich langweilig in der Schule. Bitte kommen Sie schnell und besuchen Sie uns; dann wird Fräulein Waldow die Schule schließen.“ - Ich konnte dieser freundlichen Einladung zwar nicht sofort Folge leisten, aber an einem der nächsten Tage ritt ich vormittags zur Schule, sagte mich zum Frühstück an und saß fröhlich mit der Jugend zu Tische. Sie erreichte, was sie mit ihrem Briefe bezweckt hatte; es gab schulfrei für den Nachmittag.

Mit der einsetzenden Regenzeit war ich bei dem Mangel an Verkehrsmitteln wieder auf der Gazellehalbinsel fest-

gebannt. Ich versuchte reitbare Wege rund um die Blanche-Bucht bis hinüber zur Nordküste und an dieser entlang bis zum Kap Livuan zu schaffen. Für diesen Zweck genügte meist der Ausbau der vorhandenen Eingeborenenpfade. Nur das innere Rund der Blanche-Bucht bei Baravon, wo das tiefe Wasser bis an den Steilabfall der Berge heranreichte, war schwer zu überwinden. Endlich legte ich noch, abzweigend von Kalum, einen Reitweg auf die Hochfläche von Rakunai an, die sich als altes Blutfeld (Kamara) zwischen dem Absturz dieser vierhundert Meter hoch gelegenen Ebene nach der Blanche-Bucht und nach der Senkung zum Weber-Hafen dehnte. Die Anlegung dieses Reitpfades durch das vielfach zerrissene und spärlich bevölkerte Bergland fand durch einen besonderen Vorfall eine erwünschte Förderung. Der Sohn des Häuptlings der Landschaft Runai, einwärts Kalum, hatte einen Mann getötet, den er im Verdacht hatte, daß er sich mit seiner Frau vergangen habe. Ich habe nicht feststellen können, ob nun wirklich der Erschlagene ein Ehebrecher war, oder ob es sich nur um eine von den Eingeborenen geglaubte Bezauberung der Frau handelte. Der eigene Stamm hielt treu zu dem Totschläger. Die Verwandten des Erschlagenen verlangten Strafe. Nach alter Sitte wäre es zu schwerer Blutfehde gekommen. Ich machte den Häuptlingssohn dingfest und schickte ihn nach Friedrich-Wilhelmshafen, um dort drei Jahre abzubüßen. Da kam der betagte Vater zu mir und erbot sich, durch Leistung des ganzen Stammes an dem anzulegenden Weg auf die Höhe den Sohn frei zu arbeiten. „Wir wollen ihn weg-

graben", drückte er sich aus (ave na kal vue). Die Rechtsauffassung der Eingeborenen, die gesamte Sippe als verantwortlich, aber auch zum Beistand einzusetzen, kam in dem Angebot zum Ausdruck. Ich nahm es an, verbunden mit der Auflage, Wehrgeld an die Verwandten des Erschlagenen zu bezahlen. In vier Wochen war der einfache Weg, der nach meinen Angaben hergestellt wurde, vollendet, so daß mir nur übrigblieb, den Freigearbeiteten zurückkommen zu lassen. Der Vater und der Sohn sind dauernd verlässige Stützen der Verwaltung in ihrem Gau geblieben.

Auf der Hochfläche lebte der bedeutendste Führer der dortigen Eingeborenen, der alte Tobirau, auch To Kallangar genannt. Er stand an der Spitze eines großen Iniet-Bundes; in früheren Zeiten hatte es mit ihm einmal Fehde gegeben. Dieses Mannes wollte ich mich noch besonders versichern, um zu verhindern, daß er etwa durch Anschluß an die Völkerschaften in der Senkung dem Landfrieden gefährlich werden könnte. Er war bisher einer Begegnung stets ausgewichen. Im Zusammenhang mit den einfachen Megarbeiten gelang es mir aber, ihn schließlich zu fassen. Er wagte sich erst in der Abenddämmerung aus seinem Versteck hervor; wir haben uns bei Vollmondschein recht lange über alte und neue Zeit und das, was zu geschehen habe, unterhalten. Seine Sorge war, daß etwa Pflanzungen in sein Gebiet vorrücken möchten und daß die alten Sitten und Gebräuche, namentlich der Bund der Iniet, durch die aufkommenden Neuerungen beseitigt werden würden. Es kam zu einer

Verständigung, Tobirau nahm als letzter der Häupter der umliegenden Landschaften von mir Nütze und Stab, die Zeichen der Häuptlingswürde in Verbindung mit der Regierung. Der alte Mann hat das feierlich gegebene Versprechen williger Mitarbeit niemals gebrochen.

Mein Häuschen auf der Höhe von Dunatali umfaßte zwei bescheidene Zimmer und eine auf drei Seiten umlaufende Veranda. Es stand auf hohen Holzpfählen und hing dicht über dem Abfall des Berges. Die Pfähle waren morsch geworden. Ich mußte befürchten, daß bei einem der häufigen und starken Erdbeben der Sturz in die Tiefe erfolgen würde. Herr Geißler half mir aus der Not und baute mir, während ich abwesend war, aus Atap, getrocknete Blätter der Nippapalme, ein schönes geräumiges Haus. Die Herstellung eines solchen aus Palmblättern ließ jedenfalls den Eingeborenen meinen Hofraum wohnlicher erscheinen als früher. Die Frauen, die meine Küche im Marktgange versorgten, erklärten mir eines Tages, daß ich zwar nun ein richtiges Haus hätte, daß aber zur Vollendung des „Gunan“ oder des Gehöftes noch der Zaun fehle. Ohne einen richtigen Zaun (liplip) entbehre das Gehöft des Ansehens. Ich kümmerte mich weiter um diese Unterhaltung nicht, in den nächsten Tagen kamen aber Scharen von Männern und Frauen und Kindern, brachten schlanke Stämmchen rot und grün belaubter Drakänen und anderer Zierpflanzen, setzten sie ein und umgaben meine Wohnstätte mit einem weitläufigen, schön geordneten Zaun, wobei die einzelnen Stämmchen ganz nach Eingeborenenart mit gespaltenen Bam-

busstäben durchflochten und befestigt wurden. Das Ereignis mußte natürlich gefeiert werden, es gab zur Einweihung des „Gunan“ auf meine Kosten ein Tanzfest.

Im Besitze zweier Häuser war ich nun auch gerüstet, Besuche bei mir aufzunehmen, die auch nicht ausblieben. Von Finschhafen traf Missions senior Johann Flierl mit Familie ein, um in Herbertshöhe auf den Anschlußdampfer nach Sydney zu warten. Ich überließ der Familie meine alte Wohnung und zog mich selbst in das Blätterhaus zurück. Der gesellige Verkehr mit den Gästen verlief auf der geräumigen Veranda des alten Hauses; sie war überall der Tummelplatz und Aufenthaltort im tropischen Hause. Auf dem Rasen unter den Palmen entwickelte sich fröhliches Kinderspiel, während ich selbst in den Mußestunden des Abends mit dem vielerfahrenen Missionsleiter die bisherigen Erfolge und die weitere Ausgestaltung unseres Werkes besprechen durfte. Damals ließen wir es uns nicht träumen, daß die Neuendettelsauer Mission im Verlaufe von drei Jahrzehnten zu einer solch gewaltigen Ausbreitung gelangen würde, wie Johann Flierl selbst sie in seinem schönen Buch „Wunder der göttlichen Gnade“ beschrieben hat, nachdem er sich nach Überschreitung des siebenzigsten Lebensjahres in Südastralien zur Ruhe gesetzt hatte.

Kurz nach der Abreise der Familie Flierl traf Schwester Auguste Herzer bei mir ein, die mich früher in Stephansort, als ich an Dysenterie und Malaria erkrankt war, gepflegt hatte. Sie hat ihre Laufbahn in Ostafrika als Schwester des Frauenvereins vom Roten Kreuz in der

Zeit des Araberaufstandes begonnen und auch Emin Pascha betreut. In Neuguinea war sie in Diensten des Roten Kreuzes seit 1891 beschäftigt. Sie trug sich mit dem Gedanken, nach Abschluß ihrer Dienste im Lande zu verbleiben und eine neue Heimat unter Palmen sich zu sichern. Es gelang mir, ein ihr zusagendes Stück Land auf der Höhe von Barawon an der Spitze, die die Rundung der inneren Blanche-Bucht abschließt, von den Eingeborenen für sie zu erstehen. Die Schwester hat sich dann auf dem Berge ein bescheidenes hübsches Häuschen erbaut, in dem sie von den Eingeborenen und Ansiedlern verehrt bis zu ihrem Ende im Mai 1934 lebte.

Zu Anfang Dezember wurde durch einen Schoner, der die Admiralitätsinseln berührt hatte, ein Salomoinsulaner mitgebracht, der berichtete, daß er mit drei Kameraden von den Eingeborenen der Fedarb-Gruppe gefangengehalten worden sei und seine Gefährten sich noch dort befänden. Diese vier Leute hatten zu den Arbeitern der Handelsniederlassung auf der Insel Paß gehört, die im Jahre 1894 zerstört worden war. Zu Anfang Januar traf der Kreuzer „Bussard“ unter Korvettenkapitän Mand ein. Der Kommandant leistete meinem Ersuchen für eine Rundreise gerne Folge, so daß es am 14. Januar 1898 nach den Admiralitätsinseln in See ging. Ein Landungsversuch auf Paß selbst mißlang, weil die Boote die heftige Strömung an der Einfahrt nicht überwinden konnten. Vor der Fedarb-Gruppe bot sich ein günstiger Ankerplatz. Einige Eingeborene kamen in einem Kanu längsseit. Durch den mitgenommenen Salomoinsulaner gelang

*jetzt
Verwalter
in der
Zentralverwaltung
bis 1920.*

eine Verständigung. Ich ließ die Aufforderung an Land gehen, die noch zurückgehaltenen drei Mann sofort auszuliefern, und fuhr mit meiner Mannschaft in den Booten unmittelbar hinter dem Kanu her. An Land entstand großes Geschrei und heftige Bewegung, die Männer sammelten sich bewaffnet abseits von ihrem schmuck gebauten Pfahldorfe, während die Frauen und Kinder mit dem Hausrath sich flüchteten. Ich landete und schob mich mit meinen dreißig Soldaten zwischen das Dorf und die bewaffneten Männer. Wir blieben durch eine seichte kleine Bucht getrennt, etwa vierzig Meter breit. Die Eingeborenen lehnten sich in ihrer Aufstellung an den Wald an; damit hatten sie offenbar den Rückzug sich sichern wollen. Mir schien es daher mit ihrer Tapferkeit nicht weit her zu sein. Durch den mitgebrachten Dolmetscher ließ ich über den seichten Meeresarm hinweg erneut die Auslieferung der Gefangenen verlangen. Als Antwort erhoben die Männer ihre Speere zum Wurf. Auf mein Kommando lagen dreißig Gewehre im Anschlag. Meine Mannschaft stand ruhig, noch eine Sekunde, und die Speere rasselten zu Boden. Winke und Rufe erfolgten zu uns herüber wie nach rückwärts. Der Knäuel der Eingeborenen teilte sich, zwei der Gefangenen erschienen in der Lücke und stürzten durch den Meeresarm zu uns herüber. Wo blieb der Dritte? Ein junger Mann löste sich aus der Schar der Eingeborenen, kam heran und erklärte, daß dieser auf einer anderen Insel mit Feldarbeit beschäftigt sei. Seine Gefährten bestätigten dieses. Ich nahm den Sprecher als Geißel mit und verhieß, ihn gegen

den dritten Mann einzutauschen. Mit Anbruch der Dunkelheit wurde dieser auf einem Kanu an Bord gebracht, so daß die endgültige Lösung dieser Angelegenheit auf friedlichem Wege sich vollzogen hatte.

Verkehr
Die Reise wurde nach den nordwestlichen Inseln des Bismarck-Archipel fortgesetzt. Der Besuch der Anachoreten (Kaniet) und Hermiten (Luf) ergab, daß diese Atolle zwar reiche Kokospalmbestände, auch für einen Anbau von Palmen noch weite Flächen geeigneten Landes aufwiesen, daß aber die Eingeborenen in einem höchst beklagenswerten Zustande sich befanden. Die Inseln müssen einst stark bevölkert gewesen sein. Die Bewohner sind hellfarbig und tragen straffes oder nur schwach gewelltes Haar. Sie waren also nicht melanesischer Abstammung oder nur durch einen Einschlag melanesischen Blutes beeinflusst. Ich zählte in Luf noch achtundsechzig Menschen und in Kaniet einundsiebenzig. Kinder waren nicht vorhanden. Die Reste des Gewerbesleißes der Vorfäter gaben Zeugnis von einer hohen Kulturstufe. In Luf lag noch ein der Hochseefahrt dienendes und gut erhaltenes Ausleger-schiff, das jetzt eine Zierde des Völkermuseums in Berlin bildet. In ihrer Blütezeit müssen die Insulaner ein Geschlecht kühner Seefahrer und Piraten gewesen sein. Sie erklärten, zu Seereisen nicht mehr befähigt zu sein. Die fahrfundigen Steuerleute seien dahingegangen. Es war erschütternd, die dumpfe Ergebnisheit zu beobachten, die auf den Leuten ruhte. Auf meine vielen Fragen sagte mir endlich ein Mann, er wolle nicht antworten, sie wüßten, daß sie sterben müßten. Es ist wahrscheinlich, daß durch

die Besuche der Walfischfahrer auf diesen Inseln um die Mitte des 19. Jahrhunderts infolge der Einschleppung von ansteckenden Krankheiten (Lues) der Grund für den Untergang dieser schönen Menschen gelegt wurde.

Nach dem Tode des kommissarischen Landeshauptmanns Kurt von Hagen hatte ich auf Grund einer vom Reichskanzler genehmigten und von der Neu Guinea Compagnie mir erteilten Vollmacht, die ich bei mir bewahrte, auch die Geschäfte des Landeshauptmannes übernommen. Ich vereinigte damit in meiner Person alle Gewalten des Landes, ein Zustand, der sich auf die Dauer nicht halten ließ. Im Frühjahr 1898 traf als kommissarischer Landeshauptmann Herr Rechtsanwalt Skopnik ein, der in Stephansort sich niederließ. Er stattete mir vor Übernahme seines Amtes einen Besuch ab, der zur Erörterung der gesamten Lage und der neu geschaffenen Verwaltung der Eingeborenen benutzt wurde, wobei die Absicht war, in ähnlicher Weise nun auch in Kaiser-Wilhelms-Land vorzugehen.

In dieser Zeit der Vereinigung aller Gewalten in meinen Händen hatte ich Anlaß, mich mit der Landpolitik im Schutzgebiete eingehend zu beschäftigen. Die Neu Guinea Compagnie hatte für die Überlassung von Grundstücken an Ansiedler unter dem 15. Februar 1888 allgemeine Bedingungen veröffentlicht. Man glaubte damals, in der Blütezeit von Finschhafen, an einen Zustrom aus Australien. Diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Die Nachfrage nach Land blieb eine spärliche, weil die schon vorhandenen Unternehmungen mit Landerwerb aus der Zeit gesättigt waren, in der es eine Landeshoheit der Neu Guinea Com-

pagnie unter deutscher Flagge noch nicht gab, sodann, weil die Haltung der Eingeborenen und die Schwierigkeit des Verkehrs einem Ausgreifen der Unternehmungslust entgegenstanden. Im Bereiche der befriedeten Landstriche traten aber nunmehr Wünsche auf Landüberlassung für Handelsniederlassungen und für den Anbau hervor. Ich brachte daher in Berlin im März 1898 eine Neuordnung der Grundsätze für Landüberlassung in Vorschlag und fand auch ein volles Verständnis der Neu Guinea Compagnie für meine Darbietungen. Lediglich die Rücksicht auf die inzwischen erneut angeknüpften Verhandlungen mit der Reichsregierung wegen Übernahme der Landeshoheit verhinderte eine Neuordnung der Landpolitik. Meine Vorschläge gipfelten darin, daß Land zu Spekulationszwecken nicht abgegeben werden durfte, im übrigen bei den einzelnen Landzuteilungen gewisse Auflagen erfolgen sollten, um den Anbau sicherzustellen. Von den Eingeborenen bewohnte und benutzte Gebiete sollten von jedem Erwerbe ausgeschlossen bleiben.

1898 lief ein Kriegsschiff nicht mehr vor. Die Segelschiffe der Firmen waren mit der Bedienung der überseeischen Handelsstationen so stark beschäftigt, daß ich sie für meine Zwecke nicht frei bekam. Ich blieb also wieder auf die Gazellehalbinsel und die Neulauenburg-Gruppe mit meiner Tätigkeit beschränkt. Hieraus erwuchs der Vorteil, daß ich die in Angriff genommenen Reit- und Riehtwege örtlich ausbauen und verbessern, sowie auch die Festigung und die Ausdehnung der Eingeborenenverwaltung über den östlichen Teil der nördlichen Gazellehalbinsel bis zum Warangoi erreichen konnte. Im Dezember traf mein Nach-

folger, Dr. Heinrich Schnee, ein, gleichzeitig erreichte mich die schmerzliche Nachricht, daß mein Vater verstorben war. Ich drängte nach Hause nach drei Jahren anstrengender, aber für mich köstlicher Arbeit. Der gleiche Dampfer führte mich daher über Makassar, Batavia nach Singapore, wo ich den Hauptdampfer des Norddeutschen Lloyd bestieg. In Colombo lernte ich Herrn Eduard Hertsheim und seine Gattin kennen, die auf der Ausreise nach Matupi sich befanden. Am 5. Februar traf ich wohlbehalten bei den Meinen im stillen Heimatdörflein wieder ein.

Wenn es möglich gewesen war, in den zurückgelegten drei Jahren für einen eng begrenzten Teil des großen Schutzgebietes bei den Eingeborenen mit geordneten Beziehungen festen Fuß zu fassen, so war das Erreichte durch die Gunst der Umstände gewonnen worden. Die Aufgabe lag nahe. Der europäische Einfluß, ausstrahlend vom Handelsverkehr, viel mehr aber noch von dem Werke der Missionen, hatte sich zersetzend, aber auch erneuernd bei den Eingeborenen des Küstenrandes längst geltend gemacht. Das Volk war innerlich zerspalten. Neue Moral und neue Arbeitsweise standen im Kampfe mit der überkommenen Sitte. Es bedurfte der Aufrichtung einer äußerlich sichtbaren Macht, um das Spiel der Kräfte im Sinne einer Anpassung sich ausgleichen zu lassen, so daß es weder zu vernichtenden Kämpfen unter den Eingeborenen selbst, noch zu schweren Widerständen gegen die ordnende Gewalt der Regierung kam. Neues und Altes konnte sich vermischen und damit eine Einfügung der Menschen des eben vergangenen Steinzeitalters in eine neue Umwelt sich vollziehen.

Im Inselgebiet und in Neuguinea

Die Raft im Elternhause dauerte nur wenige Tage. Ich erhielt eine Einberufung nach Berlin und trat dort in den inneren Dienst der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Die Leitung war nach der Versetzung des Ministerialdirektors Dr. Kayser an das Reichsgericht in Leipzig an Herrn von Buchta übergegangen. Die mich besonders berührenden Aufgaben leiteten sich her aus dem Kauf der Karolinen, Palau und Marianeninseln von Spanien und dem Vertrage zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu Guinea Compagnie wegen Übernahme der Landeshoheit auf das Reich.

Spanien hatte durch den unglücklichen Ausgang seines Kampfes mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika seinen gesamten Kolonialbesitz im Großen Ozean verloren. Nur das Inselreich in Mikronesien war ihm verblieben, aus dem die wichtige Insel Guam noch für Amerika herausgeschnitten worden war. Die Verwaltung dieser Inselflur war von Manila abhängig gewesen. Mit dem Wegfall dieses Stützpunktes bot die Behaltung dieses räumlich über die See weit ausgedehnten Besitzes für Spanien um so weniger einen Reiz, als der Handel mit den Eingeborenen fast ausschließlich bei der Jaluit-Gesellschaft und damit in deutschen Händen lag. Für uns schlossen sich die Inseln an die Marshallgruppe und an Neuguinea an. Wirtschaftlich stellte die Inselwelt mit vielleicht 50 000 Eingeborenen keinen besonderen Wert dar, ihre Bedeutung lag auf politischem Boden. Mit ihrer Erwerbung schob sich die Grenze

des deutschen Kolonialgebietes vom Äquator bis zum 20. Grad nördlicher Breite vor. Deutschland kam in Berührung mit dem amerikanischen Besitz und wurde Grenznachbar gegen das japanische Reich im Norden. Ich hatte freilich mit der politischen Seite, die in Händen des Geheimrates Dr. Irmer und des Staatssekretärs von Bülow ruhte, nichts zu tun, wohl aber beschäftigte mich die Frage der Verwaltungseinrichtung und der Kostenaufstellung bis zur Verdichtung in eine Vorlage an den Reichstag.

Die deutsche Öffentlichkeit hatte den Erwerb der Inseln zustimmend begrüßt. Die Übernahme der Landeshoheit aus den Händen der Neu Guinea Compagnie begegnete einer weniger freundlichen Beurteilung. Die unglückliche Einstellung unseres Volkes, koloniale Aufgaben und koloniale Ausbreitung von parteipolitischen Gesichtspunkten her zu beurteilen, machte sich hier geltend. Der mit der Gesellschaft zu schließende Vertrag übergab Hoheit und Verwaltung dem Deutschen Reiche. Die Neu Guinea Compagnie verzichtete auf alle ihr durch die Kaiserlichen Schutzbriefe zugestandenen Vorrechte und sollte als Gegenleistung für ihre Tätigkeit als Landesherrin die Summe von 4 Millionen Mark in zehn Jahresraten als Ersatz der nachgewiesenen, aus ihren Mitteln aufgewendeten Kosten und die Erlaubnis erhalten, herrenloses Land innerhalb einer bestimmten Frist bis zu fünfzigtausend Hektar in Besitz zu nehmen. Bei der Erörterung im Haushaltsausschusse des Reichstages kam es zu lebhaftem Widerspruch, namentlich wurden Zweifel laut, ob, ohne die Rechte der Eingeborenen und die weitere Entwicklung des Landes zu stören, eine

solch große Fläche einem privaten Unternehmen zur Verfügung gestellt werden könnte. Die Wortführer waren im wesentlichen die Abgeordneten Richter und Bebel. Ich saß den beiden Herren am Tische der Kommission gegenüber und versuchte, eine Beschreibung der für eine Besitzergreifung zur Verfügung stehenden Flächen auf Grund meiner Kenntnisse zu geben. Die mir entgegenschallende Antwort lautete, daß noch so viele Kaiserliche Kommissare das Wort ergreifen könnten, überzeugend würden sie nicht wirken. Die Vorlage gelangte zur Annahme. Mir ist es damals sehr zu Herzen gegangen, daß sich keine Gelegenheit bot, über die Aufgaben, die unser in diesem weit entlegenen Lande warteten, Klarheit zu schaffen.

Zum Gouverneur von Deutsch-Neuguinea wurde Rudolf von Bennigsen ernannt, der bereits auf eine koloniale Laufbahn in Ostafrika zurückblickte. Das Inselgebiet wurde seiner Leitung unterstellt, dabei aber wegen der großen Entfernung von Herbertshöhe und der ungenügenden Schiffsverbindung auch ein Verwaltungsmittelpunkt in den Inseln selbst geschaffen. Es kam zur Errichtung eines Vizegouvernements Ponape neben der Einrichtung eines Bezirksamtes je in Jap für die West-Karolinen und Palauinseln und in Saipan für die Marianen. Zum Vizegouverneur wurde ich ausersehen, für die beiden Bezirksamter die Herren Arno Senfft und Georg Fritz. Ersterer verfügte über reiche Erfahrungen in der Südsee und war bereits in Herbertshöhe und Jaluit tätig gewesen, Fritz hatte überseeische Verwaltung und koloniales Leben in Argentinien kennengelernt. Wertvoll war für die Marianen seine

Kenntnis der Spanischen Sprache. Wir hatten zu dritt reichlich Muße, den bescheidenen Stab an Beamten auszuwählen. Im Juni waren alle Vorbereitungen beendet, wir reisten mit dem gesamten Personal von Genua aus nach Singapore. Dort wurde der Dampfer „Kudat“ der Blue Funnel Line, die soeben durch Kauf in den Besitz des Norddeutschen Lloyd übergegangen war, für die weite Reise gechartert. Der Einkauf von Lebensmitteln und Hauseinrichtungen vervollständigte die von Deutschland mitgebrachte bescheidene Ausrüstung, so daß das Schifflein zu Anfang August vollbeladen auslaufen konnte. Zunächst wurde Makassar auf der Insel Celebes berührt, wo durch Vermittlung des Konsuls Becker, Leiter des Hauses Mohrmann & Co., ein früherer Unteroffizier der holländischen Kolonialarmee namens Braun, gebürtig aus Wunsiedel, für den Dienst gewonnen worden war, der nun seinerseits, nach eingeholter Genehmigung des Gouverneurs, Mannschaften angeworben hatte. Am Tage der Ankunft war eben der Geburtstag der Königin Wilhelmine. Der Hafen lag still, die Häuser waren beslaggt. Ich konnte daher erst am anderen Tage versprechen und dem liebenswürdigen Gouverneur meinen Dank für die freundliche Unterstützung darbringen, die er uns hatte zuteil werden lassen. Die Besprechung ging über die rein persönliche Berührung insofern hinaus, als der Gouverneur die Zugehörigkeit der Mapia-Inseln erwähnte und solche für Holland in Anspruch nahm. Diese Inselgruppe war ein Gegenstand des Streites zwischen Spanien und Holland gewesen. Sie lag von dem Kerne der westlichen Karolinen weit ab und ge-

hörte in Bevölkerung und Lage zu dem holländischen Kolonialgebiet. Es ist dann später auch mit Holland Einigung dahin getroffen worden, daß ihm diese Inselchen überlassen wurden gegen Anerkennung des deutschen Besitzes an den nördlich davon gelegenen Sonserol-Inseln und gewisser Vergünstigungen für die Anwerbung von Malaien.

Die Fahrt ging nach Herbertshöhe weiter, wo wir Anfang September eintrafen. Ich quartierte mich bei Dr. Schnee ein, während bei der Beschränktheit des Raumes die übrigen Herren an Bord bleiben mußten. Die sechsundvierzig Makassaren wurden an Land in einem Lagerhause der Neu Guinea Compagnie untergebracht.

Dr. Schnee führte mich rasch in die Ereignisse ein, die in den neun Monaten meiner Abwesenheit stattgefunden hatten. Er hatte es nicht leicht gehabt. Schwere Kämpfe im Gebiete des Weberhafens und in den Admiralitätsinseln, wie auch auf Neumecklenburg lagen hinter ihm. Er hatte sehr rasch die Sprache der Blanchebucht erlernt und war unermüdlich tätig, die Einrichtung der Eingeborenverwaltung zu festigen und auszubreiten. In dem Haushalt des Schutzgebietes waren auf Grund meiner Vorschläge auch die Mittel für die Errichtung einer Station im nördlichen Neumecklenburg vorgesehen. Als Stationsleiter war Franz Voluminski bestimmt worden, früher Leiter des kaufmännischen Dienstes der Astrolabe Compagnie in Stephansort. Die Absicht, den neuen Stationschef sofort im Norden Neumecklenburgs anzusetzen, konnte nicht ausgeführt werden, weil genügende Schiffsverbindung dorthin noch fehlte. So blieb Voluminski mit seiner Gattin

in Herbertshöhe und konnte seine praktischen Kenntnisse in der Erbauung der für das Gouvernement benötigten Häuser verwenden.

In Berlin hatte man inzwischen den kleinen Dampfer „Stephan“ für den Dienst des Gouvernements gekauft, der vorher den Postdienst zwischen Kiel und Korsör versehen hatte. Das Schiff lief zwölf Meilen und war stark gebaut. Es konnte aber in den Bunkern Kohlenvorrat immer nur auf vierundzwanzig Stunden nehmen. Daß es dem tapferen Kapitän Knoth überhaupt gelungen war, das Schiffelein nach Herbertshöhe zu überführen, muß als eine seemännische Leistung betrachtet werden. Wenn auf den Außenposten Kohlenniederlassungen errichtet und außerdem der Salon und das Deck mit gefüllten Kohlen Säcken bis zur äußersten Möglichkeit vollgeladen wurden, dann konnte es immerhin innerhalb des Aufgabekreises von Herbertshöhe nützliche Verwendung finden. Erst nach Eintreffen dieses Fahrzeuges zu Anfang 1900 durfte Bolunski in Käwieng am Nusahafen sich festsetzen.

Ich warb in der Umgebung von Herbertshöhe aus meiner alten Reservemannschaft noch zwanzig tüchtige Leute an, die sich für ein Jahr zum Dienst in Ponape verpflichteten. Der Dampfer „Kudat“ hatte Wasser und Lebensmittel ergänzt, der Kohlenvorrat war aus den Schiffsräumen in die leer gewordenen Bunker verstaут worden, das Schiff lag klar zur Weiterfahrt. Der Gouverneur schiffte sich ein, wir nahmen Kurs nach Jaluit in den Marshallinseln. Seit langem war, von den Kreuzern der Kaiserlichen Marine abgesehen, eine unmittelbare Verbindung

zwischen Neuguinea und den Marshallinseln nicht mehr gewesen. Wir wurden dort freudig empfangen, sowohl von dem Landeshauptmann Eugen Brandeis und seiner lebenswürdigen Gattin Antonie, als auch von den Leitern der Jaluit-Gesellschaft, den Herren Wolshagen und Größer. Die Erörterung der Lage und der Aufgaben ergab, daß Beziehungen zwischen den Marshallinseln und den Ostkarolinen, abgesehen von dem Handelsgeschäft der Jaluit-Gesellschaft, nicht bestanden, so daß also besondere Maßnahmen mit Rücksicht auf die Eingeborenen nicht zu treffen waren.

Zwei Tage nach der Abreise von Jaluit wurde Kusaie erreicht, die östlichste Insel der Karolinen. Die gesamten Eingeborenen waren um die Bucht von Lele angesiedelt und mochten etwa zweihundert Menschen zählen. An europäischer Bevölkerung war lediglich der amerikanische Staatsangehörige Victor Melander, schwedischer Abstammung, vorhanden, der mit einem Segelschoner die Ostkarolinen bearbeitete und in einem Tal bei Lele eine kleine Kokospalmenpflanzung angelegt hatte. Ich lud den alten Seemann, der in einiger Sorge war, weil auf ihm ein rechtskräftig gewordener Strafbefehl zur Zahlung einer beträchtlichen Summe wegen unbefugten Anlaufens einer Insel in der Marshallgruppe lastete, freundlich ein, mich in Ponape zu besuchen, um mich seiner Sorge anzunehmen.

Mit Bezirksamtman Senfft unternahm ich einen Ausflug zu dem Hauptsitze der Bostoner Mission, der, Lele entgegengesetzt, auf der Südseite der Insel sich befand. Die recht sauber gehaltene Missionsniederlassung und ihre Be-

wohner machten einen ebenso guten Eindruck wie die Gehilfenschule, in der die Kräfte für den Missionsdienst in der mikronesischen Inselwelt herangebildet wurden.

In Jaluit hatten wir den Kreuzer „Jaguar“ unter Korvettenkapitän Kinderling angetroffen, der den Dampfer „Kudat“ auf der Fahrt durch das Inselreich begleitete. Am 11. Oktober liefen beide Schiffe im Hafen von Ponape ein und warfen gegenüber der Insel Langar, dem Sitz der Jaluit-Gesellschaft, Anker. Die Spanier hatten uns längst mit Sehnsucht erwartet. Das ergab sich aus der ersten Unterredung an Land mit dem stellvertretenden Gouverneur. Der Gouverneur selbst hatte mit einem Teil der Besatzung und den beiden Kanonenbooten, die ständig im Hafen stationiert waren, bereits die Reise nach Manila angetreten, da die Knappheit an Lebensmitteln dazu genötigt hatte. Die Niederlassung des spanischen Gouvernements auf der Hauptinsel, von den Eingeborenen „Mejenjeng“¹ genannt, war mit einer mächtigen Mauer umgeben, in die drei besonders befestigte Tore eingelassen waren; auf der Zinne befanden sich drei starke Wachttürme, auf zwei vorspringenden Bastionen waren Geschütze aufgeföhren. Die Tore waren verschlossen. Innerhalb der Mauern standen noch zwei starke Blockhäuser für die letzte Verteidigung beim Eindringen eines Feindes, dazu die wenigen Bauten für die Einwohner und das Gehöft der Kapuziner-Mission nebst der Kirche und einigen freundlichen Gartenanlagen. Dieses äußere Bild war wenig einladend. Ich stattete Besuche ab bei dem Missionsleiter,

¹ j = dsh.

Padre José de Tirapu, und einer spanischen Kaufmanns-firma. Die Eingeborenen hielten sich fern. Es wurde vereinbart, daß am 12. Oktober die Übergabe und Flaggenhissung feierlich stattfinden sollten. Ich bezog noch am Abend des 11. Oktober mit den gesamten farbigen Mannschaften Quartier in dem bereits geräumten Hause der Marinedivision, da der Gesundheitszustand der Leute, die auf Deck untergebracht waren und unter dem Regen litten, die Ausshiffung erforderte.

Bei der Flaggenhissung war alles zugegen. Der spanische Gouverneur hielt eine Ansprache, auf die Gouverneur von Bennisgen antwortete. Die spanische Flagge wurde niedergeholt, und unsere Flagge ging am Mast hoch. Die spanische Kompanie und eine gelandete Abteilung des „Jaguar“ gaben die Ehrenbezeugungen und beschloßen die Feier mit einem Vorbeimarsch. Ein den Umständen angepaßtes einfaches Essen im Gouverneurshaus, bei dem wir die Gäste der liebenswürdigen spanischen Kameraden waren, reihte sich daran an.

Am nächsten Tage kam es zu einer Verhandlung zwischen dem spanischen Gouverneur und mir wegen der Übergabe der Geschäfte, wobei sich herausstellte, daß nichts zu übergeben war, außer zwei Bündeln Notariatsurkunden und einer leeren Kasse. Die gesamten Möbel waren versteigert worden; wir hatten also recht gut daran getan, in Singapore eine, wenn auch noch so einfache, Einrichtung, namentlich Betten, zu kaufen und mitzubringen. Als ich dem Gouverneur gesagt hatte, daß ich mit sechsundzwanzig Malaien, zwanzig Melanesen, einem Arzt, einem Polizei-

meister und einem Hafenmeister die Verwaltung übernehmen und führen würde, fragte er mich mit Besorgnis, wann denn der unbedingt erforderliche Kreuzer und zum mindesten eine Kompanie deutscher Soldaten eintreffen würden. Als ich ihm antwortete, daß mit der gemachten Aufzählung, abgesehen von einem gedeckten Segelkutter und einem Ruderboot, meine gesamten Hilfsmittel und mein gesamtes Personal dargeboten seien, schlug er die Hände zusammen und rief, daß ich in einer Woche tot sein würde. Er erbot sich, mit seiner Kompanie zu bleiben, wenn wir die Verpflegung sicherstellen könnten, bis eine deutsche Besatzung eingetroffen sei, die er für unerlässlich hielt. Ich lehnte sein Anerbieten freundlich ab und teilte ihm mit, daß ich nach seinem Wegzug sofort die drei großen Tore würde öffnen lassen.

Das im Hafen liegende Transportschiff für die spanische Besatzung und die beiden deutschen Schiffe verließen gemeinsam den Hafen am Morgen des 17. Oktober. Die wenigen zurückgebliebenen Spanier hatten an der Landungsbrücke bewegten Abschied von ihren Landsleuten genommen. Am Nachmittage besuchte ich wieder den Prior der Mission. Ich teilte mit, daß ich die Festungstore öffnen und dem freien Zugang der Eingeborenen offenhalten würde. Ebenso setzte ich ihn davon in Kenntnis, daß ich die Häupter der einzelnen Landschaften der Insel zu einer Zusammenkunft und Besprechung durch Vermittlung des Agenten der Jaluit-Gesellschaft auf den 20. Oktober hätte einladen lassen und bat ihn, bei der Besprechung zugegen zu sein. Das alles hatte ich dem guten Padre in Deutsch und

in Englisch vorgetragen. Er schüttelte nur den Kopf und sprach im schönsten Spanisch. Ratlos standen wir einander gegenüber, denn der Adjutant, der bei der ersten Begegnung die Unterhaltung in französischer Sprache vermittelt hatte, fehlte uns. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich fragte den Padre, ob er Lateinisch spreche; er antwortete „Loquor“ und war so gerührt ob dieser Lösung der peinlichen Sprachenfrage, daß er mir um den Hals fiel. Nun ergoß sich die Unterhaltung im schönsten Rükchenlatein, und der Pater verhehlte mir seine Besorgnisse wegen der Öffnung der Tore und der Einladung der Eingeborenen zu einer gemeinsamen Besprechung nicht; wie die Ereignisse zeigten, hat er zunächst auch recht behalten.

Es war fünf Uhr nachmittags. Die Tore wurden geöffnet, und ich trat ins Freie, um nach einem prächtigen klaren Fluß zu wandern, bis zu dem, etwa 1 Kilometer entfernt, eine gute Straße führte. Dort stürzte ich mich in die kühlen Fluten, wurde aber rasch im Bade durch einen Melanesen gestört, der schreiend ankam und mir zurief, daß die Eingeborenen durch die eben geöffneten Tore eingebrochen wären. Halb bekleidet raste ich zur Niederlassung, wo ich indessen fand, daß der Sturm schon vorüber war. Eine Schar von Eingeborenen war durch das „Manilator“ mit Messern bewaffnet hereingestürzt und hatte versucht, sich des Bollwerks zu bemächtigen, in dessen unteren Räumen zwei spanische Kanonen, einige Kisten mit Granaten und Gewehre mit Patronen zurückgelassen waren. Meine tapferen Melanesen aber, die nur über Speer und Knüppel verfügten, weil wiederum unsere Gewehre in

einem festen Gelaß eingeschlossen waren, hatten sich mit wildem Geheul auf die Eindringlinge gestürzt, worauf diese schleunigst das Feld geräumt hatten. Unter den Europäern herrschte begreifliche Erregung. Gleichwohl beschloß ich, die Tore offen zu halten, jedes aber mit einem Doppelposten zu besetzen und unter den Beamten eine Nachtwache einzurichten. Zur spanischen Zeit hatte es elf Posten auf den Mauern gegeben, die von Viertelstunde zu Viertelstunde durch laute Zurufe ihre Wachsamkeit verkündeten. Ich tat aber noch ein anderes. Ich ließ den gedeckten Kutter mit einem Rauminhalt von fünf Tonnen an die Landungsbrücke bringen und verlud darauf Granaten, Gewehre und Patronen und versenkte diese begehrten Güter noch in der Nacht in die tiefe See.

Am anderen Morgen erhielt ich von den Großhäuptern der Insel höfliche Antwortschreiben auf meine Einladung, theils in Ponape, theils in gutem Englisch, in denen mir mitgeteilt wurde, daß bei dem bestehenden Kriegszustand eine gemeinsame Zusammenkunft unmöglich sei. Ich wurde gebeten, so zu verfahren, daß ich zunächst die mir nahewohnenden Stämme der Nordseite zusammentriefe, um von ihnen dann auch die Zusicherung eines freien Geleits für die Bevölkerung des Südens zu einem näher noch zu vereinbarenden Tage zu erhalten.

Diese Nachrichten waren wenig erfreulich, aber ich folgte der Anregung der Eingeborenen und rief zunächst die Häupter der Landschaften Jakoiß, Peleker, Not und Auaf zusammen.

Zum näheren Verständnis ein kurzer Überblick über die

Gliederung der Eingeborenen in Ponape, ihre Herrschaftsverhältnisse und einige Begebenheiten in der spanischen Zeit:

Nach der eigenen Sage war das Land einmal von einer dunkelfarbigen Bevölkerung bewohnt gewesen. Erinnerungen an Kämpfe mit einer solchen waren vorhanden. Durch welche Einwanderung die schwarzen Menschen verdrängt oder vernichtet worden waren, ließ sich nicht feststellen. Dagegen ging eine weitere Überlieferung dahin, daß auch das heutige Volk von Ponape sich nicht aus dem ursprünglichen Stamme allein zusammensetze; in altergrauer Zeit sei, von Süden kommend, eine gewaltige Flotte erschienen, geführt von einem mächtigen Eroberer, der *Ifokalakal* genannt wurde. Diese Seefahrer hätten sich in *Riti* und *Metalanim* festgesetzt und von dort aus das Land erobert, dann aber sich mit den Überlebenden vereinigt und vermischt. Seit dieser Zeit zerfalle die Insel in die bestehenden fünf Herrschaftsgebiete, nämlich *Riti*, *Metalanim*, *U*, *Not* und *Jakoi*. Die Landschaften *Uak* innerhalb von *U*, und *Peleker* innerhalb von *Jakoi* hatten sich aber eine gewisse Unabhängigkeit wahren können.

Die innere Verfassung dieser einzelnen Landschaften war im großen und ganzen die gleiche. Es wurde unterschieden zwischen dem gemeinen Volk (*aramaj mal*), der Adelsippe und dem Königsgeschlecht, sofern diese aus unserem Sprachschatz entnommenen Bezeichnungen zutreffend sein mögen. Das gemeine Volk war hörig und hatte keinerlei Unrechte auf Grund und Boden. In den Landesbesitz teilten sich die beiden herrschenden Stände. Jede

Hufe war mit einem besonderen Namen ausgezeichnet und in ihren Grenzen genau bekannt. Aber den Besitz der Hufe entschied nicht einfache Erbfolge, sondern er wurde jeweils durch den Herrscher im Einvernehmen mit den Würdenträgern verliehen. Im Verkehr durfte niemand mit seinem Namen, sondern nur mit der Bezeichnung seiner Würde und seiner Hufe angesprochen werden, so daß also viele klangvolle Adelstitel vorhanden waren. Die Bezeichnung für das Haupt des Königsgeschlechtes war Namarki, der Thronfolger führte den Titel Uajai. Der höchste der Adelskaste hatte den Namen Nanekin, wurde auch Raja angeredet. Unter ihm folgten in langer Reihe im Range streng geordnete Titulare. Neben den beiden herrschenden Ständen gab es auch noch, im Rang gleichstehend, eine Priesterkaste. Es wurden die großen Naturkräfte als Gottheiten verehrt. Der Name des höchsten Gottes ist Tokota, auch Taufatau gesprochen. Unter ihm befinden sich als Götter die Erreger der gewaltigen Naturerscheinungen, wie Sturm, Regen, Donner, Blitz. Den großen Göttern stehen die Geister und Kobolde gegenüber: Ani und Jokola, die die Natur beseelen und den Menschen nützen oder schaden können. Asiatische Überlieferungen über himmlische Götter und Einflüsse des Animismus füllten demnach das religiöse Vorstellungsvermögen des Volkes aus. Mit der Zersetzung der alten Religion durch den eindringenden christlichen Glauben war aber das Ansehen der Priester zerfallen. Die Titulare, die wohl noch vorhanden waren, spielten keine Rolle mehr im öffentlichen Leben, wiewohl es nach der Überlieferung der Eingeborenen wahrscheinlich ist, daß

ursprünglich die Priesterschaft auch politisch führend gewesen war. Man besaß in Kiti noch eine deutliche Erinnerung daran, daß vor nicht zu langer Zeit zwischen dem Namarki und dem Oberpriester heftige Kämpfe stattgefunden hatten, die, mit dem Siege des letzteren endigend, zur Vernichtung der alten Königsfamilie geführt hatten. Diese in kurzen Zügen geschilderte Verfassung besitzt Ähnlichkeit mit dem altjapanischen Lehenswesen. Auch die starke Durchsetzung der Sprache mit japanischen Wörtern deutet auf eine Beeinflussung von Norden her.

Die Bostoner Mission hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Tätigkeit begonnen. Die Insel war damals reich bevölkert. Aus den Missionsberichten ergibt sich, daß im Jahre 1856 die Masern eingeschleppt worden waren, wahrscheinlich durch einen Walfischfahrer; es hob ein großes Sterben an; seit dieser Zeit hat die Bevölkerung sich nicht mehr von ihrem Rückgange erholt. Die von uns 1901 vorgenommene Zählung ergab rund 3500 Eingeborene auf der Insel.

Mit den Spaniern hielt die spanische Kapuziner-Mission ihren Einzug. Es gelang ihr, die Landschaften im Norden der Insel für sich zu gewinnen. Die alte Gegnerschaft zwischen dem Süden und dem Norden lebte damit wieder auf und kleidete sich nun in eine Zugehörigkeit zur Bostoner und in eine solche zur spanischen Mission; damit ergab sich im Lande eine amerikanische und eine spanische Partei. Die Spanier selbst hatten wiederholt mit den Eingeborenen schwere Kämpfe zu bestehen. Im Jahre 1887 erstürmten diese die Festung und mezelten die gesamte Besatzung ein-

schließlich des Gouverneurs nieder. Der Herd des Widerstandes gegen die spanische Regierung lag im Süden in der Landschaft Kiti, dem früheren Hauptsitze der Bostoner Mission. Neben dem schwachen Nanmarki hielt die Zügel des Regiments der Eingeborene Henry Nanpei in Händen, der in Kalifornien erzogen worden war. Die Spanier hatten 1890 auf der Spitze von Roy, an der Grenze von Metalanim und Kiti, eine Mission errichtet und in Kiti selbst in einer kleinen Festung eine Besatzung untergebracht. Die Eingeborenen nahmen die Feste und vernichteten die Mannschaft, die Missionsniederlassung mußte wieder aufgegeben werden.

Besonders unglücklich lagen die Verhältnisse in der Landschaft U, deren Hauptteil unter dem Nanmarki sich der protestantischen oder amerikanischen Partei zuneigte, während die Landschaft Quak unter ihrem Oberhaupte Faulik schon aus Abneigung gegen die Herrschergelüste des Hauptstammes sich den Spaniern und damit der katholischen Partei anschloß. Zwei Monate vor unserer Ankunft war es zum offenen Kampf zwischen den Parteien in der Bucht von Quak und an dem Grenzwall von Quak gegen U gekommen. Die Spanier hatten mit ihren zwei Kanonenbooten und ihrer Mannschaft eingegriffen, die Südstämme waren unter einigen Verlusten zum Rückzug gezwungen worden. Der vorhandene Haß unter den Gegnern konnte daher jeden Tag wieder neu aufflammen.

Die geschilderte Lage spiegelte sich auch in den Unterhaltungen wider, die ich in den folgenden Tagen mit den herbeigeeilten Häuptern der Nordstämme und mit den

Später folgenden Häuptern der Südstämme hatte. Meine Zusicherung des freien Geleites auf Grund der Versprechungen der Nordstämme hatten die Leute aus dem Süden nicht allzu hoch eingeschätzt; sie kamen schwer bewaffnet, alle mit guten amerikanischen Winchester-Repetiergewehren versehen, in großen Rähnen an. Da aber die andere Partei sich fernhielt, ging auch dieser Tag glimpflich vorüber, nachdem ich aus dem Munde des Henry Nanpei in gutem Englisch alle Wünsche und Beschwerden erfahren hatte. Ich setzte den beiden Parteien auseinander, daß die Tore der Festung geöffnet bleiben würden, deutsche Truppen und deutsche Kriegsschiffe, von gelegentlichen Besuchen der letzteren abgesehen, nicht kämen, wenn sie den Frieden unter sich wahrten. Sie hätten es also selbst in der Hand, eine neue Zeit der Wohlfahrt für sich heraufzuführen, oder im Falle einer Beharrung im Kampfe unter sich ihre eigene Vernichtung zu bewirken.

Der Frieden hielt Einzug auf der Insel und blieb gewahrt.

Die gesamte Bevölkerung innerhalb der Ringmauer umfaßte rund 200 Köpfe. Sie erhielt in den nächsten Wochen Zuzug von Tagalen, etwa 30 Mann, die von den Spaniern als Sträflinge nach Ponape überführt, in die Bergwaldungen des Inneren geflüchtet waren. Zunächst war ein Mann erkrankt von den Eingeborenen angebracht worden. Er erhielt Aufnahme im Krankenhause und ärztlichen Beistand, ich benutzte ihn dann nach seiner Genesung zur Nachricht an seine Kameraden, daß ich sie aufnehmen und beschäftigen würde, um ihnen später, mit

erster Möglichkeit, die Heimreise nach den Philippinen zu verstatten. Es erfolgte eine Rückfrage, ob ich sie denn nicht den Spaniern ausliefern würde, was ich verneinte. Dann kamen sie in rascher Folge an und ließen sich theils als Gärtner außerhalb der Mauer nieder, theils traten sie als Zimmerleute und Schmiede in die Dienste des Gouvernements; sie haben sich bis zur Heimsendung als brauchbare Leute erwiesen.

Die rund 200 Bewohner der Hauptniederlassung redeten siebzehn verschiedene Sprachen. Das ergab viel Verwirrung, bis mit der Erlernung der Ponape-Sprache eine allgemeine Verständigung möglich wurde. Ich selbst ging mit dem Beispiel voran; denn die Gewinnung weiteren Einflusses unter den Eingeborenen konnte nur mit der Beherrschung der Sprache sich vollziehen.

Eine Woche nach dem Besuche der Südstämme kündigte ich den Stammeshäuptern meinen Gegenbesuch an, begann damit in Jakois, das mit dem Ruderboot bequem zu erreichen war, und in Not, das gleichfalls innerhalb des großen Hafensbeckens lag. Der gute Padre José hatte hier offenbar vorgearbeitet. Ich wurde mit der größten Feierlichkeit empfangen. Dann bestieg ich den Kutter, um die Südstämme aufzusuchen. Der Empfang in Riti war ein besonders ausgezeichneter. Volk und Häupter erwarteten mich festlich geschmückt auf einer kleinen Insel in der Hafeneinfahrt. Die Beute eines großen Fischzuges lag aufgehäuft vor einer Halle, in die ich geführt wurde. Frauen umgürten mich mit Kränzen, auch eine Salbung mit Öl mußte ich über mich ergehen lassen. Dann bot mir der Nanekin für

den auf einer Tragbahre ruhenden Nanmarki den Fischreichtum dar und bat mich darüber zu verfügen. Henry Nanpei erklärte, mit diesem Empfange und seinem Zeremoniell unterstelle sich das Volk von Kiti meinem Befehle. Die heikle Aufgabe der Fischverteilung übertrug ich dem Nanekin. Mit einer Flotte von Rähnen wurde dann die Weiterfahrt angetreten. Die Besizung des Henry Nanpei lag auf einem Höhenzuge, der von der innersten Spitze der tiefen Ausbuchtung von Kiti landeinwärts führte. Dort erhielt ich Unterkunft in einem nach europäischer Weise gebauten Häuschen und war Gast am Tische des Nanpei, dessen Frau über eine für Eingeborene nicht gewöhnliche Bildung und auch Kenntnis der englischen Sprache verfügte. Sie leitete eine Mädchenschule, während ein eingeborener Gehilfe eine Knabenschule unter sich hatte. Nanpei selbst spielte den Pastor und hielt durch gewaltige Sonntagspredigten seine Leute zusammen. Der Nanmarki war ein armer Krüppel mit schweren Wunden. Seine Heilung durch den Regierungsarzt Dr. Girschner hat einen bemerkbaren guten Einfluß ausgeübt.

In Metalanim wurde mir ein Fest nach alter Sitte in dem Versammlungshause am Königsitze (Pankatara) dargeboten. Der Nanmarki, in feierlicher Anrede auch „Ijo“ (der Erste) genannt, brachte zum Ausdruck, daß die Landschaft Metalanim den ersten Rang auf der Insel beanspruche.

In der Landschaft U war der Eindruck ein wenig erfreulicher. Der alte Nanmarki war vor kurzem gestorben. Nach dem Rechte oder der Sitte der Eingeborenen hätte nun der nächste Titular, der Uajai, zur Herrschaft gelang-

gen müssen. Dieser war aber Katholik und den Spaniern zugetan, weil er der Sippe des Faulik in Quak angehörte. Die protestantische Partei erkannte ihn deshalb nicht an und hatte ihrerseits einen anderen Titular, gleichfalls königlichen Blutes, zum Uajai und damit zum Nachfolger ausgerufen. Von mir wurde nun verlangt, daß ich den neuen Machthaber als Nanmarki und damit als herrschend für den ganzen Bezirk bestätigen sollte. Ich konnte nur entgegenen, daß ich zunächst auch den anderen Mann, den eigentlichen Nanmarki, kennenlernen wolle. Die Berührung mit ihm vollzog sich noch auf der gleichen Reise in Quak, wo mich der Faulik, ein würdiger alter Mann, mit dem gleichen Anliegen empfing, nämlich seinen Verwandten als Herrscher einzusetzen. Ich sagte beiden Theilen, daß sie sich ruhig verhalten möchten, bis ich käme, um im Beisein aller Würdenträger meine Entscheidung zu geben.

Nach acht Tagen Abwesenheit traf ich wieder in Mese-nieng ein und wurde mit der Nachricht empfangen, daß, wie es auf Ponape üblich sei, in der Zwischenzeit die wildesten Gerüchte umgelaufen seien, so daß man eigentlich geglaubt hätte, mich nicht mehr lebendig zu sehen.

Die Besuchsfahrt hatte mir den Eindruck hinterlassen, daß, abgesehen von der Thronfolgestreitigkeit in U, Anlaß zu neuem Kampfe in den einzelnen Gebieten untereinander nicht vorlag. Die Leuten selbst waren des ewigen Haders wohl müde geworden und sehnten sich nach Ruhe. Diese im Benehmen mit den Stammeshäuptern in den nächsten Monaten herbeizuführen, sah ich als meine besondere Aufgabe an.

Vor mir lag aber innerhalb der Mauern noch eine andere Sorge. Mit dem Wegzug der Schiffe war Ponape von der Außenwelt abgeschnitten. Bei der Abreise von Berlin war die Herstellung einer Dampferverbindung noch nicht geordnet. Es konnte recht lange dauern, bis ein sicherer Nachrichtendienst einsetzte und Zufuhren erfolgten. Die Eingeborenen verfügten über keine ausgedehnte Feldwirtschaft. Um die einzelnen Wohnstätten schlossen sich Bestände von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, in deren Schatten überall da, wo humusreicher Boden anzutreffen war, Yam in unregelmäßigen Beständen ausgebracht war. An den Bächen und Flüssen standen kleine Bananenhaine. Diese regellose Feldbestellung konnte wohl den Bedarf der Familien unter Einrechnung der Abgabepflicht an die Grundherren sichern, mit der Zufuhr auf den Markt und sonach mit der Versorgung der Niederlassung Mesenieng sah es aber nicht tröstlich aus. Das von den Spaniern vor den Mauern freigelegte Feld, etwa einhundertundfünfzig Hektar im Ausmaß, war bis dicht an die Tore wieder mit Jungbusch bestanden. Ich beschloß, um allen Nahrungsorgen vorzubeugen, das Jungholz wieder niederzulegen und den Boden zu bestocken. Die Zeit von sechs bis acht Uhr vormittags gehörte dem Exerzier-, Boots- und Schießdienst, dann aber hob die Kulturarbeit an. Bei der Bearbeitung des Feldes fand ich, daß mit guten Erträgen kaum zu rechnen war. Die Insel, in einem Ausmaß von etwas mehr als vierhundert Quadratkilometer, besteht durchweg aus Basalt. Die Verwitterung dieses Gesteins auf dem Abfall von den Bergen zur See und auf den schma-

len Vorebenen zur Küste hatte nicht in die Tiefe gereicht. Über der Felsmasse lag eine geringe Schicht rötlichen und mit Geröll durchsetzten Erdreiches, vielfach durchbrochen durch aufragende Steine. Die schweren Regen brachten eine starke Abschwemmung des Erdreiches an den freigelegten Stellen, so daß, dem Auge sichtbar, überall das rote harte Gerölle liegenblieb. Es konnte also nicht auf der ebenen Fläche nach der Rodung angepflanzt werden, sondern es mußten geregelte Aufhäufungen erfolgen, um das Wachstum zu sichern. Das gab viel Arbeit. Als Nutzpflanzen wählte ich Süßkartoffel, Bananen, etwas Yam und brachte auch pflanzungsgerecht Kokosnüsse aus. Ebenso sorgte ich dafür, daß innerhalb der Mauern und an den beiden vorhandenen kurzen Straßen bis zu dem nächsten Wasserlauf Obstbäume ausgesetzt wurden, soweit das mitgebrachte Saatgut reichte.

Diese Vorkehrungen allein genügten indessen nicht; denn bis zur ersten Ernte mußte der vorhandene Vorrat an Reis und Fleisch längst aufgezehrt sein. Es stellte sich überdies heraus, daß auch die Kaufläden keine Bestände aufwiesen, im Gegenteil, die Firmen, ebenso wie die Mission, gingen mich an, sie aus dem Lager der Regierung mitzuzuforsorgen. Ich mußte notgedrungen die Speicher öffnen. Der Wald bot als Wild einzig Tauben, die weit eingeschnittenen Heideflächen waren von verwilderten Hühnern bevölkert; die See aber war fischreich. An Haustieren waren auf der Insel Schweine und Ziegen vorhanden, außerdem verfügte Henry Nanpei über eine stattliche Viehherde, herrührend aus der Zucht der Bostoner Mission. Ich

richtete eine Schweine- und Ziegenfarm ein und ließ von den kundigen Melanesen Netze für den Fischfang stricken. All diese Bemühungen führten zu einem Erfolge, ebenso gelang es, gewisse Zufuhren von den Eingeborenen sicherzustellen. Mir war es ein besonderes Anliegen, auch die Küche des Padre José etwas zu versorgen. Der Pater kam aber auch mir zu Hilfe in den Nöten des Daseins. Er verfügte über einen Hühnerhof und einen kleinen Gemüsegarten. Ich erinnerte mich noch mit Vergnügen, daß er mir, als ich ihm eines Tages einen schönen großen Fisch übersandt hatte, ein Zettelchen zurückschickte, in dem er mit Betrübnis mitteilte: „Hodie pulluli mei non habent ova.“

Eine ebenso dringliche Aufgabe wie die Sicherstellung der Verpflegung bildete die Säuberung des Ortes und seiner nächsten Umgebung, namentlich des Festungsgrabens, der reichlich mit Unrat gefüllt war. Es wimmelte von Skorpionen und Tausendfüßlern. Abgesehen von dem Gouvernementshause und dem Krankenhause waren sämtliche Wohngebäude baufällig. Hier erwuchs eine wertvolle Hilfstruppe aus den Tagalen, die ich in den Dienst genommen hatte. Bauholz war in den Mangrovenwäldern der Umgebung in Fülle vorhanden. Gegen gutes Bargeld konnten die Eingeborenen für den Holzschlag und für die Herbeiflößung gewonnen werden. Aus dem schweren Hartholz ließen sich brauchbare Balken schneiden. Die mitgebrachte Zimmermannsausrüstung bewährte sich trefflich. Zwei von den Tagalen waren geschickte Schmiede und Schlosser. In dem Gebäude der Marine-Division wurde die gesamte Handwerkerkolonne untergebracht. Das Erd-

geschloß diente zu Werkstätten, die Mannschaft wurde in den darüberliegenden Gelassen einquartiert. Die beiden Blockhäuser innerhalb der Mauern ließ ich niederreißen. Wellblech, Balken und Bretter boten willkommenes Baumaterial. Auf einem Riffe im Hafen lag das Wrack eines spanischen Seglers „*Maria Molina*“. Dort holten wir Nägel, Bolzen, Planken und was sonst noch sich als brauchbar erwies. So konnten die Wohnungen der Beamten erneuert und eine brauchbare Kaserne für die Soldaten und Arbeiter geschaffen werden. Auch ein Leichter im Ausmaße von zehn Tonnen wurde gebaut, um die Bewegung von Holz und anderen Gütern zu fördern. Es herrschte also von früh bis spät innerhalb der Mauern Mejeniens ein fröhlicher Arbeitsbetrieb.

Meine Rundfahrt hatte mir auch gezeigt, daß die Eingeborenen vielfach der ärztlichen Hilfe bedurften. Es gab zwar auf der Insel keine Malaria, aber ich sah häufig schwärende Wunden an den Körpern und zu meinem Schrecken auch Ausatz. Ebenso litten die Eingeborenen stark unter Erkältungskrankheiten. Hier zeigte sich der Regierungsrat Dr. Girschner als ihr steter Helfer und Berater. Er wurde bald Meister der Sprache. Der Zustrom zum Krankenhaus füllte alle Räume. Das Volk gewöhnte sich daran, in Dr. Girschner nicht nur den kundigen Arzt, sondern auch den edlen Menschenfreund für alle seine Nöte zu suchen und zu finden.

Während ich mit den wirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, hatte ich wiederholt Besuch einzelner angesehenen Häupter erhalten, so daß ich mich recht gut über Stim-

mung und Wünsche unterrichten konnte. Ich sah, daß ein dauernder Friede unter den reizbaren Menschen nur dann geschaffen werden konnte, wenn die von alten Zeiten her angeschwollene Flut von Streitigkeiten aller Art durch Urtheil oder gütliche Vereinbarung sich beseitigen ließ. Zanf um Grenzen und Landbesitz, um die Zugehörigkeit der Fruchtbäume, der Fischereigründe, um Geld und Gut aus dem Handelsverkehr und nicht zuletzt auch üble Familienstreitigkeiten gab es reichlich. Ich konnte nur dann eingreifen, wenn die Durchführung der Entscheidung gesichert war; dazu bedurfte ich des Beistandes des Stammesfürsten.

So zersezend und zerstörend der europäische Einfluß auf die Sitten und Gebräuche sich auch ausgewirkt haben mochte, so war doch der äußere Rahmen der ursprünglichen Herrschaftsverhältnisse erhalten geblieben. Es kam also nur darauf an, diese dem Volke noch sichtbare Ordnung aufrechtzuerhalten und mit neuem Ansehen auszustatten. Dazu war ich entschlossen und mußte damit, um nach allen Seiten wirken zu können, auch die leidige Thronfolgestreitigkeit in der Landschaft U beseitigen. Ich kündigte mein Erscheinen dort an und fand auf dem Königsplatze die Würdenträger und das Volk bei meiner Landung versammelt. Ich wurde feierlich begrüßt und in eine Halle geleitet. Ich theilte den Leuten mit, daß ich die Entscheidung nur in die Hand nehme, weil sie es selbst wünschten. Sie mußten sich aber überzeugt halten, daß, wenn einmal das Wort gesprochen sei, auch die Machtmittel, die ich herbeirufen könnte, hinter mir stehen würden. Sie mußten sich daher alle

klar halten, daß der unterliegende Teil sich zu fügen habe. Diese Darbietung wurde in Ruhe hingenommen. Ich ließ die beiden Anwärter auf die Königswürde vor mir Platz nehmen und forderte nun die Würdenträger auf, sich um sie zu gruppieren. Die Mehrheit hatte weitaus der neue Uajai für sich, während der dem Blute nach am ersten Berechtigte nur über wenige Freunde verfügte. Ich sagte daher den Leuten, daß sie die Entscheidung durch diese Gruppierung bereits selbst getroffen hätten. Für mich und für die Regierung sei daher der neue Uajai der berechtigte Nanmarki. Das wurde auch dem umstehenden Volk laut bekanntgegeben. Die Masse drängte sich dicht heran und bildete Spalier, als ich zu meinem Ruderboot zurückkehrte. Ich war kaum hundert Meter vom Gestade entfernt, als ein furchtbares Toben und Schreien anhub. Ich kehrte sofort um und ging wieder an Land auf die Halle zu. Es zeigte sich, daß das hörige Volk zwar lebhaft schrie und gestikulirte, daß aber das Toben von den Würdenträgern und ihren nächsten Anhängern ausging, die mit den Messern übereinander hergefallen waren. Bei meinem Erscheinen stockte der Streit. Ich forderte nun die Minderheitspartei auf, sofort und in meiner Anwesenheit die Rähne zu besteigen und sich zu entfernen. Diese Weisung wurde befolgt; ich sah, daß die Leutchen selbst froh waren, unter meinem Beistand über See nach Hause zu gelangen. Damit war diese heikle Angelegenheit bereinigt. Die Minderheitspartei siedelte aus U nach Auak über, die Ruhe wurde in keiner Weise mehr gestört. Um mir vollkommene Gewißheit zu verschaffen, besuchte ich nach kurzer Zeit den

alten Faulik in Quak und erhielt von ihm und seinen Getreuen, auch von dem unterlegenen Thronanwärter selbst die bestimmte Erklärung, daß sie glücklich wären, den Streit hinter sich zu haben; sie würden sich ruhig und friedlich verhalten. So ist es für die folgende Zeit auch geblieben.

Es gab noch ein kleines Nachspiel mit U, weil der nunmehrige Herrscher ärztliche Hilfe brauchte. Er hatte sich eine Beinwunde zugezogen und sie vernachlässigt. Seine Leute brachten ihn an; der Arzt stellte rasch fest, daß schon Brand vorhanden war. Es blieb nur übrig, den linken Unterschenkel abzunehmen, nachdem der unglückliche Mann sich mit der Vornahme des Eingriffs einverstanden erklärt hatte. Die Amputation verlief erfolgreich und diente weitreichend zur Befestigung des Ansehens des Arztes, aber auch zur Stärkung des Vertrauens zwischen U und Mejeniang.

Meiner Aufforderung, die kleine Kolonie mit Nahrungsmitteln zu versorgen, hatten am eifrigsten die Bewohner der Landschaft Peleker entsprochen. Sie wurden von den Eingeborenen als „tip en uai“ (Stamm aus der Fremde) bezeichnet und nannten sich auch selbst so. Ihr Stammeshaupt hatte die Würde eines Lap (Großherr). Diese Leutchen hatte ich noch nicht besucht, da sie in den Vorbergen östlich Jakoi lebten. Auch dorthin zog ich nun und fand, daß dieser kleine Volksrest von allen Ponape-Bewohnern wohl noch am ursprünglichsten die alten Sitten bewahrt hatte. Mit dem Lap und seinen Getreuen unternahm ich bald in das Hinterland bis hoch in die Berge

hinein weite Wanderungen, die nach außen hin der Tauben- und Hühnerjagd galten, mir aber wertvoll waren, um mir ein klares Bild über den Aufbau der Insel zu schaffen. Der erste, oben schon wiedergegebene Eindruck vertiefte sich dahin, daß weder die Vorebenen, noch die Berge selbst für den Anbau geeignet waren. Aber zweihundert Meter Höhe gab es Erdreich nur noch spärlich. Schroff und nackt türmten sich die Basaltmassen auf. Eine spätere Durchquerung der Insel vom Süden nach Norden und ebenso die Besteigung des höchsten Berggipfels von Kiti aus vervollständigten die Kenntnisse, ohne in dem Ergebnis etwas zu ändern. Auf diesen Wanderungen erreichte ich auch den Tol en peiej an der Ostseite der Insel und fand dort die alte Werkstätte, in der die gewaltigen Basaltsäulen gebrochen worden waren, um sie längs des Gestades auf Flößen nach Metalanim zu bringen, zur Errichtung der mächtigen Bauten, die unter dem Namen Nanmatal bekanntgeworden sind. Ebenso fand ich, von Kiti bis nach Peleker verlaufend, in den Vorbergen und Heideflächen einen Erdwall, über dessen Ursprung und Bedeutung keine Kenntnis mehr vorhanden war. Nach einer Mitteilung Henry Nanpeis ging in Kiti die Sage, daß dieser Wall zum Schutze gegen Überfälle der ursprünglichen dunkelfarbigen Bewohner erbaut worden sei. Auch über Herkunft und Bedeutung der Steinbauten in Metalanim bestand keine feste Überlieferung. Es ist wahrscheinlich, daß sie von den Eroberern unter Ijokalakal als Feste in den Eroberungskämpfen gebaut worden sind und später zu Grabkammern, daher das Wort Nanmatal, für die dahingegangenen Könige benutzt wurden.

Bei den Wanderungen mit dem Lap von Peleker war mir aufgefallen, daß beim Anstieg zu den Bergen die unmittelbar hinter Peleker liegenden Gebiete umgangen wurden. Auf mein Verlangen wurde ich nun den geraden Weg zu dem Gebirge des Inneren geführt. Wir mochten etwa zweihundert Meter hoch gestiegen sein, als eine stark verwitterte und halbeingestürzte Mauer sich darbot. Als ich darauf losgehen wollte, berührte mich der Lap am Arm und sagte, ich möchte dies nicht tun, dort lebten die Geister der hohen Ahnen. Jede Störung ihrer Ruhe müßte Unheil über sein Volk bringen. Ich konnte mir daher die Mauer nur von ferne besehen, denn es war selbstverständlich, die Gefühle des Volkes nicht zu verletzen.

Die mit den Peleker Leuten entstandene Freundschaft benutzte ich nun dazu, um mir mit den wachsenden Sprachkenntnissen Einblick in den Familienaufbau und die Rechtsverhältnisse zu verschaffen. Das Vertrauen ging schließlich so weit, daß sie mir bei einer Unterhaltung über ihre alte Religion offen bekannten, daß sie zwar den Pater hoch schätzten und Sonntags auch seine Kirche besuchten, innerlich aber und unter sich am Glauben der Väter festhielten. In einer Vollmondnacht ließen sie mich denn auch an einem heimlichen Gottesdienst, am Rande der großen Heide zwischen den Vorbergen und dem Hauptgebirge, teilnehmen. Nach einigen feierlichen Gebeten aus dem Munde des Jau-maro, des Oberpriesters, zu den großen Göttern richtete sich die Aufmerksamkeit auf eine alte Frau, die erhöht saß und eifrig rohe Kawawurzeln (*Piper methysticum*) kaute. Ob sie hierdurch wirklich in einen Zustand der Verzückung

fiel oder nur äußerlich einen solchen darbot, konnte ich nicht unterscheiden. Genug! Sie begann zuerst unzusammenhängende Worte zu murmeln, dann antwortete sie auf bestimmte Fragen des Jaumaro und des Lap, die gespannt ihrer Rede lauschten. Ich habe von dieser Unterhaltung nichts verstanden; man sagte mir, es sei die besondere Sprache der Priester. Schließlich weisagte mir die alte Frau meine Zukunft, wobei ich verraten darf, daß keine ihrer Vorausagungen eingetroffen ist.

Auch die Unterhaltungen mit Nanpei, der sich in Mezenieng ein kleines Häuschen erbaut hatte, um dort bequeme Unterkunft zu finden, trugen zur Vertiefung meiner Kenntnisse bei. Ebenso stand Padre José mir mit dem Schatze seiner Erfahrungen stets willig und freundlich zur Seite. Schließlich begann ich innerhalb des Peleker Stammes alles, was an Streit vorhanden war, durch gütliche Einigung, die nicht schwierig war, zu beseitigen. Dagegen boten sich rasch Hemmnisse, als nun der Lap versuchte, mit meiner Hilfe das Abhängigkeitsverhältnis zu Jakoi zu beseitigen. Er benützte hierzu geschickt eine Grenzstreitigkeit, die ich nach langwieriger Untersuchung nur dadurch beilegen konnte, daß ich die begehrten Ländereien teilte. Diese Entscheidung hat wohl auch das Richtige getroffen. Dagegen konnte und durfte sie nicht dazu führen, den alten Lap von seinem Untertanenverhältnis zu Jakoi zu lösen.

Mein Eintreten für die alte Stammes- und Herrschaftsordnung hatte zur Folge, daß die Stammeshäupter jede Bereitwilligkeit darboten, allen Hader innerhalb ihrer Grenzen und darüber hinaus mit den Nachbarstämmen zu

beseitigen. Und nunmehr wurde ich mit Anliegen von allen Seiten überlaufen. Im Anfang versuchte ich noch, durch kurze Aufzeichnungen die Streitigkeiten zu umschreiben und die Entscheidungen festzulegen. Als ich aber bei der Zahl sechshundert angelangt war, gab ich die Schreibarbeit auf und begnügte mich mit einem kleinen Notizbuch, das schließlich auch dafür ausreichte, die Durchführung der getroffenen Entscheidungen sicherzustellen. Nur Grenzregulierungen mußten genau festgehalten werden.

Nach einiger Erfahrung ging ich dazu über, die Stammeshäupter ihrerseits zu meiner eigenen Entlastung mit dem Gerichtsverfahren zu beschäftigen. Es kam zu einer Art Arbeitsteilung, so daß die erste Entscheidung, abgesehen von Streitigkeiten über hohe Werte, über Grenzen und über die Aburteilung von Verbrechen und Vergehen, den Stammeshäuptern überlassen blieb. Ich mußte mit dem kleinen Kutter dauernd unterwegs sein und kannte die Insel und ihre Verhältnisse bald besser als die Eingeborenen selbst, da im großen und ganzen ihre Kenntnisse auf das eigene Stammesgebiet beschränkt blieben.

Mitte November lief Kapitän Melander von Kusaie mit seinem kleinen Schoner ein. Er erschien bei mir und zahlte mir tausend Manila Peso (zweitausend Mark) auf den Tisch, um damit seine Strafe abzutragen. Ich nahm das Geld in Verwahrung und erklärte ihm, daß ich ein Gesuch um Strafnachlaß und Rückerstattung einreichen würde, wenn er es unternähme, mit seinem Schoner nach Hongkong zu fahren, um dort Reis und andere Güter für Ponape zu holen. Die Vorräte waren stark zusammenge-

schmolzen und eine Ernte noch lange nicht zu erwarten. Fisch, Jam und Brotfrucht bildeten daher den Hauptbestandteil der Nahrung. Der Kapitän willigte ein und ging in See. Damit fand sich auch eine Gelegenheit, Post nach Deutschland zu schicken. Auch die Jaluit-Gesellschaft hatte ihr Lager in Langar nicht versorgen können, weil der hierfür bestimmte Schoner gestrandet war. Mit der zunehmenden Zeit wurde sehnsüchtig Ausblick nach Melander gehalten. Als ich von dem braven Polizeimeister Braun die Meldung erhielt, daß der letzte Reisesack geöffnet sei und er schwere Besorgnisse wegen der Malaien hege, wenn diese die gewohnte Nahrung entbehren müßten, erscholl ein gewaltiges Jubelgeschrei, die scharfen Augen der Melanesen hatten das Schifflein am Horizont entdeckt. Es war April geworden. Melander hatte schwere Überfahrt hin und zurück gehabt, brachte aber alles mit, was bestellt worden war.

An Bord befand sich auch eine deutsche Familie aus Nürnberg, Mutter, zwei Töchter und Schwiegersohn, die auf Ponape als Pflanzer sich niederlassen wollten. Auf meine Frage, warum sie sich denn gerade diese Insel zum Ziel erkoren hätten, wurde mir geantwortet, daß sie gelesen hätten, man lebe hier unter Brotfruchtbäumen, brauche also nur die Hand auszustrecken, um sich zu versorgen. Die Mutter war aber so vorsichtig gewesen, sich auch einen beträchtlichen Kredit bei der Jaluit-Gesellschaft einräumen zu lassen, so daß sie, für die nächste Zeit jedenfalls, der Sorgen enthoben waren. Ich brachte die Einwanderer unter. Sie sahen bald ein, daß sich das Land

für eine Pflanzungswirtschaft nicht eignete. Der junge Mann entpuppte sich als Techniker und faßte den Plan, eine Sägemühle zu bauen. Ich zweifelte an seinen Fähigkeiten nicht, gab ihm aber zu verstehen, das er das Holz, das er gewiß in Mengen schneiden könne, auf der Insel nicht würde absetzen können. Und so ist es denn später auch leider gekommen; zu allem Unglück wurde die recht gut laufende Sägemühle von einem fürchterlichen Hochwasser eines Tages zerstört und in die See hinausgeschwemmt. Mit dem Einsetzen der späteren Dampferverbindung ist dann die Familie nach den Vereinigten Staaten gewandert und hat es dort, nach den mir zugegangenen Briefen, gut getroffen. Dem alten Melander wurde von Berlin die Geldstrafe in Gnaden erlassen, er bekam von mir seine Pesos wieder. Den Ereignissen bin ich mit dieser Einschaltung vorausgeeilt und muß zu ihrem Gange mich wieder zurückwenden.

Der guten Ausstattung der Eingeborenen mit Winchester-Repetiergewehren und Patronen habe ich schon Erwähnung getan. Die Zufuhren erfolgten alljährlich durch die von San Francisco kommenden Walfischfänger, Segler mit zweihundertfünfzig bis dreihundert Tonnen Rauminhalt. Im November lief ein solches Schiff in Ponape ein und ging vor Anker. Der Kapitän Montgomery kam an Land und sagte, er wolle sich überzeugen, ob wir denn alle noch am Leben seien; er hätte aus den Zeitungsnachrichten ersehen, daß wir ohne Militärmacht in Ponape uns niedergelassen hätten. Als ich ihm entgegenhielt, daß wir uns alle, wie er sehe, recht wohl befänden, und ich ihn

um die Vorlegung seiner Schiffspapiere ersuchen müßte, und auch genötigt sei, gewisse Zollmaßnahmen zu treffen, um den unerlaubten Handel mit Waffen zu unterbinden, lachte der Seemann und sagte nur: „Ich kann ihr Gouvernement bequem mit meiner Mannschaft nehmen, ich ziehe aber vor, mich aus dem Staube zu machen und werde mich in Kiti vor Anker legen. Ich brauche Frischwasser und Proviant und werde das bei meinen alten Freunden dort finden.“ Damit schieden wir. Der Kapitän ging in See, ich folgte ihm unmittelbar mit dem Kutter. Die Reise nach Kiti verlief aber dieses Mal nicht so einfach wie die früheren. In einer schweren Boe, die von den Bergen plötzlich herniederbrauste, kenterte der Kutter. Die ganze Besatzung lag im Wasser. Zwei der Melanesen schwammen in meiner Nähe, ich deutete auf den Kutter, der zu sinken begann und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, da der mächtige Wogengang eine völlige Annäherung verhinderte, sie möchten von unten in die offene Luke tauchen und den Ballast herausreißen. Die beiden braven Leute haben diese Weisung ohne Zögern ausgeführt. Der Kutter hob sich wieder und trieb weiter. In meiner Nähe schwamm mein chinesischer Koch, den ich mitgenommen hatte, und ich sah, daß ihn die Kräfte verließen. Ich schlang seinen langen Zopf um meinen linken Arm und ließ mich weiter von den Wogen treiben. In etwa zwei Kilometer Entfernung vor uns hob sich leuchtend eine Sandbank des äußeren Riffgürtels empor, umgeben von starker Brandung. Dorthin trieben uns glücklicherweise Wind und See-gang. Meine einzige Besorgnis war nur, es möchten etwa

Gaifische an uns Gefallen finden. Es ging aber günstig, wir erreichten die Sandbank; die starke Brandung verhinderte indessen eine Landung. Die Seegewandten Melanesen tauchten darunter durch und faßten auf dem Riff festen Fuß. Sie gaben mir durch Zeichen zu verstehen, ich solle den Chinesen sinken lassen, um mich selbst in gleicher Weise zu retten. Im Augenblick der höchsten Not kam plötzlich ein Kanu mit Eingeborenen herangeschossen, die, hinter dem Riff mit Fischfang beschäftigt, uns gesehen hatten. Der Chineser und ich wurden nun im Kanu an Land gebracht, ebenso Kapitän Martens und die übrigen Teilnehmer der Fahrt. Schließlich trieb auch der Kutter heran. Wir gingen alle noch einmal in See, um ihn zu bergen und zerrten und zogen ihn um die Sandbank und ihr weites Riff herum in Lee. Dort konnten wir ihn hochbringen und wieder auf den Kiel setzen. Mit eintretender Ebbe wurde der Kahn ausgepumpt und am anderen Tage der Hafen von Riti erreicht. Aller Proviant und alles Gepäck waren in die Tiefe der See abgesunken. Ich darf noch von meinem Koch erzählen, daß er nach seiner Landung zunächst bewußtlos dalag und, als die Wiederbelebungsversuche von Erfolg gekrönt waren und er die Augen aufschlug, sein erstes Wort war: „Herr, ich habe fünfzig Dollar verloren.“ Seine Lohnersparnisse hatte der arme Chineser in den Gürtel seiner Hose eingenäht, das Gewicht des Schatzes hatte das Kleidungsstück in die Tiefe hinabgezogen. Ich konnte ihn erst in Riti wieder mit einer Hose für seine Blöße versehen und ihm durch das Versprechen des Ersatzes für den Verlust zu neuer Daseinsfreude verhelfen.

Im Hafen von Riti lagen drei Walfischfänger. Ich statete dem Kapitän Montgomery einen Besuch ab und lernte bei dieser Gelegenheit die Einrichtung des Schiffes für den Fang kennen. Meine Aufmerksamkeit wurde aber weit mehr noch durch das Treiben an Bord gefesselt. Das Deck wimmelte von Eingeborenen, namentlich von Frauen. Die Luken des Schiffes waren geöffnet und daraus kamen die begehrten Waren an das Licht: Gewehre, Schießbedarf, Kleiderstoff, alkoholische Getränke. Bezahlt wurde in Bargeld, wo solches fehlte, stellten sich die Frauen zur Verfügung. Ich sagte dem Kapitän Montgomery offen, daß er der Insel wohl seinen letzten Besuch abgestattet hätte, denn im nächsten Jahr würde ich, zur Abstellung des schmählischen Handels, für die nötigen Nachtmittel gesorgt haben.

Wegen des Weiberhandels wäre noch zu bemerken, daß in Ponape und wohl in dem gesamten Mikronesien die unverheiratete Frau frei war. Sie konnte nach Belieben im Verkehr mit den Männern über sich verfügen. Padre José kennzeichnete sie bei einer Unterredung über diese Dinge mit den Worten: „sunt quasi caprae in silva“.

Am 28. Dezember lief ein Dreimaster in Charter der Jaluit-Gesellschaft ein, er brachte Kohlen, Handelswaren und Proviant für die Europäer, so daß für diese keine Sorgen mehr bestanden. Auch Post aus Deutschland, bis zum 8. Oktober reichend, war an Bord. Als willkommene Kraft für meinen Stab traf mit diesem Segler Sekretär Albert Vahlkampf ein, der über koloniale Erfahrungen aus seiner Dienstzeit in Niederländisch-Indien verfügte. Im Ge-

bruar stellte sich S.M. Kreuzer „Seeadler“ ein unter Korvettenkapitän Schack. Er sah einen längeren Aufenthalt vor. Dieser gestaltete sich für alle Teile angenehm. Offiziere und Mannschaften freuten sich der Ruhe, täglich landeten einige Abteilungen, die unter der Führung der Pelekerleute der Tauben- und Hühnerjagd oblagen oder in den kühlen Fluten des Flusses badeten und wuschen. Die Besorgung der Wäsche wurde zur Leidenschaft, denn die kleinen Mädchen von Ponape fanden sich zahlreich zur Hilfeleistung für die Matrosen ein. Der Kreuzer füllte nach der Zeit der Rast seine Bunker und unternahm mit mir eine kleine Rundfahrt nach Kusaie und dem Atoll Ngatik. In Kusaie war nichts Besonderes zu bemerken. Ich besuchte die Steinbauten von Lele, die in Anlage und Material völlig denen von Nanmatal gleichen, wenn sie auch in Ausdehnung und Mächtigkeit zurückstehen. Die Angehörigen des Melander konnte ich verständigen, daß sie wohl noch lange auf sein Wiedereintreffen zu warten hätten. In Ngatik lief ich vor, weil nach den Nachrichten der Eingeborenen dort eine Hungersnot herrschen sollte. Das Atoll war in kurzer Zeit zweimal von einem Taifun heimgesucht worden. Die Bewohner erzählten mir, daß die Inseln völlig unter Wasser gestanden hätten, so daß der gesamte Wuchs, abgesehen von den Kokospalmen, vernichtet worden sei. Zum Teil hätten sie, um das Leben zu retten, die Palmen erklettert. Die schlimmste Zeit lag aber hinter ihnen. Mir fielen der stattliche Wuchs und das europäische Aussehen der Bevölkerung auf. Man führte einen alten Mann und einige Frauen zu mir; diese er-

zählten in der Ponapesprache, daß sie die einzigen Reste der früheren Bevölkerung seien. In der Zeit ihrer Kindheit wäre die Insel von Seeräubern überfallen worden, die alle Männer niedergeschossen hätten, um sich der Frauen zu bemächtigen und auf der Insel zu bleiben. Damit erklärt sich der starke europäische Einschlag des Volkes.

Der „Seeadler“ lief von Ponape nach Herbertshöhe aus und ich konnte mit dieser Gelegenheit Post an den Gouverneur und nach Berlin senden. Mit dem Weggange des Kreuzers hob die gewohnte Beschäftigung in verstärktem Maße an. Der Gouverneur in Herbertshöhe befand sich, wiewohl er meine beruhigende Nachrichten mit dem „Seeadler“ erhalten hatte, immerhin in Sorge über die Entwicklung der Dinge in Ponape, so daß er, kurz nachdem Melander mit seinem Schoner wieder eingelaufen war, mit seinem kleinen Dampfer „Stephan“ eintraf. Das war eine tollkühne Fahrt gewesen, dadurch ermöglicht, daß Kohlen in Nusa (Neumecklenburg) vorher aufgestapelt worden waren und dort das Schiff noch einmal hatte Vorrat nehmen können. Ich durfte dem Gouverneur günstigen Fortschritt melden, zumal ich mich der Lage nun gewachsen glaubte. Herr von Bennigsen mußte seinen Plan, auch das Truck-Atoll noch zu besuchen, aufgeben, da es dort keine Kohlen gab. Er trat die Rückreise nach Nusa an. Es darf fast ein Wunder genannt werden, daß das kleine Schiff auch die Rückfahrt unter der Gunst der Witterung glücklich beendete.

Am 10. August befand ich mich in der Landschaft Uru im Gebiete von Metalanim, wo der Uajai seinen Sitz

hatte und auf die Erledigung zahlreicher Landstreitigkeiten drängte. Während ich in der Versammlungshalle mit den Parteien verhandelte, erscholl plötzlich ein gewaltiges Geschrei; ein Eingeborener kam herbeigerannt, mit der Meldung, daß ein großer Dampfer gesichtet wäre, der auf Langar zuliefe. Sollte das der sehnlichst erwartete deutsche Postdampfer sein? Ich bestieg mein Boot und sah beim Näherkommen die deutsche Flagge wehen. An Bord befanden sich liebe Bekannte, vor allem der Führer des Dampfers „München“, Kapitän Krebs, und der Chef der Firma HERNSHEIM & CO., Max Thiel, der eine Urlaubsreise antrat. Auch die Braut des Regierungsarztes Dr. Girschner war an Bord, ferner Geheimrat Dr. Robert Koch mit seinem Stabe. Dieser hatte seine Untersuchungen in Neuguinea über Malariavorkommen und -bekämpfung beendet und wollte nun auf der Durchreise auch Klarheit über die Inselwelt sich verschaffen. Ich hatte zunächst mit Ladung und Post zu tun, aber am Abend fand an Bord ein fröhliches Fest statt, bei dem niemand fehlte. Als alle Gäste längst sich schon verabschiedet hatten, saß ich mit Dr. Koch bis in die Morgenstunden beisammen, Aufschluß gebend und seinen goldenen Worten über seine kolonialen Erfahrungen lauschend.

Ich hatte die Reisenden und den Kapitän auf den nächsten Vormittag zu mir eingeladen, wobei den Mittelpunkt der Begegnung die Trauung des Regierungsarztes und seiner Braut bildete. Die Neuvermählten schifften sich auf dem Dampfer ein, denn vom Gouverneur war die Weisung eingetroffen, mit erster Möglichkeit den Regierungsarzt

nach Saipan zu entsenden, wo es mit der Gesundheit der Eingeborenen nicht gut stand. Die Verwaltung des Krankenhauses und die Betreuung der Wundkranken fielen damit auf mich.

Die durch den Norddeutschen Lloyd eingerichtete wunderbare Dampferverbindung von Sydney über Herbertshöhe und das Inselgebiet nach Hongkong erfuhr indessen bald eine Änderung, weil der schöne Dampfer „München“ in Jap auf das Riff lief und nur unter schweren Opfern schließlich geborgen werden konnte. Es gab eine neue Unterbrechung und Verzögerung in der Postverbindung, bis schließlich die Jaluit-Gesellschaft mit dem kleinen Dampfer „Oceana“ eine regelmäßige Linie, auslaufend von Sydney über Jaluit bis nach Hongkong, einrichtete. Die unmittelbare Verbindung mit Neuguinea war dadurch wieder ausgeschaltet. Die „München“ hatte auf ihrer letzten Reise eine schöne geräumige Barkasse gebracht, ebenso den Maschinisten Scharlauck, der der Marine entstammte und sich trefflich bewährte; damit war für den Verkehr um die Insel eine große Erleichterung geschaffen. Dieses kleine Schifflein hat unzählige Dienste für Europäer wie Eingeborene geleistet, bis es ein Taifun im Jahre 1904 in die Tiefe der See versenkte.

Im November 1900 traf der Kreuzer „Cormoran“ unter Korvettenkapitän, später Vizeadmiral, Grapow, ein. Meine Vorstellungen wegen der Walfischfänger hatten gewirkt. Der Kreuzer war für einen längeren Aufenthalt gerüstet. Es wurde ein Posten in dem Hafen von Lot und ein zweiter im Hafen von Riti eingerichtet, jeder mit einem

Landungsgeschütz ausgerüstet. Die neue Pinasse erleichterte diese Maßnahmen, weil sich ein regelmäßiger Verkehr aufrecht erhalten ließ. Das Kriegsschiff war eben zur rechten Zeit gekommen. Kapitän Montgomery lief im Hafen von Langar ein und kam alsbald an Land. Er sagte mir, er wäre am liebsten, als er den Kreuzer gesichtet habe, gleich wieder umgekehrt; er müsse aber notwendig Wasser und Feuerholz nehmen und möchte solches sich in Kiti beschaffen. Als ich ihm mittheilte, daß er dort den gleichen Empfang wie hier haben würde, bequeme er sich dazu, seine Ausrüstung im Hafen zu ergänzen und ging wieder in See. Zwei weitere Walfischfänger näherten sich von Süden her dem Hafen von Kiti, wurden aber von den Eingeborenen von unseren Maßnahmen verständigt und suchten ohne weiteres wieder die hohe See auf. Von da ab blieb Ponape von den Besuchen der Walfischfänger verschont.

Da genügend Kohlenvorräte zur Hand waren, konnte ich mit dem schönen Kreuzer auch noch eine Reise nach dem Truck-Atoll ausführen, dem größten und volkreichsten Teil der Karolinen. Dort lagen die Eingeborenen verschiedentlich im Streit miteinander, der unter Anwendung von Feuerwaffen Opfer gefordert hatte. Die Feuerwaffen sollten von japanischen Händlern, die dort sesshaft waren, geliefert worden sein. Die vorgenommenen Untersuchungen in den Handelsniederlassungen führten auch zur Beschlagnahme einer reichen Ausrüstung in Waffen und Munition, ebenso konnte durch Vernehmungen der Umfang des unerlaubten Handels festgestellt werden. Ich schloß daher

diese Niederlassungen und überführte die Händler nach Ponape, von wo sie dann später, mit erster Gelegenheit, nach Japan gesandt wurden. Die Streitigkeiten der Insulaner selbst wurden beigelegt, wobei der Leiter der Bostoner Mission in Truck, Rev. Martin Luther Stimson, wertvolle Dienste leistete. Die Offiziere und Mannschaften hatten in all den langen Wochen ihrer Anwesenheit unermüdlich der Kolonie ihre Kräfte gewidmet.

Zu Anfang des Jahres 1901 war auch meine Tätigkeit zur Beilegung aller Streitigkeiten auf Ponape, herrührend aus alter Zeit, zu Ende gegangen. Das Mißtrauen der Eingeborenen gegeneinander verschwand, Friede und Sicherheit des Verkehrs zogen ein. Ich lud alle Stammeshäupter und angesehenen Würdenträger zur Feier des Kaisersgeburtstages ein, die Offiziere des Kriegsschiffes und Padre José nahmen teil. Dieser hielt feierlich Gottesdienst in der Kirche. An der Tafel in meinem Hause waren fünfunddreißig Personen versammelt. Reden und Toaste in Deutsch und Ponape gaben Zeugnis von der guten Stimmung. Besonderen Eindruck erweckte es, als Henry Nanpei, von sämtlichen Würdenträgern als Sprecher erkoren, in Ponape und Englisch dem Dank der Bevölkerung herzlichen Ausdruck verlieh.

Im Februar brachte mir der Dampfer „Oceana“ die Nachricht, daß Rudolf von Bennigsen im Sommer auf Urlaub gehen wolle, da er sich den harten Anforderungen des Klimas nicht mehr gewachsen fühle. Er teilte mir mit, daß ich voraussichtlich seine Vertretung zu übernehmen hätte. Dieses bestätigte mir ein mit der nächsten Post ein-

treffender Erlaß Berlins, der auch die Weisung enthielt, im Mai über Jap nach Herbertshöhe zu reisen. Meine Melanesen, deren Dienstzeit längst um war, hatte ich mit dem „Cormoran“ nach Herbertshöhe vorausgesandt. Mit der gleichen Gelegenheit reisten auch Schwester Auguste Herzer und Herr Parkinson nach der Blanche Bucht zurück, die, mit dem letzten Dampfer „München“ angelangt, bei mir als liebe Gäste Aufenthalt genommen hatten, um sich von schwerer Malaria zu erholen. Herr Parkinson durchstreifte mit mir wiederholt die einzelnen Landschaften der Umgebung, um seine Sammlungen und seine ethnologischen Kenntnisse zu ergänzen. Meiner Reise ging notwendig der Abschied voran. Seitdem Haß und Zwietracht beigelegt waren, lebte die Liebe zu Festen, zu Sang und Tanz, zu Schmaus und feierlichem Trunke wieder auf. Ich will nun nicht erzählen, wie viel ich davon auf der letzten Rundfahrt um die Insel über mich ergehen lassen mußte, sondern möchte mit der Zeichnung einiger heiteren Züge von den Insulanern scheiden.

Anlaß zu Festesfeiern gab es immer. In der Zeit der Brotruchternte bewirtete jeder Lehenträger seinen Herrn, die hohen Titulare luden wieder einander ein. Bei der Fülle der Ernten nahm die Schmauserei kein Ende. Ebenso gab es für die Jamernte besondere Feste. Der Wechsel im Lehen, das Aufrücken in den Würden, freudige Familienereignisse, gelungene Fischzüge und so fort, führten die in der Sippe oder unter einem Titular verbundenen Personen in dem Versammlungshause zusammen. Die rückwärtige erhöhte Plattform gegenüber der völlig offenen

Siebelseite nahmen die hohen Würdenträger ein, an den Wänden saß der Adel, das gemeine Volk tummelte sich in der Halle und bereitete Speise und Trank. Zu jedem Feste gehörte der Genuß von Kawa. Die Bostoner Mission hatte das heimische Getränk ebensowohl wie den Genuß von Alkohol ihren Anhängern untersagt. Die Katholische Mission duldete beides, die spanische Regierung erlaubte den Vertrieb von Alkohol an die Eingeborenen. Auf der Südseite der Insel fehlte es nicht an sündigen Rückfällen, namentlich beim Besuche der Nordseite, aber die mächtigen flachen Steine, auf denen die rohe Kawawurzel zu Brei zerhämmer wurde, gab es in den Hallen des Südens nicht mehr. Der safterfüllte Brei der Wurzeln wurde in ein Faserbündel aus Baumbast gelegt und ausgewrungen. Der abfließende Saft - Fakau genannt - wurde in einer Kokosnußschale aufgefangen. Die gefüllte Schale ging nun durch mehrere Hände bis zu einem Lehensmanne, der würdig genug war, die Schale dem Ersten in der Versammlung anzubieten. Er kauert sich vor dem Fürsten nieder in Hockstellung, streckt die Schale mit der rechten Hand diesem entgegen und unterfaßt den rechten Arm mit der linken Hand. Der Blick darf nicht erhoben werden. Der Beehrte wartet vornehm unter dem Schweigen des Volkes eine geraume Zeit, bis er die Schale aufnimmt, zuerst einige Tropfen ausgießt, unter Anrufung der hohen Ahnen, und schließlich im langen Zuge das beliebte Getränk schlürft. Dann aber ist das Eis gebrochen, die Menge kommt zu ihrem Rechte. Becher und Pfeife kreisen fleißig in der Runde. Für mich war das Getränk fürchterlich, schmeckte

wie Seifenwasser. Es hatte aber seine begeisterten Verehrer, auch fehlte es nicht an Trinksitten. Es wurde in Kawa zugeproftet und „Bierjunge“ getrunken. Wenn es noch nach guter alter Sitte herging, wurden beim Genuß der Kawa alte Gesänge (ap genannt) angestimmt, auch Begleitung der Lieder durch Handtrommeln (eip) fand statt. In aller alten Herrlichkeit sah ich freilich einzelne Gelage nur noch bei dem Lap en Peleker. Hier tranken und sangen auch Frauen und Mädchen fröhlich mit. Betrunkene wie beim Alkohol gab es nicht; die Zecher schliefen schließlich unter der Wirkung der Kawa ein; die Nachwirkung soll in einer Schwächung der Knie bestanden haben. Welche besonderen Erregungszustände sich etwa einstellten, habe ich nicht erfahren.

Als ich im Mai auf der „Oceana“ mich einschiffte, verließ ich Ponape bewegten Herzens. Der Aufenthalt von mehr als anderthalb Jahren hatte eine Fülle von Arbeit und Mühen gebracht, aber auch meine Erfahrungen wesentlich vertieft. Zu der alten Arbeitsstätte kehrte ich gerne zurück. Die Reise nach Jap erfuhr einen unangenehmen Abschluß dadurch, daß im frühen Morgengrauen der Dampfer „Oceana“ vor der Insel auf ein Riff auflief. Zunächst saß man fest und alle Bemühungen, durch die Tätigkeit der Schiffschrauben wieder loszukommen, erwiesen sich als vergeblich. Vom Land her kamen einige Rähne mit Eingeborenen herbei, denen ich die Mitteilung von dem Unglück zur Beförderung an Bezirksamtmannt Senfft übergab. Das Schiff war bei Flut aufgelaufen, mit der eintretenden Ebbe neigte es sich bedenklich zur Seite,

Wind und Wogen kamen auf, der Kahn hob sich und schlug mit gewaltigem Dröhnen wiederholt auf den Stein. Der Kapitän war bereits entschlossen, die Ladung zu werfen, um einen letzten Versuch des Loskommens mit der ansteigenden Flut zu unternehmen, als am Horizont eine Rauchsäule sichtbar wurde; ein Dampfer kam heran. Ich bestieg ein Boot und fuhr dem Schiff entgegen. Es war der Dampfer „Nuentung“ des Norddeutschen Lloyd unter Kapitän Minssen, der die Ausrüstung für die deutsche Südpolar-Expedition an Bord hatte. Ich bestimmte den Kapitän zu einem Bergungsversuche, der auch glückte, nachdem die Flut wieder aufgelaufen war. Die „Nuentung“ schleppte das kleine Schiff von dem Riff ab. Die „Oceana“ mußte schwer beschädigt sein, denn die in Bewegung gesetzten Pumpen reichten eben aus, den Schiffsraum von Wasser frei zu halten.

In Jap nahm ich Quartier bei Bezirksamtmann Senfft. Ich mußte drei Wochen auf die Ankunft des von Hongkong fälligen Dampfers warten und hatte damit reichlich Zeit, die Insel und ihre Eingeborenen und ebenso die Tätigkeit des BezirksamtmanneS kennenzulernen. Dabei ist mir eine hübsche Einrichtung besonders in Erinnerung geblieben. Das „Geld“ der Eingeborenen in Gestalt von mächtigen großen Steinrädern, die von der Palau-Gruppe herübergeholt wurden, ist bekannt und beschrieben. An dem Besitze dieser Steine, die vor den Gehöften aufgebaut waren, hing das Ansehen und der Einfluß der Mächtigen. Der Bezirksamtmann ließ sich die Pflege der vorhandenen Wege, auch die Neuanlage solcher, die Reinhaltung der

Gehöfte und ihrer Umgebung und die Anpflanzung von Nahrungsmitteln besonders angelegen sein. Dabei gab es natürlich Meinungsverschiedenheiten. In Fällen von Ungehorsam hatte er nun solche Steine beschlagnahmt und sie jeweils zum Bezirksamt fortschaffen lassen. Nach Erfüllung der auferlegten Leistungen mußten sie dann wieder dem Eigentümer zurückgebracht werden. Das war recht mühsam. Da kam ein rettender Gedanke. Beim nächsten Fall von Ungehorsam zog der Bezirksamtmann mit einem malaisischen Polizisten nebst Pinsel und Farbtopf aus und malte auf die Steine des Ungehorsamen K. B. U. (Kaiserliches Bezirksamt) und hatte damit der Pfändung Ausdruck verliehen. Die Anbringung der Buchstaben auf den Steinen in guter Ölfarbe war unauslöschbar. Die Pfändung konnte nur dadurch rückgängig gemacht werden, daß später die drei Buchstaben wieder durchgestrichen wurden; so fand ich zu meinem Ergötzen zahlreiche Steine, die diese Vermerke mehrfach trugen.

In Jap war die spanische Kapuzinermission tätig. Der Prior, Padre Salesius, war ein besonderer Kenner der Sprache. Im allgemeinen stellten sich die Eingeborenen von Jap den Bemühungen der Mission weit ablehnender gegenüber als die von Ponape, wo äußerlich jedenfalls die gesamte Bevölkerung sich als Christen bezeichnete.

Am 26. Juni traf ich in Herbertshöhe ein. Ich nahm Quartier in der Wohnung des Gouverneurs auf dem Hügel Dunabakut (Wolkensitz), einem prächtigen Neubau, der seit meiner letzten Anwesenheit aufgeführt worden war. Das alte kleine Büro am Strande fand ich nicht mehr vor.

Es war ein schönes geräumiges Amtsgebäude entstanden in der Nachbarschaft des neuerrichteten Hotels „Fürst Bismarck“, einer Gründung der Frau Kolbe. Auch die Neuguinea-Compagnie hatte eine Hotelanlage für die Unterbringung und Bewirtung von Gästen geschaffen, den „Deutschen Hof“. Das stille Kokopo der früheren Zeit war nicht wiederzuerkennen.

Zwei Tage nach der Ankunft des Postdampfers lief der russische Kreuzer „Gromoboi“ unter Kapitän von Jessen ein, ein modernes großes Kriegsschiff, das von dem Wiegensefte des Common Wealth of Australia in Melbourne kam und über Nagasaki nach seinem Standort im Fernen Osten lief.

Am 30. Juni traf unser Kreuzer „Cormoran“ unter Kapitän Grapow ein, und schließlich kam auch das Vermessungsschiff „Möwe“, um Kohlen zu nehmen und seine Post abzuholen. Das Haus Henssler & Co. in Matupi hatte gute Tage. Die Festlichkeiten reiheten sich aneinander, Abschied für den Gouverneur und Begrüßung der Schiffe und ihrer Besatzungen. Den Abschluß bildete eine Einladung nach Matupi. Ich fuhr mit dem Kommandanten von Jessen in seiner wunderbar gebauten schnellen Pinasse dorthin. Ihm lag natürlich daran, ein klares Bild über die bisherige Entwicklung der Kolonie zu gewinnen, wozu ich ihm gerne behilflich war. Auch seine eigene Aufgabe an der asiatischen Küste wurde im Gespräch gestreift. Er deutete dabei auf sein in der Ferne liegendes schönes Schiff und sagte kurz: „Wir werden in Grund und Boden geschossen werden; denken Sie an meine Worte, wenn Sie

die Ereignisse des kommenden Kampfes verfolgen werden."

Die Mannschaft des „Gromobi“ durfte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen an Land gehen. Es war bekanntgegeben worden, daß sie sich innerhalb der Pflanzungen aufhalten und die Gehöfte der Eingeborenen nicht berühren sollte. Die Pflanzungsleiter hatten die Erlaubnis erteilt, daß die Matrosen sich so viel Kokosnüsse von den Bäumen holen dürften, als sie wollten. Das war der Mannschaft wohl ein seltenes Vergnügen, und sie hat es auch gründlich ausgekostet. Einige Mann aber wurden fahnenflüchtig; sie kamen nicht an Bord zurück. Herr von Jessen war in einiger Sorge, da er schon in Melbourne auf diese Weise Leute verloren hatte. Ich beruhigte ihn indessen mit dem Hinweis, daß die Flüchtigen in der Wildnis, um nicht zu verhungern, sich den Eingeborenen ausliefern müßten. An die Häupter der Dorfschaften sandte ich die Weisung, sofort Meldung zu erstatten oder die Leute selbst anzubringen. Innerhalb zweier Tage waren alle wieder zur Stelle. Die Eingeborenen hatten gewartet, bis die Flüchtlinge sich schlafen legten und sie dann gefesselt. Ich versuchte, ein gutes Wort für sie einzulegen, mußte aber hören, daß sie nach den Bestimmungen des Gesetzes einer strengen Strafe entgegengingen.

Die Schiffe und die Gäste zogen wieder ab. Den scheidenden Gouverneur geleiteten die Kolonisten an Bord. Mit der Rückkehr an Land hob der Ernst des Tages an. Die Herren des Beamtenstabes waren mir noch nicht bekannt. Dr. Schnee war nach Samoa versetzt worden, und Boluminski hatte seinen Posten als Stationsleiter für

das nördliche Neumecklenburg in Kaewieng bezogen. Rege Arbeit führte mich rasch mit dem Personal zusammen. Mit den Hilfsmitteln des Gouvernements war es leider noch recht bescheiden bestellt, zumal der kleine Dampfer „Stephan“ kurz vor meinem Eintreffen wegen Seeuntüchtigkeit aufgelegt worden war. Es waren einige Bodenplatten durchgerostet, so daß das Schiff Wasser zog. Man hatte zwar mit Zement abgedichtet, hielt das Fahrzeug indessen nicht mehr für verwendungsfähig. Die Besatzung reiste mit dem Gouverneur nach Hause. Eine Möglichkeit der Ausbesserung gab es bei dem Fehlen einer Werft im Lande nicht. Damit hob das alte Leiden der Bewegungsunfähigkeit über See von neuem an. Zunächst half Kapitän Grapow. Ein Sohn der Stadt Hannover, Bruno Menke, war mit einem eigenen Schiff im Schutzgebiet erschienen, um Forschungen durchzuführen. Als erstes Ziel hatte er die noch völlig unberührte Gruppe St. Mathias ausersehen. Dort war auf einer kleinen Landspitze an der südlichen Küste der Hauptinsel Lager bezogen worden. Dieses wurde von den Eingeborenen Ende März überfallen, Menke und sein Sekretär Cuno und einige der farbigen Mannschaften getötet und die Vorräte geplündert. Die Firma Hemsheim & Co. hatte auf einem vorgelagerten Inselchen dieser Gruppe eine Faktorei errichtet. Auch diese wurde weggenommen und ausgeraubt, wobei neun Arbeiter erschlagen wurden. Auch auf den Admiralitätsinseln hatten erneut schwere Ausschreitungen stattgefunden, wiewohl im vergangenen Jahre Dr. Schnee mit Hilfe der Marine dort eingegriffen hatte. Der Sanitätsgehilfe Wo-

strack war mit fünfzehn Soldaten und einem Kutter in der Gruppe zurückgelassen worden. Soweit diese bescheidenen Kräfte tätig sein konnten, namentlich innerhalb der nördlichen Lagune der Inselgruppe, war auch Ruhe im Verkehr der Eingeborenen unter sich und mit den Europäern eingetreten. Für den Ausbau dieser fliegenden Kolonne zu einer wirklichen Regierungsniederlassung fehlten indessen die Mittel. Es mußte im Gegenteil die kleine Truppe zurückgezogen werden, weil die Mannschaften dringend benötigt wurden. Um nicht Herbertshöhe in den ersten Wochen schon wieder auf längere Zeit zu verlassen, beauftragte ich Boluminski, in den St. Mathias- und Admiralitätsinseln nach dem Rechten zu sehen. Er löste seine Aufgabe mit Geschick. In St. Mathias hatten die Eingeborenen seine kleine Truppe schon bei der Landung mit starken Kräften angegriffen, offenbar noch in völliger Unkenntnis der Wirksamkeit der Schußwaffe. Sie verschwanden nach der ersten Salve ebenso schnell wieder wie sie gekommen waren. Einige Frauen und Kinder fielen Boluminski in die Hände und wurden mir zugesandt. Sie erfuhren eine sorgfältige Pflege, denn sie konnten später nützliche Dienste leisten und mit ihren noch völlig wilden Landsleuten friedliche Beziehungen herstellen.

Ich selbst widmete mich dem alten Arbeitsbereich in Neulauenburg und auf dem Nordrande der Gazellehalbinsel, überholte die Fahr- und Reitwege und hielt Gerichtstage ab, um Fortschritt und Stimmung der Menschen kennenzulernen. Im Hauptgebiet war alles in Ordnung; dagegen war am Rande der Wildnis jeden Augen-

blick ein Aufflackern der Gegensätze möglich. Towakira in Tamanairikki hatte sich längere Zeit ruhig verhalten, überfiel aber kurz nach meinem Eintreffen die Nachbargebiete und holte sich Beute an Menschenfleisch. Die Eingeborenen von Nauma meldeten, daß fünfzehn der ihrigen verzehrt worden seien. Ich beschloß ihn dieses Mal von Süden her zu fassen und womöglich zu überraschen, marschierte deshalb von der inneren Blanchebucht über die Hochfläche von Rakunai, stieg am Berge Tomavatur in die große Senke und gelangte über Nawuneram in die Gehöfte des Gegners. Da fand ich, ohne daß es zum Kampf kam, die Muschelgeldschätze des Stammes in einer Hütte. Damit hatte ich Towakira in der Hand. Ich ließ ihm freies Geleite zusichern und hoffte, in der Aussprache ihn für den Anschluß an die neue Ordnung zu gewinnen. Towakira schien mit allen Vorschlägen einverstanden und tauschte auch Geschenke zum Zeichen der Freundschaft mit mir aus. Wenige Tage später erhielt ich indessen von der Mission in Dunapope die Meldung, daß meine Begleiter und Wegeführer sich Muschelgeld angeeignet hätten; ich sorgte zwar, daß Towakira den unterschlagenen Betrag sofort erhielt, mit der Freundschaft aber war es vorbei. Von dem Eingreifen Dr. Schnees in der Landschaft Napapar ist schon berichtet worden. Diese hatte sich nicht mehr mit Übergriffen hervorgewagt, bis jetzt aber auch sich dem Landfrieden und freien Verkehr nicht angeschlossen. Die Erneuerung des Kampfes, um sie mit Gewalt zu unterwerfen, schien mir verfehlt zu sein. Ich versuchte vielmehr, sie von der Landseite her zu gewinnen und den nach der

Hochfläche von Rakunai angelegten Reitweg bis zu ihrem Gebiet vorzutreiben. Die Katholische Mission hatte sich den Sulka genähert, den Bewohnern der Landschaft Mochlon im Osten von Neupommern, südlich der Henri-Reid-Bucht. Eine Abordnung dieser Eingeborenen besuchte die Mission in Dunapope, war aber auf dem Rückwege in schlechtes Wetter geraten, so daß einer der Rähne in Löndip, südlich Kabanga auf der Ostküste der Gazellehalbinsel, an Land geworfen wurde. Die Löndiper erschlugen die Insassen und verzehrten sie, bis auf zwei Mann, die sich retteten und Meldung in Herbertshöhe erstatteten. Diese Untat geschah sozusagen vor den Toren des Hauptquartiers und wurde von einer Bevölkerung ausgeführt, die man bereits für den friedlichen Verkehr gewonnen glaubte. Der Mord fand durch die gerichtliche Bestrafung der Hauptübeltäter seine Sühne. Ein Teil der Landschaft wurde, da die Eingeborenen Land im Ueberflusse besaßen, abgetrennt und den Sulka zur Niederlassung zugewiesen. Diese hatten mit ihrem Erscheinen nicht nur einen Freundschaftsbesuch abstaten wollen; sie suchten nach neuen Wohnsitzen, da sie in ihrer Heimat von den Bergbewohnern hart bedrängt wurden und sich nicht zu halten vermochten. Sie stellten sich mit ihren Rähnen in stetig wachsender Zuwanderung ein. Die Mission übernahm ihre Betreuung und errichtete eine Niederlassung in ihrer Mitte. Zwischen den neuen Siedlern und den Leuten von Löndip bestanden natürlich keine besonders freundschaftlichen Beziehungen. Wachsamkeit blieb auch hier geboten. Ich durchquerte im August den Osten der Gazellehalbinsel und stieß bis zum Waran-

goi vor. Diesem folgte ich landeinwärts und suchte nach Spuren der Bergbewohner, die in den regenarmen Monaten gewöhnlich bis zum Fluß herunterzogen, um zu fischen und zu krebzen. Da auch die Livuan der großen Senke zu dem gleichen Zweck den Fluß aufsuchten, kam es oft zu Kämpfen und Menschenjagden. Ich selbst hätte gerne die Gebirgler dieser Seite der Halbinsel kennengelernt, schon um festzustellen, ob es sich um den gleichen Menschenschlag handelte, wie im Westen. Alles Suchen nach den Spuren der Bergbewohner blieb indessen ergebnislos. Ich wandte mich daher wieder nordwärts, um mir Einblick in den Verlauf des Geländes zu verschaffen wegen der Anlegung eines Reitweges bis zum Warangoi. Einem solchen bereitete in der Nähe der Küste die Zerrissenheit des Geländes große Hindernisse. Ich konnte feststellen, daß landeinwärts die wellige Hochfläche von Bitapaka für die Anlegung eines Weges günstig war. Im Verlauf des Marsches gelangten wir im dichten Urwald an eine Terminalia von einer Höhe und einem Umfange, wie ich bisher noch keinen Baum erblickt hatte. Die Terminalia ist ein Laubbaum, der sich, wenn man von den Strebewurzeln absieht, etwa mit einer Buche vergleichen läßt. Dieses Wunder der Natur mußte ich mir näher ansehen. Ich hatte Eingeborene der Landschaft Kalumbang bei mir als Führer; diese suchten mich zurückzuhalten, weil im Baum ein mächtiger Geist (Raia) seinen Sitz habe, der sich auch in Gestalt einer großen Schlange sehen ließe. Ich zeigte auf meine gute Büchse und meinte, ich sei bereit, den Kampf mit der Schlange aufzunehmen. Die Untersuchung des riesigen Baumes er-

gab, daß er nicht hohl war, sondern in vollem Wuchse von der Wurzel bis zum Gipfel stand. Der Marsch wurde fortgesetzt; abends im Lager überfiel mich ein starkes Fieber. Ich nahm Chinin und schlief schließlich ein. Am Morgen erwachte ich fieberfrei, aber der linke Unterarm war mit einer hochangelaufenen Wasserblase bedeckt, die ich aufstechen mußte. Die Eingeborenen sagten, daß der Raia mich getroffen habe. Der Vorfall gab einen packenden Einblick in die vom Geisterglauben beherrschte Vorstellungswelt der Eingeborenen.

Die Kaiserliche Marine hatte ihr großzügig angelegtes Vermessungswerk an der Grenze gegen Holländisch-Neuguinea begonnen und war damit, dem Lauf der Küste folgend, beträchtlich vorgerückt. Der zunehmende Verkehr gebot indessen, die riffbeengten Durchfahrten der wichtigsten Meeresstraßen zwischen den Inseln und die Einfahrten zu den Haupthafenplätzen zu sichern. Damit war das Arbeitsfeld nach der Gazellehalbinsel verlegt worden. Der Kreuzer „Möwe“ unter Kapitän Schönfelder war im Sommer 1901 an der Bainingküste tätig und lief Anfang Oktober von Matupi nach Kap Lambert (Tongilus) aus. Damit bot sich für mich eine schnelle und bequeme Gelegenheit, dem Gebirge wieder nahezukommen und Pater Rascher zu besuchen. Ich wurde im Massawahafen abgesetzt und wanderte nach St. Paul hinauf. Welche Veränderungen waren hier vor sich gegangen! Schmucke Häuser für den Pater und die Schwestern standen am Bergeshang. Weiter abwärts war auf einer kleinen Abplattung des Hanges ein sauber gebautes Dorf entstanden, die Niederlassung

der befreiten Sklaven. Den Berghang zog sich eine kleine Pflanzung arabischen Kaffees hinauf, weitgedehnte Felder zeugten vom Arbeitsfleiß des Dorfes. Im Tale des Kara, nahe der Station, lief eine oberschlächtige Sägemühle. „Alles aus Holz zurechtgezimmert“, wie der Pater mit Stolz versicherte, „bis auf die Säge.“ Hier wurden die Bretter für weitere Bauten, namentlich für die geplante Kirche, geschnitten. Pater Rascher hatte seine Beziehungen zu den Inlanddörfern weit ausgedehnt und beherrschte völlig die nicht einfache Sprache der Bergbewohner, deren Bau und Wortschatz er auch in einem kleinen Werk niedergelegt hat. Es gab bei ihm einen schönen Rasttag, in dessen Verlauf der Plan reifte, quer über die tief eingeschnittenen Täler hinweg nach Gavit zu wandern, um alte gemeinsame Bekannte wieder zu berühren. Dorthin hatten wir im Jahre 1898 in Begleitung von Bischof Couppé befreite Sklaven zurückgebracht. Das Kriegsschiff hatte meinen Segelkutter bis nach Massava mitgeschleppt. Diesem sandten wir die Weisung, nach Gavit zu laufen und uns am Strande zu erwarten. Von den Bewohnern dieser Berglandschaft wurden wir am übernächsten Tage mit Jubel empfangen. Unsere Erkundigung unterwegs wie bei ihnen hatte ergeben, daß Belästigungen seitens der Uferbewohner nicht mehr stattfanden. Auch unter den Baining selbst herrschte Friede. Die Eingeborenen geleiteten uns in großem Zuge an die See und füllten unser Boot mit willkommenen Gaben für die Küche auf. Günstiger Wind führte uns rasch zu dem Kreuzer, auf dem wir schöne Rasttage verbrachten. Die Heimfahrt gegen den steifen Süd-

oft, nachdem ich Pater Rascher in Massawa abgesetzt hatte, war zeitraubend. Ich stieg daher am Kap Livuan an Land und marschierte über die Hochfläche von Rakunai, um auch von dieser Seite her meine Geländekenntnisse zu erweitern. Meine Eindrücke waren günstig, so daß ich im November auf der Hochfläche Lager bezog und mit den Durchhauen anfang zur Verbindung nach dem Weberhafen über Napapar. Die Eingeborenen leisteten mir willig Dienste, da sie die Unterdrückung der ewigen Fehden längst als vorteilhaft für sich selbst ansahen. Zur Ankunft des Postdampfers kehrte ich nach Herbertshöhe zurück. Mit diesem kam der Botaniker Rudolf Schlechter, der im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees die Südseeinseln bereiste, um nach kautschuk- und guttaperchahaltigen Lianen und Bäumen Umschau zu halten. Auch der italienische Kreuzer „Puglia“ lief ein, der an der chinesischen Küste stationiert werden sollte.

In Kaiser-Wilhelms-Land war Assessor Boether als Bezirksrichter und Verwaltungsbeamter tätig. Er war aber auf die Dauer dem Klima nicht gewachsen und mußte nach Hause zurückkehren. Da dieser wichtige Posten nicht unbesetzt gelassen werden konnte, entsandte ich den Bezirksrichter und Bezirksamtmann von Herbertshöhe, Wilhelm Stuckhardt, nach Friedrich-Wilhelmshafen und war nun bis zum Eintreffen eines Ersatzes in Verlegenheit. Mit dem nächsten Postdampfer stellte sich ein Referendar ein, der im Assessorexamen nicht siegreich gewesen war. Er war auf gut Glück nach Neuguinea gereist, seine Mittel waren zu Ende. Er bat um Aufnahme und Beschäftigung. Er

wurde zunächst vorsichtig als Schreibkraft eingestellt, konnte aber bald mit der Vertretung des Bezirksrichters betraut werden. Später wurde dieser Sohn einer guten deutschen Familie ein tüchtiger Pflanzeur und Kolonist, bis er, leider zu früh, in harter Arbeit dem Klima erlag.

In Kaiser-Wilhelms-Land hatte die Neuguinea-Compagnie schon 1898, wiewohl sie die Astrolabe-Compagnie wegen des Fehlschlages im Tabakbau auflösen mußte, mit Eifer neu ausgegriffen. Sie ging daran, unter Einsetzung eines kleinen Flußdampfers „Herzogin Elisabeth“, das Kamutal zu erschließen, neben dem Kaiserin-Augusta-Strom (Sepik) die zweitgrößte Wasserstraße in das Innere der großen Insel. Nach dem Verluste des Fahrzeuges wurde die Verbindung mit der am mittleren Ramu errichteten Station über Land hergestellt. Man konnte sie von Stephansort in neun Marschtagen erreichen. Die Erwartung, in den Nebenflüssen aus dem Hochgebirge des Innern Gold zu finden, wurde indessen enttäuscht, so daß schließlich 1901 das Unternehmen, das erhebliche Mittel beansprucht hatte, zum Erliegen kam. Die Compagnie setzte indessen die Forschungstätigkeit fort. Sie entsandte 1902 neue Kräfte unter Führung des späteren Stationsleiters Hans Rodatz und des Ingenieurs Schlenzig. Es wurde in zwei Gruppen von den Mündungen der Ströme Markham und Waria aus gearbeitet. Man war zwar mit der Wahl dieser Ausgangspunkte an die rechte Stelle gelangt, Ergebnisse wurden jedoch nicht erzielt. Rodatz scheiterte infolge einer schweren Erkrankung, und Schlenzig drang nicht tief genug in dem unzugänglichen Gebirge in das Innere vor.

Im Jahre 1904 mußten die Arbeiten abgebrochen werden. Die Wirtschaft der Europäer hatte indessen von der Marktseite her einen Auftrieb erhalten. Die Preise für Kopro stiegen an und waren 1902 auf dreihundert Mark für die Tonne angelangt. Die Nachfrage nach Pflanzungsland belebte sich, neue Unternehmungslust stellte sich ein. Auch die Missionen gingen dazu über, durch die Anlage von Pflanzungen Einnahmequellen für ihr Werk im Lande selbst zu schaffen und erreichten damit auch die Heranschulung ihrer Zöglinge für den geregelten Anbau. In den befriedeten Gebieten wuchs die Zahl der Faktoreien. Es setzte aber auch ein scharfer Wettbewerb im Ankauf der Produkte ein, mit dem Ergebnis, daß die den Eingeborenen zufließenden höheren Einnahmen gegen früher deren Kauf- und Arbeitslust belebten. Besonders günstig wirkte sich für die Ausbreitung des Handels die rasche Befriedung des nördlichen Neumecklenburg durch Voluminski aus. Waffengewalt mußte nur in wenigen Fällen angewandt werden. Es mag der Boden für die Schaffung des Landfriedens in jenem Gebiet wohl vorbereitet gewesen sein, da es kaum ein Dorf gab, in dem die Jungmannschaft nicht bereits im Dienste der Europäer gestanden hatte und an den friedlichen Verkehr durch Anschauung und Erfahrung nicht nur gewöhnt war, sondern ihn auch selbst herbeiwünschte. Aber die entschlossene und unermüdliche Einsetzung seiner Person bleibt das Verdienst Voluminskis. Von diesem Fortschritte konnte ich mich im Januar 1902 überzeugen, als sich mit einem von der Firma Hernsheim & Co. gescharterten Dampfer eine Reisegelegenheit nach

Nusahafen bot. Auf der zur schmalen Vorebene steil abfallenden Klippe in Káwieng war ein schönes Wohnhaus entstanden. Das Vorland hatte sich in Gartenanlagen umgewandelt und trug die Bauten für den Betrieb. Landeinwärts hatte Voluminski gerodet und gereinigt und mit einer Kokospalmpflanzung begonnen. Diese wurde in späteren Jahren erweitert und bot dann den Weidegrund für die Einrichtung einer Zuchtstation für Pferde, Rindvieh und Javaachafe. Eine gut gebaute Straße führte zur Ostküste und konnte diese entlang südwärts bereits vierzig Kilometer bereist werden. Sie wurde in den nächsten Jahren von Voluminski und seinem Vertreter August Döllinger, dem späteren Stationsleiter für die Salomoinseln, bis Sissoa, also fast bis zur Grenze des Verwaltungsbezirkes, erstreckt. An dieser Verkehrslinie siedelten sich dann in rascher Folge Handels- und Pflanzungsniederlassungen an, da der aufkommende Lastkraftwagen für die Personenbeförderung und für die Frachten den zeitraubenden Verkehr mit Segelbooten ersetzen konnte. Die Eingeborenen nannten die Kraftwagen Buschdampfer (titimer na pui). Die ersten Personenwagen brachten Herr Rudolf Wahlen und Bischof Couppé in das Land. Der Erfolg Voluminskis bestärkte mich in meiner Beobachtung und Erfahrung, daß in weiten Teilen des Schutzgebietes dem verderblichen Kampf der Eingeborenen unter sich und den Übergriffen auf die Faktoreien durch die Einrichtung von Regierungsstationen, als Mittelpunkte einer sichtbaren, zur Schlichtung wie zum Eingreifen jederzeit bereiten Macht, Einhalt geboten werden könne. Das mittlere Neumecklenburg, die

Salomoninseln, die Arbeitsbereiche der Neuendettesauer- und der Mission vom Heiligen Geiste in Kaiser-Wilhelms-Land waren für eine solche völlige Befriedung nach meiner Meinung herangereift. Die Knappheit an Mitteln zwang indessen zu einem langsamen Vorgehen. Die nächste Sorge blieb die Beschaffung und Bereithaltung eines seetüchtigen Fahrzeuges für die Dienste des Gouvernements. Durch die einsetzende wirtschaftliche Entwicklung hatte aber das Verkehrsproblem noch ein anderes Gesicht bekommen. Es handelte sich darum, den Insel- und Küstenverkehr geregelt zusammenzufassen, zur Bedienung der vorhandenen Niederlassungen und Ermutigung für ein weiteres Ausbreiten. Für die ansässigen Handelshäuser bedeutete die Unterhaltung eigener Schiffe zur Versorgung ihrer Außenstellen eine schwere Belastung. Der gegenseitige Wettbewerb verhinderte indessen ihren Zusammenschluß zu einer gemeinsamen Reederei. Aus der eigenen Verlegenheit half mir ein Zufall. Eines Morgens schaukelte ein kleiner Schoner unter japanischer Flagge auf der Reede von Herbertshöhe. Der Führer Isokide Komine teilte mir mit, daß ihm Wasser und Lebensmittel auf seiner Reise von der Torresstraße her, wo er in der Perlfischerei beschäftigt gewesen war, ausgegangen seien, er besitze aber kein Geld, sich auszurüsten und bitte um Beschäftigung. Die Beschäftigung des Schiffleins ergab seine Brauchbarkeit für meine Zwecke; ich nahm das Fahrzeug in Charter. Beiden Teilen war geholfen; ich konnte zunächst die seit langem auf eine Heimbeförderung wartenden vertragfreien Arbeiter und Soldaten absetzen und neue Mannschaften anwerben las-

sen, wobei der Japaner sich als eine recht brauchbare Kraft erwies. - Von einer Reise nach dem mittleren Neumecklenburg brachte Komine Kohlen mit, die er an der Mündung eines Flüsschens in der Landschaft Amudu gefunden hatte. Nach dem Aussehen war die Kohle nicht schlecht, mußte aber als Braunkohle angesprochen werden. Mit dem Schoner waren auch Eingeborene eingetroffen, die über eine starke Bedrängung ihrer Siedlungen durch Inlandstämme klagten, deren sie sich nicht erwehren konnten, da sie ihre Jungmannschaft für den Dienst bei den Europäern abgegeben hätten.

Am 20. Januar war der Kreuzer „Cormoran“ eingelau- fen. Eine besondere Fahrt wurde mit ihm nicht unternom- men. Ich setzte mit dem Schoner Anfang März nach Neu- mecklenburg über und widmete mich zunächst in Amudu der Nachforschung nach dem Kohlenvorkommen. Weit auf- wärts in dem Gebirge fand ich nach mühseligem Marsche auch einige Taschen mit Braunkohle. Eine solche Lager- stätte war wohl durch Hochwasser einmal ausgeschwemmt und an die Küste getragen worden. Im Lager überfiel mich nachts ein schweres Fieber. Ich lief am nächsten Tage mit dem Schoner südwärts bis Rabanut, um von dort in das Gebirge emporzusteigen. Auf diesem Marsche blieb ich aber unterwegs in einer Höhe von vielleicht fünfhundert Meter liegen, da das Fieber trotz aller Chininmengen sehr heftig wiedergekehrt war. Ich schickte die Mannschaften unter Führung eines farbigen Unteroffizieres weiter zur Erkundung und kehrte gegen Abend mit Komine zum Ufer zurück. In der Hütte des Fidschi-Missionsgehilfen

Rupeni in Rabanut nahm ich Quartier; es machte sich ein Anfall von leichtem Schwarzwasserfieber bemerkbar. Meine Soldaten kehrten nach zwei Tagen mit den eingeborenen Führern zurück und meldeten, daß sie mit den Bergstämmen in Berührung gekommen seien, wobei sie jeden Kampf vermieden hätten. Der Weg für eine künftige Unternehmung stand damit offen. Diese Streitigkeiten unter den Eingeborenen haben sich aber bald friedlich beigelegt. Am vierten Tage meines Aufenthaltes lief der Kreuzer „Cormoran“ vor, der auf dem Wege nach Sydney sich befand. Da inzwischen schwerer Südost aufgekommen war, hielt es Kapitän Grapow für geraten, nach mir Ausschau zu halten und schleppte nun auch den kleinen Schoner bis vor den Hafen von Mioko. Hier trennten wir uns und ich nahm Quartier in der Faktorei der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, wo ich mich einigermaßen wieder erholen konnte. Am 17. März setzte ich nach Herbertshöhe über. Dort war mit dem Postdampfer Assessor Wolff eingetroffen, um die Stelle des Bezirksrichters und Bezirksamtmannes zu übernehmen. Seine Einführung in seinen Wirkungskreis erforderte ausgedehnte Ritte und Märsche; im Amtsgebäude hatte sich infolge der letzten Unterbrechungen durch meine Reisen viel Schreibarbeit aufgehäuft, deren ich durch angestrengte Arbeit Herr zu werden suchte. Neue schwere Fieberanfälle traten störend dazwischen. Ende März besuchte mich Bischof Couppé im Büro. Er schlug die Hände zusammen und rief: „Mein Gott, wie sehen Sie aus!“ Ich mußte tatsächlich auch die Arbeit abbrechen und merkte in meiner Wohnung, daß ich

einen erneuten Anfall von Schwarzwasserfieber hatte. Ich schrieb an Schwester Auguste Herzer einen Zettel, in dem ich sie bat, daß sie zur Pflege kommen möchte. Im Bett verlor ich das Bewußtsein und erwachte erst wieder, als die Schwester eben die Ärzte Dr. Wendland und Dr. Demppwolff verabschiedete. Die letzteren hatten wohl jede Hoffnung aufgegeben, denn auf dem zur Abfahrt nach Sydney bereitliegenden Dampfer wurde erzählt, daß es mit mir vorbei sei. Diese Nachricht gelangte auch nach Sydney und wurde von dort telegraphisch nach Hause weitergegeben, so daß eines Morgens meine gute Mutter beim Frühstück in der Zeitung las, daß ihr Sohn an Schwarzwasserfieber verstorben sei. Ich lebte aber noch und erholte mich unter der kundigen Pflege der Schwester langsam wieder.

An der Straße nach dem Dunakofor hatte sich in dem freien Gelände zwischen den Landschaften Malaguna und Papatava der frühere Angestellte der Neu Guinea Compagnie, Rudolf Wolff, niedergelassen. Die Eingeborenen hatten das unbesiedelte Kampfgelände zwischen ihren Siedlungen willig verkauft. Während ich noch zu Bette lag, berichtete mir Assessor Wolff, daß zwischen dem Pflanze und dem Papatavaleuten Streit herrsche, weil jener einen Maravot am Berghange an der Grenze gegen Papatava in die Pflanzungen einbeziehen wolle. Unter Maravot ist ein dem Inletbunde gehörendes oder gewidmetes Grundstück zu verstehen, abgeschlossen vom Verkehr und für Nichteingeweihte unnahbar. Ich ließ den Pflanze ersuchen, unter allen Umständen diesem Grundstück fernzubleiben. Dieser kam aber nach zwei Tagen zu mir und

theilte mit, er habe, da der Platz für die Zwecke der Inlet längst nicht mehr benutzt würde, sich friedlich mit den Eingeborenen unter Darbietung reicher Geschenke abgefunden. Er fühle sich seiner Sache nun vollständig sicher. Es hat sich nicht feststellen lassen, ob dieser Handel von den Eingeborenen ernsthaft gemeint oder nur eine Täuschung war. Der grimmige Hasser Towakira hielt jedenfalls seine Stunde für gekommen, überstieg mit seinen Leuten die Berge, drang in das Anwesen des Pflanzers Wolff ein und erschlug dessen Frau und Kind, während er selbst sich bei den Arbeitern in der Pflanzung befand. Er war, als er die Ansammlung der Eingeborenen vor seinem Hause bemerkte, daraufzugeritten und entging dem Todesstreich der auf ihn Einstürmenden nur dadurch, daß er sie überritt und von dannen jagte. Er überbrachte die Schreckenskunde nach Herbertshöhe. Die Truppe und alle verfügbaren Europäer waren in wenigen Stunden bei dem Gehöft versammelt, das sie völlig ausgeplündert und von den Eingeborenen verlassen fanden. Es dauerte zwei Wochen, bis es gelang, Towakira in seinem Schlupfwinkel zu fassen. Er widersetzte sich der Gefangennahme und fiel, mit den Waffen in der Hand, als der streitbare Vertreter der dahingeschwundenen alten Machtverhältnisse.

Assessor Wolff, im Lande noch ein Neuling, hatte sich in diesen schweren Tagen trefflich bewährt. Ich war inzwischen so weit gekräftigt, daß ich das Bett verlassen und schließlich auch die Schreibarbeiten wieder aufnehmen konnte. Ende April zog ich in Begleitung von Dr. Dempwolf nach St. Paul zu Pater Rascher, um dort völlige Er-

holung zu finden. Ein Aufenthalt von zwei Wochen bewirkte auch eine gewisse Kräftigung. Nach der Rückkehr nach Herbertshöhe setzten indessen neue Malariaanfalle ein, so daß ich mich entschloß, von der mir inzwischen telegraphisch zugewandten Erlaubnis Gebrauch zu machen, Erholung in der Heimat zu suchen. Mein Vertreter, Regierungsrat Knacke, war unterwegs. Ich übergab die Geschäfte an Assessor Wolff und reiste in Begleitung von Schwester Auguste Herzer nach Sydney, wo ich am 2. Juni eintraf, an dem gleichen Tage, an dem nach siebenjähriger Dürre der erste ersuchte Regen im Lande fiel. Ende Juli langte ich bei den Meinen wieder an. Ich hatte mich auf der Seereise so gut erholt, daß ich hoffte, auch weiterhin der lieb gewordenen Tätigkeit und der schönen Inselwelt treu bleiben zu können. Nach einer Rast von zwei Monaten fand ich mich in Berlin ein, um für die Ausgestaltung der Verwaltung und vor allem für die Bereithaltung von Mitteln für ein weiteres Ausgreifen Freunde zu werben. Auch mit Adolf von Hansemann, dem Chefhaber der Diskonto Gesellschaft und dem Vorsitzenden des Verwaltungsrates der Neu Guinea Compagnie, hatte ich mannigfache Besprechungen über die Fortführung der Betriebe der Gesellschaft. Ich riet zu einer Ausdehnung der Kokospalmpflanzungen, da die steigenden Preise für Kopra günstige Aussichten boten, empfahl aber dringend auch die Einführung anderer Kulturen, um nicht auf dem Markte auf Gedeih und Verderb mit einer einzigen Einnahmequelle vertreten zu sein. Auch für den inneren Betrieb kam es zu eingehenden Ausprüchen, deren Ergebnis sich später in die Tat umsetzte.

In der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes saßen mit den Verhältnissen der Inselwelt vertraute Männer: Ministerialdirektor Dr. Stübel, die Geheimräte Rose und Schmidt-Dargitz. Sie wußten, daß Schifffahrt dort notwendig war. Im Haushaltsplan des Schutzgebietes für das Jahr 1902/03 waren die Mittel für den Bau eines seetüchtigen leistungsfähigen Dampfers vorgesehen worden. Die Pläne für den Bau des Fahrzeuges wurden ausgearbeitet und bedurften der Überprüfung. Nach den Erfahrungen mit dem Dampfer „Stephan“ schien es ratsam, den Betrieb nicht in die eigene Verwaltung des Gouvernements zu nehmen. Es lag nahe, die Erbauung des Fahrzeuges wie seine Führung dem Norddeutschen Lloyd zu übertragen, der die Dampferverbindung nach dem Schutzgebiete unterhielt. Die erforderlichen Verhandlungen führten mich nach Bremen. Es kam mit dem Generaldirektor, Herrn Heinrich Wiegand, zu einer vollen Verständigung. Der Betriebsvertrag ist dauernd in Wirksamkeit geblieben. Der Lloyd führte das Fahrzeug gegen eine Jahressumme; die Beschaffung von Kohlen blieb eine Aufgabe des Gouvernements, da natürlich hierfür eine feste Begrenzung des Bedarfes sich nicht in Rechnung bringen ließ. Die mir durch Herrn Wiegand gewährte freundliche Aufnahme ermutigte mich, ihm meine Pläne für die Regelung der Schifffahrt im Schutzgebiet zu unterbreiten. Der Lloyd sollte an der Simpson-Bucht einen festen Stützpunkt für die Küstenschifffahrt durch die Erbauung einer Landungsbrücke und der nötigen Lagerräume schaffen; ein Küstendampfer und Schleppboote mußten in regelmäßigem Verkehr die

einkommenden Güter verteilen und die für die Ausfuhr anfallenden Produkte auffammeln, lagern und verfrachten. Ich fand zuerst keine Gegenliebe, so daß ich noch des öfteren Sturm zu laufen hatte. Schließlich aber konnte ich ihn gewinnen. Es kam zu dem für die weitere Entwicklung des Schutzgebietes bedeutungsvollen Entschluß des Norddeutschen Lloyd, an der Simpson-Bucht einen Umschlaghafen und Stützpunkt für den Verkehr zu schaffen. Die Ausführung forderte freilich zunächst große Geldopfer. Aber der von kaufmännischer Einsicht, hanseatischem Wagemut und Opferwilligkeit für die deutsche koloniale Zukunft getragene Entschluß hat im Laufe der Entwicklung die erwarteten Erfolge gebracht.

Am 20. November wurde ich zum Gouverneur des Schutzgebietes als Nachfolger des Herrn von Bennigsen ernannt. Zu Weihnachten verlobte ich mich mit Luise Freiin von Seckendorff-Aberdar. Die Mütter waren befreundet. Ich hatte aber meine künftige Frau erst in dieser Urlaubszeit kennengelernt.

Am 8. Januar wurde ich von Seiner Majestät dem Kaiser zur Meldung empfangen. Aus den Worten des Kaisers trat sofort seine Stellung zur kolonialen Entwicklung hervor. Deutschland sei erst im letzten Augenblicke, vielleicht schon zu spät, an die Entfaltung seiner Wirtschaft über See herangetreten. Schnelle Aufbauarbeit und Leistung wären geboten. Ich wendete ein, daß die Entwicklung Neuguineas sich nur langsam vollziehen werde. Damit hatte ich wohl sein Mißfallen erregt. Er wendete sich ab, so daß ich glaubte, die Unterhaltung ende mit einem Miß-

flang. Schon wollte ich zur Türe zurücktreten, als Seine Majestät lebhaften Schrittes auf mich zukam und Begründung meiner Meinung forderte. Nun konnte ich von den Schwierigkeiten aus dem Aufbau und der örtlichen Zerrissenheit des weiten Gebietes und aus dem Tiefstande der Eingeborenen kulturell und wirtschaftlich in freiem Vortrage berichten und fand offenbar reiches Verständnis. Aber schnelle Entwicklung und Aufschließung des goldführenden Grenzgebietes gegen Papua (englischer Teil Neuguineas) blieben kaiserlicher Wunsch und Mahnung beim Abschiede. Nun wollte ich heimwärts ziehen, um Hochzeit zu halten. Aber Dr. Stübel hielt mich im Amte bis Ende Januar fest, während die Abfahrt des Dampfers von Genua zum 4. Februar feststand. Ein Tag für die Hochzeitsfeier in der Heimat konnte nicht festgesetzt werden. Der Kummer der Mütter war groß. Wir konnten doch nicht als Brautleute bis an das andere Ende der Welt nach Neuguinea reisen. Ich fand aber einen Ausweg und klagte brieflich meine Not dem als Generalkonsul nach Genua versetzten Geheimrat Dr. Irmer, früher Landeshauptmann der Marshallinseln. Die Antwort war eine Einladung, Hochzeit in seinem Hause zu feiern. Nach der Rückkehr von Berlin weilte ich noch einen Tag im Elternhause. Am nächsten Tage schon, am 30. Januar, nahm ich bewegten Abschied und holte meine Braut im Nachbaröhrlein aus den Armen ihrer Mutter ab. In Luzern kamen meine Schwester und ihr Gatte zu uns. Sie geleiteten uns am 1. Februar mit Herrn und Frau Irmer zum Altar.

Die Gouverneursjahre

In Singapore gab es drei Tage Aufenthalt, bis der holländische Dampfer „Kapitän Cook“ zur Fahrt nach Batavia bereitlag. Generalkonsul Eschke und seine liebenswürdige Gattin waren bemüht, den Aufenthalt in dem heißen Singapore uns angenehm zu gestalten. Ausflüge nach dem Botanischen Garten und nach Johore verschafften Anregung und Unterhaltung. Batavia war das nächste Reiseziel, weil der Lloydampfer „Stettin“ nach Neuguinea erst in etwa drei Wochen auslaufen konnte. Diese Zwischenzeit wollte ich zur Gewinnung einiger Einsicht in die holländische Kolonialverwaltung verwenden. Generalkonsul von Sydow ließ mir bei meinem Eintreffen eine freundliche Einladung des Generalgouverneurs, General von Roseboom, übermitteln, die uns nach Buitenzorg rief. Dort verlebten wir drei köstliche Tage in der wunderbar gelegenen Residenz. Während für mich der Aufbau der Eingeborenenverwaltung nach der holländischen Erfahrung anziehend war, lag dem Generalgouverneur die Entwicklung des holländischen Teiles von Neuguinea am Herzen. Dort stand es so wenig erfreulich wie bei uns selbst: Widerstand der Eingeborenen gegen jede Festsetzung und gegen jedes Vordringen. Der tiefe Gegensatz zwischen den kulturell hochstehenden, verkehrswilligen und freundlichen malaischen Völkern und den fremdenfeindlichen, verschlossenen Steinzeitmenschen Neuguineas und die Möglichkeiten, ihnen gleichwohl nahezukommen, boten Anlaß zu manchem reizvollen Gespräche. Der Generalgouverneur

war wohl unterrichtet über unsere eigenen bescheidenen Anfänge einer geordneten Eingeborenenverwaltung. Dankbaren Herzens nahmen meine Frau und ich von Herrn von Roseboom und seiner Familie Abschied. Ich war mit Empfehlungen für die Weiterreise gut ausgestattet worden, so daß sich alle Pforten im Lande willig öffneten. Meine Frau nahm Aufenthalt in Soekaboemi, einem bekannten und schöngelegenen Erholungsorte im Gebirge; ich selbst ritt von dort nach der Guttaperchaversuchspflanzung der Regierung in Tjipetir, wo mir das Glück einer sachverständigen Führung durch Professor Dr. Treub zuteil wurde. Durch die Versuche war festgestellt worden, daß das beste Material aus Gutta Palagium Oblongifolium zu gewinnen war. Einen nahen Verwandten dieses Baumes hatten wir in den Wäldern Neuguineas nach den Feststellungen von Dr. Schlechter heimisch; er wurde später nach dem Leiter des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Karl Supf, G. P. Supfianum genannt.

Auf dem Wege nach der Pflanzung war ich weite Strecken durch verlassene Kaffeebestände geritten; die roten Beeren hingen zum Teil noch an den Sträuchern, zum Teil waren sie schon abgefallen. Die Kaffeepreise waren so tief gesunken, daß die Ernte sich nicht mehr lohnte. Allenthalben ging man zur Anpflanzung von Tee über. Der Besuch einer Tee-pflanzung verschaffte mir auch in diese Kultur und in die Aufbereitung der Blätter zum marktfähigen Erzeugnis einigen Einblick. Von Bandoeng aus, der zweiten Hauptstadt Javas, besichtigte ich verschiedene Wegebauten und im Hochgebirge die wunderbaren

Staatsforsten von Chinabäumen. In Garoet widmete Assistentresident van Kappen mir seine Zeit, um mich in den Aufbau der Eingeborenenverwaltung unter dem Besuch mehrerer Dörfer einzuführen, ebenso lernte ich dort den Reisbau der Eingeborenen kennen. Durch Herrn van Kappen erhielten wir auch eine Einladung in das gastfreie Haus des Regenten des Garoetbezirkes, des Eingeborenenfürsten. Der Regent trug einen europäischen Anzug, aber seine Gattin hatte die kleidsame Eingeborenentracht in feinsten Stoffen vorgezogen. Mit dem Fürsten konnte ich mich nur in meinem mangelhaften Malaiisch verständigen, die Gattin dagegen beherrschte Holländisch und Französisch, so daß sie mit meiner Frau in lebhaftes Unterhaltung kam. Die Besteigung des mächtigen Vulkanberges Papan Dajang bildete den Abschluß dieses schönen und für mich lehrreichen Ausfluges durch Java. Der Dampfer war gemeldet worden; zum Besuche von Djokjakarta reichte leider die Zeit nicht mehr aus. Ich hätte gerne auch noch diesen Sitz eines großen einheimischen Fürsten und die Formen der Verwaltung kennengelernt.

In Herbertshöhe gab es Mitte April feierlichen und zugleich herzlichen Empfang. Ich stand rasch wieder mitten in den Geschäften, die mir durch meinen Vertreter, Regierungsrat Knake, übergeben wurden. Auf der Gazellehalbinsel war die Aufmerksamkeit auf das Gebiet um den Darzin gerichtet geblieben. Auf dem Hügel Toma war eine Station erbaut und mit einem Polizeimeister und vierundzwanzig Mann besetzt worden. Ich konnte mich bald davon überzeugen, daß eine besondere Cürung oder

feindselige Stimmung unter den Eingeborenen jenes schwer zugänglichen Gebietes nicht zurückgeblieben war. Der Schutz, den die Station für den Verkehr bot, wirkte sich ohne unser Zutun dahin aus, daß nahe bei ihr ein jeden dritten Tag lebhaft besuchter Markt entstanden war, der dem Warenaustausch zwischen den Bewohnern des Gebirges und der Uferlandschaften diente. Zu seiner Förderung wurde ein Weg angelegt, der am steilen Absturz der schon beschriebenen Hochfläche von Rakunai gegen die Senke zwischen dem Gebirgsstock des Varzin und den Bainingbergen hinführte. Die Eingeborenen leisteten willige Hilfe, besonders bei den schwierigen Abgrabungen am Hange der die Hochfläche beherrschenden Kuppe von Tomavatur.

Im nördlichen Neumecklenburg hatte Voluminski trefflich hausgehalten. Der Friede war nicht gestört worden. Handel und Verkehr belebten sich, die ersten Ansätze einer Pflanzungstätigkeit der Europäer in Anlehnung an die vorhandenen Faktoreien traten in die Erscheinung.

In Kaiser-Wilhelms-Land lag die wirtschaftliche Entwicklung nach wie vor bei der Neu Guinea Compagnie. Ein Zuzug hatte sich nicht eingefunden, aber das Werk der Compagnie blühte neu auf unter den Händen des Administrators Georg Heine. Er entstammt dem Städtchen Schwedt in der Mark Brandenburg. Ich lernte ihn auf seinem ersten Posten in der Kolonie in Berlinhafen kennen. In kurzer Zeit hatte er dort die zurückgebliebene Kokospalmenpflanzung wieder instandgesetzt und auf vierhundert Hektar Fläche gebracht. Sein geschicktes Verhal-

ten zu den Eingeborenen bewirkte eine Belebung des Handelsverkehrs und einen Zustrom von Arbeitern. Er wurde nach Friedrich-Wilhelms-Hafen als Leiter der Unternehmungen der Compagnie berufen. Seine Erfolge erst lockten in den späteren Jahren neue Unternehmungslust in das Land. Er zählt ebenso zu den Kolonisatoren von Kaiser-Wilhelms-Land wie der Missions senior Johann Flierl und der Präfekt Limbrock, von dem gleich die Rede sein soll.

Die Leitung der Mission vom Heiligen Geiste war von Pater Erdweg an den apostolischen Präfekten Eberhard Limbrock übergegangen. Er über sah rasch, daß er mit dem Sitze der Mission dem Brennpunkte des Verkehrs, Friedrich-Wilhelms-Hafen, näherkommen müsse. So entstand unter seiner Führung die neue Niederlassung St. Michael am Alexishafen, die sich zu ein Pflanzstätte deutscher Kultur auch nach der wirtschaftlichen Seite entfaltete. Ein Sägewerk, verbunden mit einer Lehr- und Werkanstalt für Tischlerei und Schlosserei zeugte ebenso von der Unternehmungslust des Präfekten wie die Aufnahme anderer Kulturen als der Kokospalme. Seine Versuche mit der Einführung des Reisanbaues waren vorbildlich, wenn dieser selbst auch unter den Eingeborenen keinen Eingang fand, da diese ihren vollen Lebensbedarf aus ihren Hackfrüchten zogen. In rascher Folge besetzte die Mission die wichtigsten, dem Verkehr einigermaßen zugänglichen Orte von Monumbo (Potsdamhafen) bis Berlinhafen. Missionswerk und Feldbau wurden überall nützlich miteinander verbunden. In den Schulen wurde Deutsch gelehrt, so

daß später eine Verständigung in unserer Sprache mit den Eingeborenen im Bereiche dieses Missionsfeldes erfolgte. Damit ist freilich schon eine schrittweise Entwicklung in einem kurzen Überblick und im Ergebnisse vorweg genommen worden; aber die Persönlichkeit des Präfecten und das Werk seiner Missionare können nicht zeitig genug gerühmt werden.

Das Eintreffen des Gouvernementsdampfers „Seestern“ bedeutete für die Kolonie das große Ereignis des Jahres 1903. Die Führung des Schiffes lag in Händen des Lloydkapitäns Karl Möller. Er war nicht nur ein kühner und erfahrener Seemann, sondern auch begeisterter Kolonist, gewann das Land und seine Bewohner lieb und blieb bis zum Ende seiner Aufgabe treu. Es war auch höchste Zeit, daß das Schiff eintraf; in den Außenbezirken sah es nicht freundlich aus. Der unerbittliche Kampf der Eingeborenen untereinander und mit dem eindringenden Fremdling lief ununterbrochen weiter. Regelmäßiger Verkehr und bessere Überwachung mußten eine Eindämmung bringen. Die erste Reise ging nach Käwieng. Ich ließ zahlreiche Einladungen ergehen; auch Bischof Couppé schiffte sich mit ein. Die Faktoreien im nördlichen Neumecklenburg füllten sich mit Gästen, welche die Tage des Aufenthaltes dazu nützten, mit der gegen früher völlig veränderten Lage und der erfreulichen Entfaltung des Bezirks sich vertraut zu machen. Ich selbst fuhr nach St. Matthias weiter. Die Inselgruppe war seit dem Unternehmen Voluminskis nicht mehr besucht worden. Die nach Herbertshöhe übergeführten, damals gefangengenommenen Frauen und Kinder befan-

den sich an Bord. Der „Seestern“ ankerte vor der kleinen Insel, auf der die zerstörte Niederlassung des Hauses Hernsheim & Co. gestanden hatte. Die Insel war nicht bewohnt. Die Gräber Menkes und seiner Gefährten waren aufgebrochen und durchwühlt, die Gebeine lagen zerstreut umher. Die Frauen bezeichneten eine entfernt gelegene flache Insel als ihre Heimat. Die vorgelagerten Riffe gestatteten dem Schiffe keine weitere Annäherung. Der Besuch erfolgte mit zwei Ruderbooten. Da Ebbe eingetreten war, mußte noch in etwa vierhundert Meter Entfernung vom Ufer ausgestiegen werden. Ich zog mit zwei Kindern auf den Armen und den Frauen voran über das Riff. Die Mannschaft folgte schußbereit. Nun wurde es auch auf der Insel lebendig. Zwei kleine Trupps gingen auf das Riff vor, offenbar um uns in die Flanke zu bekommen. Unter den Büschen des Gestades wurde eine zahlreiche und gut bewaffnete Schar sichtbar. Auf diese hielt ich zu. Die Frauen fingen an zu rufen und zu winken, die Gegenseite blieb unbeweglich; ich mußte die Mannschaft zur Fernhaltung der beiden kleinen Abteilungen auf dem Riffe teilen. Wir waren beinahe in Speerwurfweite herangelangt. Die Kinder heulten vor Aufregung und Angst, die Frauen machten halt, hielten aber ihre Zungen tapfer in Bewegung. Da ertönte lautes Schreien aus der Mitte der Eingeborenen, ein Mann stürzte über das Riff auf uns zu, eine der Frauen lief ihm entgegen, sie hatten sich erkannt und hielten sich umschlungen. Den anderen Frauen gab ich die Kinder in die Arme und zog mich mit meinen Begleitern zu den Booten zurück. Vom Ufer her stürzte sich die

Menschenmenge unter Jubel und Geschrei in Bewegung, die tot geglaubten Stammesgenossen wurden begrüßt und an Land geführt. Noch während der Rückfahrt nach dem „Seestern“ ging das Rufen der Signaltrommeln über die Bucht und hallte von der Hauptinsel wider. Von allen Seiten schossen die Rähne mit Menschen vollbesetzt heran und umringten das Schiff, auch die Heimgekehrten fanden sich ein, ihre Habe in Empfang zu nehmen und den Reichtum an Messern, Perlen, Stoffen und anderen Herrlichkeiten zu zeigen. Die Scheu war geschwunden, wie ein Besuch verschiedener Dörfer am anderen Tage zeigte. Der von da ab einsetzende Verkehr mit den Inseln ist auch späterhin durch keinerlei Zwischenfälle mehr gestört worden.

In Herbertshöhe erwartete mich die Nachricht, daß in der Witugruppe, gegenüber der Halbinsel Willaumez eine Erhebung der Eingeborenen zum Ausbruch gekommen war, die sich gegen den dort in Handel und Pflanzung tätigen Peter Hansen richtete. Sein Verwalter Reinhardt und der Maschinist Doehl, zwei Chinesen und zehn Arbeiter waren erschlagen und die Faktorei ausgeplündert worden; schließlich hatten sich die Eingeborenen auf dem kleinen Dampfer „Meto“ nach der Willaumez-Halbinsel geflüchtet. Peter Hansen war in seinem Ruderboote entkommen und hatte die Meldung überbracht. Der Bezirksamtman und die Truppe unter dem Polizeimeister Adelman wurden mit dem „Seestern“ rasch nach Peterhafen, dem Sitz des Hansen, geworfen. Auf der Inselgruppe selbst gab es für sie nur die eine Tätigkeit, die Eingeborenen zu beruhigen, da ja die Übeltäter geflüchtet waren. Peter Hansen konnte

seinen Betrieb wieder aufnehmen. Die Beweggründe für den Vorfall wurden verlässlich nicht aufgeklärt. Die Eingeborenen sollen durch die Abgrenzung ihrer Ländereien gegenüber dem Pflanzungsland sich benachteiligt gefühlt haben, auch hätte Peter Hansen sie unfreundlich behandelt. Da dieser aber seit zehn Jahren unter ihnen lebte und Landstreitigkeiten oder irgendwelche Ansprüche anderer Art bei Besuchen nie bekanntgeworden waren, schienen mir diese Unterstellungen nicht ausreichend, um ein plötzliches Aufflammen des Hasses bis zur Gewaltanwendung zu erklären. Den Flüchtlingen ging es indessen nicht gut; sie fielen nach einigen Kämpfen in die Gewalt der Eingeborenen ihrer Zufluchtsstätte. Im Mai 1904 mußte ich die Überlebenden mühselig an der Nordspitze der Willaumezhalbinsel aufsammeln, um sie in ihre alte Heimat wieder zurückzubringen.

Meine Frau hatte es im ersten Jahre nicht leicht; sie litt schwer unter Malaria. Meine Märsche, Wanderungen und Fahrten ließen sie oft für längere Zeit allein auf der einsamen Höhe von Dunabakut. Freundlicher Verkehr mit den Nachbarn, Frau Kolbe, Familie Fellmann, Frau Parkinson, Schwester Auguste Herzer, brachten Wechsel und Ablenkung. Für die Zeiten längerer Abwesenheit nahm sie oft die Gastfreundschaft des Hauses Hemsheim & Co. und damit des Leiters, des Herrn Thiel in Matupi in Anspruch. Am 15. Dezember wurde uns eine Tochter geboren. Frau Parkinson und Schwester Auguste standen meiner Frau und der kleinen Berta treulich zur Seite. Meinem Drängen, Erholung in Australien zu suchen,

wurde tapferer Widerstand geleistet. Die Teilnahme an einer Fahrt des „Seestern“ brachte nach einer gründlich durchgeführten Chininkur, für die nunmehr keine Hemmnisse mehr bestanden, völlige Gesundung und Kräftigung. Für Jahre blieb meine Frau dann von Malaria verschont. Nun konnte sie erst die Schönheit des Landes kennen und genießen lernen und auch, den gesellschaftlichen Pflichten sich hingeben. Das Fehlen eines Krankenhauses machte sich mit dem Heranwachsen der europäischen Bevölkerung empfindlich geltend. Es war für 1901 ein Betrag hierfür bewilligt, aber für andere dringende Bauten verwendet worden. Ich stellte, um der Not abzuhelfen, das schöne geräumige Wohnhaus auf Dunabakut dem Gesundheitsdienst zur Verfügung und begnügte mich mit einem bescheidenen Bau am Abhange von Kenabot, der durch Ansetzung eines Schlafzimmers wohnlich gestaltet werden konnte. Medizinalrat Dr. Wendland konnte nun mit Hilfe der bald eintreffenden Schwester Therese Wagner seine segensreiche Tätigkeit entfalten.

Das Jahr 1904 war reich an Unglück oder besser gesagt an Zusammenstößen zwischen Europäern und Eingeborenen. Einige der Ereignisse müssen wegen der Auswirkung für die Kolonie wie in der Heimat erwähnt werden. Ein in der Perlfischerei erfahrener Australier namens Hamilton hatte für sein Gewerbe in den Admiraltätsinseln ein Unternehmen ins Leben gerufen, das recht gut arbeitete. Als Stützpunkt war die kleine, von den Eingeborenen nicht bewohnte Insel Komuli gewählt worden. Im Januar nahmen die Eingeborenen der Doverinsel den zur

Fischereiflotte gehörigen Schoner „Wild Colonial“, plünderten und versenkten ihn; die Besatzung wurde über Bord geworfen und kam um. Die Angreifer wollten sich in den Besitz der Feuerwaffen setzen, um damit den eigenen Landsleuten gegenüber eine starke Stellung zu erlangen. Nach meinen Feststellungen waren in den letzten vier Jahren etwa achtzig Karabiner nebst reichem Schußbedarf den Eingeborenen der Inselgruppe in die Hände gefallen. Blutige Kämpfe ohne Ende waren die Folge. Regierungsrat Knake ging mit dem Kreuzer „Condor“ unter Korvettenkapitän Kirchhoff sofort in See. Die Eingeborenen flüchteten auf die Hauptinsel, so daß es nicht gelang, die Waffen zurückzuerbeuten. Die Fischerei blieb erhalten, beschränkte aber ihre Tätigkeit überwiegend auf die große Lagune im Norden der Hauptinsel Manus.

Im Jahre 1903^x hatte sich Heinrich Rudolf Wahlen^x, ein Sohn Hamburgs, von seiner Firma Hernsheim & Co. getrennt und selbständig gemacht. Sein Wirkungsfeld bildeten die kleinen Inseln im Nordwesten des Bismarck-Archipels, also Luf, Ninigo, Lua, Wuwulu. Erfahrungen, Kenntnisse und Glück begünstigten den Aufstieg des Unternehmens; Rückschläge blieben indessen auch hier nicht aus. Herr F. E. Helwig, ein durch seine Beschreibungen der Inseln Lua und Wuwulu bekannter Sammler und Forscher, hatte dort fast zwei Jahre lang völlig ungestört unter den Eingeborenen gelebt. Er sah noch den Aufbau der ersten Handelsfaktoreien und kehrte mit guten Eindrücken über die Führung der Geschäfte zurück. Im Februar wurde die auf Lua errichtete Faktorei von den Ein-

geborenen überfallen und ausgeraubt, der Händler Reimers, zwei chinesische Gehilfen und mehrere Arbeiter fielen. Die späteren Untersuchungen ergaben, daß der Händler wahrscheinlich selbst den Angriff der Eingeborenen verschuldet hatte. Er ließ alte Gräber aufbrechen, um sich die darin befindlichen Schmuckgegenstände aus Muscheln, eine für ihn wertvolle Handelsware, anzueignen. Der hochbetagte Herrscher der Insel soll den Befehl zur Ermordung erteilt haben. Am gleichen Tage noch starb der alte Mann. Darauf brach beim Volke eine Panik aus, die Menschen flüchteten auf ihren gebrechlichen Rähnen über See und gelangten, soweit sie nicht umkamen, teils nach Wuwulu, teils nach dem einsamen Inselchen Manu (Allison). Von da konnte ich im ganzen noch sechsundsechzig Menschen in die alte Heimat zurückbringen und wieder ansiedeln.

Von Mitte Mai bis Ende September befand ich mich fast dauernd unterwegs. Eine Nachschau in Peterhafen ergab, daß in der Inselgruppe auch unter den Eingeborenen Ruhe herrschte. Ein Besuch in Finschhafen bei der Neuedtelsauer Mission und auf dem Sattelberg ist mir in besonders freundlicher Erinnerung geblieben. Ich hatte Missions senior Flierl seit seinem Besuche in Herbertshöhe im Jahre 1898 nicht mehr gesehen. Sein Werk hatte sich unter der Küstenbevölkerung und im Gebirge unter den Kate weit ausgedehnt. Auf einem dem Sattelberg gegenüberliegenden Höhenzug war eine zweite Station, Wareo, unter Missionar Keyser errichtet worden. Die Blutfehde unter den Eingeborenen hatte aufgehört, das beste Zeugnis für den Erfolg des mühevollen Erziehungswerkes.

Auch wirtschaftlich war die Mission vorangekommen. Die von der Neu Guinea Compagnie übernommene und weiter ausgebaute Pflanzung Finschhafen begann Erträgnisse zu bringen, die Viehzucht hatte sich aus bescheidenen Anfängen gut entwickelt, auf der Höhe des Sattelberges wurde mit dem Pfluge gearbeitet. Der Verkehr von der Küste dorthin vollzog sich mit Ochsenkarren auf der von der Mission angelegten Straße.

Auf der Rückreise lief ich die wegen ihres gefährlichen Fahrwassers wenig berührte Nordküste Neupommerns an. Kapitän Möller fand einen schönen, geräumigen Hafen, den wir später Komethafen, nach dem zweiten Regierungsdampfer, benannten. Die Küste war gut bevölkert; die Eingeborenen hielten aber bei einer Landung nirgends stand. Ich fuhr mit zwei Booten langsam am Strande entlang. Plötzlich brachen aus dem Dickicht der Uferwaldung einzelne Männer hervor, winkten uns zu und stürzten sich in die See. Sie wurden in die Boote übernommen und gaben zu verstehen, daß sie auf den Dampfer gebracht werden wollten; dort ließ ich mir von ihnen die Lage ihres Dorfes bezeichnen und begab mich mit den üblichen Waren dorthin, die an die Angehörigen als Einsatz für die Angeworbenen gegeben wurden. Die Bewohner hatten sich am Strande angesammelt und befanden sich in lebhafter Bewegung. Schließlich konnte ich wahrnehmen, daß die Schwerebewaffneten Alten und die Frauen die Jungmannschaft davon abzuhalten suchten, sich den Booten zu nähern. Die Kunde vom Dienste bei dem Europäer war wohl über Peterhafen in die Gegend ge-

drungen, so daß die Jugend nach dem Abenteuer verlangte. Ich setzte weder meine Geschenke an Land, noch leistete ich den Wanderlustigen weiteren Vorschub, sondern kehrte zurück, um nicht Streit unter die Bewohner und Haß gegen den Europäer in das Dörflein zu tragen. Aber nach etwa vier Monaten, auf der Rückkehr von Friedrich-Wilhelms-Hafen, landete ich unbehelligt in dem Dorfe Wariai, setzte meine Gaben ab und ließ die früher Angeworbenen die Nacht bei ihren Angehörigen an Land zubringen. Der Erfolg war ein durchschlagender. Von allen Seiten strömten die jungen Burschen herbei und ließen sich für den Dienst bei der Truppe anwerben. Es bildeten sich dann zu den Landschaften an der Nordküste Neupommerns, ähnlich wie zu denjenigen an der Bukastrafe, so gute Beziehungen aus, daß die Befriedung dieser Gebiete unter dem Einflusse der heimkehrenden Mannschaften sich vollzog, ohne daß ein besonderes Eingreifen je erforderlich gewesen wäre. Im Hanamhafen an der Ostseite der Halbinsel Willaumez gelang es damals noch nicht, mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen; sie wichen vor jeder Annäherung zurück und wurden erst später für den Verkehr gewonnen. Dort besuchte ich das große Geysersfeld einwärts des Hafens, eine wunderbare Stätte der Naturgewalten. Der Eindruck wurde verstärkt durch die Beobachtung der nicht allzu fern gelegenen großen Vulkane Naulavun, Bamus, Zweispitzenberg, die in voller Tätigkeit standen. Rauch, Feuer, Ascheauswurf und Lavaergüsse, letztere bis an den Strand reichend, gaben Zeugnis von dem Wirken der unterirdischen Gewalten, als ob eine neue

Landwerdung aus den Tiefen der See emporgetrieben werden sollte.

Die Befriedung des nördlichen Neumecklenburgs wirkte sich auch in der Heimat aus. Es gab Mittel für die Errichtung weiterer Außenstationen. Ende Juni konnte ich zur Errichtung einer solchen im mittleren Neumecklenburg schreiten. Die Westküste gegenüber Herbertshöhe kam wegen des steilen Abfalls des Gebirges und wegen der schlechten Landungsverhältnisse nicht in Betracht. So wählte ich die Bucht von Namatanai an der Ostküste als den Sitz der neuen Niederlassung. Zum Stationsleiter wurde Wilhelm Wostrack bestimmt, der in den Admiralitätsinseln gute Dienste geleistet hatte.

Im Frühjahr 1904 war Missions senior Bergmann in Friedrich-Wilhelms-Hafen verstorben. Sein Heimgang bedeutete für die Rheinische Mission einen herben Verlust. Die Eingeborenen der Umgebung von Friedrich-Wilhelms-Hafen standen nach unserer Überzeugung völlig unter dem Einflusse der Mission. Da die Pflanzungen der Neu Guinea Compagnie sich weitab von den Dörfern hielten, andere europäische Unternehmungen nicht bestanden, Reibungen mit den Eingeborenen nie in die Erscheinung getreten waren, hielten wir die Siedlungen um Friedrich-Wilhelms-Hafen für die am besten gesicherten der Kolonie. Da brachte zu Anfang August der Postdampfer die Nachricht, daß die Eingeborenen der Inseln Siar und Rageta einen Überfall auf Friedrich-Wilhelms-Hafen und die Ermordung sämtlicher Europäer geplant hatten. Im letzten Augenblick waren dem Regierungsarzt Dr. Hoffmann die

Pläne verraten worden, so daß er den Bezirksamtman eben noch verständigen konnte, als die Eingeborenen in ihren Rähnen schon im Anzuge waren. Die Soldaten standen sofort unter den Waffen, worauf die inzwischen gelandeten Eingeborenen keinen Angriff mehr wagten. Sechs Rädelsführer waren gefangengenommen worden, der Bezirksamtman Stückhardt war Herr der Lage. Ich befand mich damals in Ponape, über das ein schwerer Taifun hinweggegangen war. Auf dem Rückwege lief ich in Namatanai vor und mußte dort erfahren, daß am 13. August Pater Rascher, Pater Rütten, sowie drei Brüder und fünf Schwestern von den Bainingeingeborenen erschlagen worden seien. Diese Nachricht traf mich persönlich hart. In St. Paul, dem Sitze des Paters Rascher in den Bainingbergen, sollte am 26. August die Einweihung der neu erbauten Kirche stattfinden. Das Personal war daher zur Bewältigung der Vorarbeiten verstärkt worden. Ich hatte die Niederlassung wenige Wochen vorher noch besucht. Pater Rascher war von einigen Schülern verständigt worden, daß ihm die Baining des Karagebirges nach dem Leben trachteten. Als ich ihn zur Vorsicht mahnte und die Entsendung einer Truppe vorschlug, sagte er mir, daß diese Nachrichten widersinnig seien; bei ihm passiere nichts und könne nichts passieren. Die Umstände schienen seinen Worten recht zu geben, er lebte inmitten einer Bevölkerung, deren Sprache er beherrschte und der von ihm und seiner Mission nur Wohltaten erwiesen worden waren. Der Hauptübeltäter Kefimef oder Tomaria war von der Mission als Sklave aus der Knechtschaft bei den Livuan frei-

gekauft und in Dunapope erzogen, dann in St. Paul ange siedelt worden. Er unterhielt nun ein Verhältnis mit der Sawunut, dem Weibe eines anderen Dorfgenossen. Der Pater war, seines Amtes waltend, dazwischen getreten und hatte die Frau nach Dunapope gesandt. Tomaria nahm seine Rache und erschoss den Pater mit dem ihm für die Taubensjagd anvertrauten Gewehr und erschlug dann mit seinen Verwandten aus dem Karagebirge die übrigen Angehörigen der Mission. Die Bewohner des Dorfes St. Paul waren an das Ufer geflohen. Regierungsrat Knacke hatte die verfügbaren Mannschaften sofort in die Berge geworfen. Die Täter waren geflüchtet; die Truppe setzte indessen unermüdlich nach. Tomaria fiel auf der Verfolgung, einige der Mörder wurden dingfest gemacht und nach ihrer Verurteilung durch das zuständige Gericht erschossen. Das aussichtsvolle Werk der Mission in Baining stand still, bis wieder Ruhe unter der Bevölkerung eingelehrt war, so daß Pater Bley die Arbeiten fortsetzen konnte.

Mitte September traf ich endlich in Friedrich-Wilhelms-Hafen ein. Die Eingeborenen hatten es nicht mehr gewagt, mit einem Widerstand hervorzutreten. Vier der Rädelshführer waren zum Tode verurteilt worden. Die in Friedrich-Wilhelms-Hafen offen zutage getretene feindselige Haltung gegenüber dem Europäer setzte sich aber nun an der gesamten Küste bis zur Grenze gegen holländisch Papua fort. Das Ausgreifen der Steyler Mission, die Entstehung neuer Pflanzungen an bisher unberührten Punkten, namentlich in Potsdamhafen und an der

Hansabucht, weiter auch das Vordringen der Paradiesvogelsäger in die Inlanddörfer mochten den Anlaß für die Beunruhigung der Bevölkerung gebildet haben, wiewohl das europäische Personal, gestützt auf reiche Erfahrungen im Verkehr mit den Eingeborenen, nur mit Besonnenheit tätig gewesen war. Ich besuchte sämtliche größeren Eingeborenendörfer und ließ in der Hansabucht den Stationsleiter Beyer mit einer kleinen Truppe zurück, da dort ein Arbeiter einer Pflanzung von den Eingeborenen gespeert worden war. Bei meinem Besuche zeigten sich die Bewohner scheu und mißtrauisch, hielten gewöhnlich einer Begegnung nicht stand, hatten auch oft schon während der Landung ihre Wohnstätten geräumt. Erst in Wanimo, einer ansehnlichen Niederlassung im Angriffshafen, traten die Leute mir offen gegenüber. Sie führten indessen Klage gegen die Übergriffe malaiischer Jäger. Ich setzte daher die Reise bis nach Humboldthafen fort und stattete dem dortigen holländischen Beamten einen Besuch ab, um mit ihm wegen der Überschreitung der Grenze durch die Paradiesvogelsäger Vorkehrungen zu vereinbaren. Das erzielte Einvernehmen hierüber hat freilich, so lange auf unserer Seite jede Überwachung fehlte, nicht viel bewirken können. Ich traf Ende September wieder in Herbertshöhe ein und wußte, daß ein neuer Sorgenherd an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land entstanden war. Im Februar 1905 wiederholte ich meine eben beschriebene Reise mit dem Kreuzer „Condor“. Störungen im Verkehr der Eingeborenen unter sich und mit den Europäern hatten sich nicht mehr bemerkbar gemacht. Ich zog daher den ausgesetzten Posten wieder ein.

Bezirksamtmann Kornmayer und Regierungsrat Knake waren aus dem Dienste ausgeschieden und nach Deutschland zurückgekehrt. Sie wurden durch Bezirksamtmann Rudolf Karlowa und Regierungsrat Dr. Emil Kraus ersetzt; letzterer verfügte über reiche Erfahrungen aus seiner Dienstzeit in Samoa. Im September 1905 unternahmen wir zusammen eine ausgedehnte Fahrt nach den Salomoninseln. Sie galt in erster Linie der Errichtung einer festen Station in diesem Gebiete. Die Wahl des Ortes war nicht einfach. Auf der Insel Buka war eine Beruhigung unter den Eingeborenen eingetreten, die überwiegend darauf beruhte, daß die Jungmannschaft der Ufer- wie der Berglandschaften fast ausnahmslos schon in europäischen Diensten gestanden hatte und, mit neuen und bleibenden Eindrücken und Anschauungen in die Heimat zurückgekehrt, solchen auch Geltung verschaffte. In den Landschaften um Hanahan an der Ostküste und an der Bukastrasse lebten zahlreiche in die Heimat zurückgekehrte frühere Soldaten. Wenn ich dort landete, standen die Leute in Reih und Glied unter dem Befehl früherer Unteroffiziere und suchten zu zeigen, daß sie Disziplin und Treue bewahrten. Die neue Station brauchte daher in Buka nicht errichtet zu werden. Auf der Insel Bougainville dauerten dagegen die Fehden unvermindert an. Der scharfe Gegensatz zwischen den Bergleuten und den Uferbewohnern konnte sich auch ohne unser Eingreifen kaum ausgleichen. Die Schaffung des Landfriedens und die Gewinnung der Bevölkerung für Handelsverkehr und Anwerbung als erste Aufgabe wies daher für die Wahl des Ortes nach dieser Insel. Die West-

küste bietet für die Schifffahrt schwierige Verhältnisse, die Ostküste hat gute Hafenbecken. Die Wahl fiel auf die Bucht von Rieta. Zum Stationsleiter wurde August Döllinger ausersehen, von Beruf Seemann und mit reicher Erfahrung im Verwaltungsdienste durch seine Tätigkeit im Bezirk Kawieng ausgerüstet. An Bord des „Seestern“ befanden sich auch Herr und Frau Rehinger, die für botanische Studien und Sammlungen von der Universität Wien entsandt worden waren. Für diese liebenswürdigen Gäste bot sich ein reiches Feld an Ausbeute. Der Verkehr und die Unterhaltung mit Herrn und Frau Rehinger an Bord und während der Wanderungen waren aber auch für mich anregend. Es gab geistige Auffrischung. Der Stand der Forschung für wertvolle Pflanzen der Tropenwelt, die Urteile der Heimat und Österreichs über koloniale Wirtschaft, die Lage der Politik und die gegenseitigen Beziehungen in jener gespannten Zeit, und nicht zuletzt Kunst, namentlich Musik und Theater in Wien, gaben Anlaß und Stoff für einen reichen Austausch der Gedanken.

Die Gewöhnung des nördlichen Gebietes der Admiraltätsinseln an den Handelsverkehr schien sich langsam auf die kleineren östlichen Inseln der Gruppe auszudehnen. Die Firma Hernsheim & Co. hatte auf Pak eine Faktorei errichtet, die aber Anfang 1906 nach Ermordung des Händlers Schlehan ausgeraubt worden war. Auf der Insel gab es zwei Dörfer. Es war bemerkenswert, daß das eine sich an dem Überfall nicht beteiligte und nach vollzogener Tat die Mörder des Schlehan niedermachte, um eine Bestrafung von sich abzuwenden. In der Fehde, die nun zwi-

schen den beiden Siedlungen sich entspann, behielt das europäerfreundliche Dorf die Oberhand. Der schuldige Teil flüchtete nach der Hauptinsel und fand dort willige Aufnahme, da gerade um jene Zeit ein kühner Führer namens Baby versuchte, die Einwohner des Südens der Hauptinsel und der ihr vorgelagerten Eilande unter seiner Führung zusammenzuschließen, um gegen die Europäer und die eigenen Stammesfeinde vorzugehen. Ich entsandte den Bezirksamtmann Karlowa mit S.M.S. „Condor“ im Februar 1906, um dort nach dem Rechten zu sehen, den friedlichen Teil der Bevölkerung zu stärken und den Schlupfwinkel des Baby auf der Doverinsel auszuheben. Im mittleren Neumecklenburg hatte die Station Namatanai von der Nordgrenze ihres Bezirks bis zu der Bucht von Muliama ohne Waffengewalt eine völlige Befriedung erzielt. Die Tätigkeit der beiden Missionen hatte sich ausbreiten können, aber südlich Muliama war noch kein Wandel zu verzeichnen. Die Bergbewohner gerieten in Bewegung, als sie die Neigung der Uferlandschaften bemerkten, sich der Neuordnung der Dinge anzuschließen. Sie taten sich unter Führung eines starken Kriegers namens Gägäs aus Buntur zusammen und suchten die Uferlandschaften mit Krieg und Plünderung heim. Anfang 1906 hatten sie Morkon überfallen und reiche Beute an Menschenfleisch mit in die Berge geschleppt. Nun bedrohte der Gewalthaber jedes Dorf und jeden Häuptling, der sich in die geordnete Verwaltung eingliedern würde, mit Rache und Strafe. Dem Stationsleiter Wostrack brachte der „Seestern“ eine Verstärkung seiner Truppe. Er konnte dann im März 1906

die Macht des Gägäs brechen. Unmittelbar nach dessen Niederwerfung ließen sich die Bergbewohner einwärts Muliama, vertrauend auf den Schutz von Namatanai, an der Küste nieder. Der Landfriede des Gebietes erfuhr damit eine wesentliche Förderung und breitete sich langsam weiter südwärts aus. Als ein Zeichen des Umschwunges kann ein Vorfall kurz erzählt werden: Der Schoner „Kambiu“ der Firma Hernsheim & Co. war auf ein Riff bei Lamassong getrieben und gescheitert. Kapitän Peters konnte alle Waren und alles Inventar unter dem Beistand der Eingeborenen bergen und fand mit seiner Mannschaft bei ihnen gastliche Aufnahme. Dr. Kraus faßte nach einer Rundreise um Neumecklenburg im Juni 1906 seine Eindrücke dahin zusammen, daß der Machtbereich der Regierung in stetig fortschreitender Entwicklung stehe, Störungen des Landfriedens, abgesehen von einigen schwer zugänglichen Landschaften im Süden, nicht mehr zu befürchten seien. Als nützlichcs Ergebnis der eingetretenen Beruhigung konnte mit der Erhebung der Kopfsteuer begonnen werden. Mit der Einziehung einer solchen war auf der Gazellehalbinsel und in der Neulauenburggruppe im Jahre 1904 angefangen worden. Schwierigkeiten hat es wegen der Auferlegung und Zahlung dieser Steuer nie gegeben. Die Eingeborenen verstanden es, daß die erhobenen Beträge in erster Linie dazu bestimmt waren, die jedermann gewährte freie Aufnahme in die Krankenhäuser zu bestreiten. Diese Leistung seitens der Regierung war um jene Zeit in den beruhigten Gebieten bereits in ein hohes Ansehen gelangt. Als ich nun im Rosselgebirge in einer

Hauptlingsversammlung die Erhebung der Steuer ankündigte und den Amtsitzenden freigestellte, mir unumwunden ihre Meinung zu sagen, wurde mir geantwortet: „Das Geld liegt bereit, und wir werden es geben. Wir haben aber gehört, daß die Pflanzungen erwarten, daß wir nun unsere jungen Leute zur Arbeit schicken müßten, um die Steuer zu verdienen. Das wird nicht geschehen. Das Geld fällt uns von den Palmen herab, die wir besitzen und die wir auf dein Geheiß gepflanzt haben.“

Für mich trat mit der Errichtung der Außenstellen und der durch sie bewirkten Befriedung weiter Gebiete eine wesentliche Entlastung ein. Ich konnte mich um so ungestörter den aus der Entwicklung notwendig emporquellenden neuen Aufgaben widmen. Im Dezember 1903 hatte der Reichskanzler die Bildung von Gouvernementsräten als beratende Stelle für die Gouverneure der Schutzgebiete angeordnet. Für Neuguinea beschränkten sich die Verhandlungen nicht auf den nächsten Arbeitskreis, nämlich die Prüfung der Voranschläge für den Haushalt und der Entwürfe für Verordnungen, sie umfaßten vielmehr stets in lebhaftem beiderseitigen Gedankenaustausch alle wichtigen Angelegenheiten der Kolonie und wirkten daher fördernd und befruchtend. An Gegensätzen hat es dabei nie gefehlt. In den späteren Jahren namentlich traten solche scharf hervor, als es sich um die Aufbringung von Mitteln für ein weiteres Ausgreifen der Verwaltung und um die Arbeiterfrage handelte.

Adolf von Hansemann verstarb im Januar 1903. Ein unermüdlicher Freund und Förderer des Schutzgebietes

war dahingegangen. Die Umbildung der Neu Guinea Compagnie nach der Rückgabe der Landeshoheit und der öffentlichen Verwaltung an das Reich in die Rechtsform einer deutschen Kolonialgesellschaft war noch sein Werk. An die Seite des kaufmännischen Direktors von Beck war Professor Dr. Paul Preuß als Pflanzungssachverständiger getreten. Damit war eine Persönlichkeit gewonnen worden, die über weitreichende Erfahrungen und Kenntnisse in der tropischen Landwirtschaft verfügte. Er fand sich jedes zweite Jahr zu ausgedehnten Reisen und Untersuchungen ein. Die Einführung des Anbaues von Sisal und Kakaο verdankt das Land seinem Einflusse. Die Tätigkeit der beiden Administratoren der Neu Guinea Compagnie, der Herren Hubert Geisler für den Bismarck-Archipel und Georg Heine für Kaiser-Wilhelms-Land, erfuhr damit die erwünschte Stützung und Ausdehnung. Die bei anderen Gesellschaften bereits gewählte Form der Verbindung von Handelsfaktoreien mit Anpflanzung wirkte sich in den beruhigten Gebieten unter Führung der beiden erfahrenen Männer auch bei der Neu Guinea Compagnie nutzbringend aus. Das Haus Harnsheim & Co. hatte lange an seiner Oberlieferung festgehalten, nur dem Handelsgeschäfte sich zu widmen und dem Anbaue sich fernzuhalten. Schließlich folgte auch dieses Unternehmen dem Zuge der Entwicklung und breitete sich ab 1903 mit Kokospalmenpflanzungen im nördlichen Neumecklenburg und später in den Admiralitätsinseln aus.

Die bisher geübte Wirtschaftsform des Europäers kannte nur den Großbetrieb. Die Ausdehnung des Landfriedens

erlaubte indessen auch wenig bemittelten aber im Lande bereits erfahrenen Leuten, namentlich früheren Faktorei-angestellten eine selbständige Niederlassung in Verbindung mit Landaufnahme. Die Gewinne des Handels flossen in den Boden und kamen der Entwicklung der Kolonie zugute. Die Anhäufung von Arbeitern in dem Wirtschaftsbereich der Blanchebucht führte zu einer starken Steigerung der Nachfrage nach Feldfrüchten. Hier bot sich ein neues Feld der Tätigkeit. In Verbindung mit dem Konsul von Ploennies in Brisbane bewog ich eine kleine Anzahl deutscher Farmer zur Einwanderung und Niederlassung. Als geeignetes Gebiet wurden die Bainingsberge einwärts Massava und der Lasulbucht ausersehen. Die Vorschübung der Niederlassungen bis zu einer Höhenlage von sechshundert Meter sollte günstigere Gesundheitsverhältnisse bieten, als das Uferland sie aufwies. Der vielbewährte Landmesser Rudolf Schmitt, ein Sohn Hessens, widmete sich mit Hingabe der Absteckung von 12 Farmen von je hundert Hektar Fläche und der Erbauung der Verbindungswege. Die erforderlichen Arbeiter wurden angeworben, das Saatgut beschafft, einfache Unterkunftshütten erbaut, die Einwanderer konnten erscheinen und beginnen. Die Einnahmen sollten bis zum Heranreifen der Kokospalmen aus dem Anbau von Feldfrüchten fließen. Die Erfahrung lehrte, daß alle diejenigen die ihnen gestellte Aufgabe gut lösten, welche von Beruf Landwirte waren. Die aus dem Handwerk hervorgegangenen Siedler, ein Schmied, ein Zimmermann, auch ein Seemann versagten; sie waren der Arbeit nicht gewachsen und traten ihre Farmen an andere ab. Aber

das Beispiel wirkte! In wenigen Jahren entstanden vierzig solcher Betriebe in dem Gelände zwischen der Lasulbucht und Kap Tongilus. Für Kaiser-Wilhelms-Land bot sich eine weitere Möglichkeit. Die Jagd auf Krontauben und Paradiesvögel war lohnend geworden, seitdem die Mode nach den Schmuckfedern dieser Vögel verlangte. Diese Jagd war stets pfleglich behandelt worden; es gab Schonzeiten und große Schongebiete, in denen überhaupt nicht gesagt werden durfte. Ihre Ausübung war von der Erteilung einer besonderen Erlaubnis abhängig. Eine solche wurde von 1908 ab nur noch solchen Personen erteilt, die sich verpflichteten, den geldwerten Ertrag im Lande wirtschaftlich anzulegen. In der Heimat erhob sich ein wachsender Widerstand gegen die Paradiesvogeljagd, weil man die Ausrottung der Tiere befürchtete. Ihr bester Schutz bestand in der Unzugänglichkeit der Gebirge im Inlande. Für mich war klar, daß die Jagd von selbst wieder aufhören würde, wenn die Mode sich änderte, so daß es galt, einige wenige Jahre auszunützen, in denen die Schmuckfedern auf die Hüte gesteckt wurden. An offenen Briefen an mich und sonstigen Angriffen in der Presse hat es in jener Zeit nicht gefehlt. Ab 1914 wurde die Jagd verboten. Die Nachfrage nach den Federn hatte aber bereits nachgelassen. An der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land wuchsen durch die Erträgnisse aus der Jagd fünfzehn schöne deutsche Pflanzungen aus der Wildnis empor.

Dieses in einigen Zügen geschilderte Ausgreifen der Europäerwirtschaft wäre ohne eine Ordnung des Verkehrs nicht möglich gewesen. Der Norddeutsche Lloyd hatte nicht

gezögert, das in Bremen gegebene Versprechen in die Tat umzusetzen. Noch im Jahre 1903 fanden sich Sachverständige ein. Im Hafenbecken von Rabaul wurde gelotet und vermessen. Die Dampfer brachten Baustoffe. Eine mächtige Landungsbrücke entstand, auf ihr wurden Lagerhäuser aufgeführt und Wasserbehälter aufgestellt. Das Vorge-lände lichtete sich, Wohnhäuser und Arbeitsräume wuchsen empor. Ende 1904 konnte die Anlage dem Verkehr übergeben werden. Für die Abwicklung der Zoll- und Post-geschäfte wurde eine Niederlassung des Gouvernements errichtet. Der Norddeutsche Lloyd stellte den kleinen Dampfer „Sumatra“ für den Verkehr im Bismarck-Archipel und nach den Salomoinselfn ein, während ein Schlepper mit Leichtern für den Güterumschlag im Bereich der Gazellehalbinsel und der Neulauenburggruppe sorgte. Die Hauptdampfer berührten die verschiedenen Niederlassungen der großen Firmen dieser Gebiete nicht mehr, liefen aber nach wie vor Kaiser-Wilhelms-Land an. Diese einschneidende Neuordnung des Verkehrs begegnete zuerst dem Widerstand der großen Unternehmungen. Die Vor-teile wurden aber bald erkannt. Als 1905 ein Bevollmäch-tigter des Norddeutschen Lloyd eintraf, kam es zu einer völligen Einigung, in der sich die Firmen gegen die Zu-sicherung bestimmter Frachtraten verpflichteten, ausschließ-lich mit den Schiffen des Lloyd zu verfrachten. Damit war der deutschen Schifffahrt eine erträgliche Grundlage gesi-ichert, während die australische Firma Burns Philipp & Co. durch dieses Abkommen hart getroffen wurde. Sie be-diente die östlichen mikronesischen Inseln unter Einschluß

der Marshallgruppe und lief, seitdem die Frachten sich häuften, auch Herbertshöhe an. Dieses letztere Geschäft kam nun in Fortfall. In jener Zeit war eine besondere Verwicklung noch dadurch entstanden, daß durch eine Verordnung des Landeshauptmanns der Marshallinseln die dort handeltreibenden Schiffe von Firmen, welche über eine feste Niederlassung nicht verfügten, einer besonderen Steuer unterworfen wurden, um einen Ausgleich gegenüber der Belastung der festhaften Unternehmungen zu schaffen. In der australischen Presse kam es zu einer lebhaften Fehde gegen uns, die erst endete, als 1906 auch die Marshallinseln dem Gouverneur von Neuguinea unterstellt wurden. Der Norddeutsche Lloyd hatte die schönen Schiffe „Prinz Waldemar“ und „Prinz Sigismund“ in den Dienst gestellt, die eine regelmäßige Verbindung zwischen Japan und Australien über Hongkong, Manila und die Häfen des Schutzgebietes unterhielten. Auch die Linie nach Batavia und Singapore wurde beibehalten. Der Reederei strömte durch diese umsichtige Regelung der Fahrten nicht nur die Ladung unserer Inselwelt zu, sondern auch eine erhebliche Durchfracht und ein lebhafter Personenverkehr.

Der Handel folgte dieses Mal der Schifffahrt, Rabaul wuchs empor. Die großen Firmen suchten sich passende Grundstücke in der werdenden Hafenstadt zu sichern. Die weite Ebene um die Bucht, malerisch umschlossen von den steil aufragenden Gipfeln der erloschenen Vulkane Kambiu und Balataman (Mutter und Nordtochter) mit ihren Verbindungsgraten mußte vermessen und zweckmäßig zer-

legt werden. Es gab ein Wirtschaftsviertel im Anschluß an die lebenspendende Landungsbrücke, dann Flächen für die Wohnhäuser, ein besonderes Viertel für die Chinesen, ein anderes für die Melanesen, und im Hintergrunde, abschließend und belebend, sollten öffentliche Anlagen entstehen. Landmesser Schmitt legte den Plan in mühevoller Arbeit aus. Dem Lloyd wurde ein größeres Grundstück im Geschäftsviertel zugeteilt, im übrigen alles Land in das Eigentum des Gouvernements überführt und zu bestimmten Bedingungen zur langfristigen Pacht ausgeschrieben. Um Schönes und Nützlichendes zu verbinden, reifte dann der Plan, an die Stelle von Gartenanlagen einen richtigen botanischen Garten treten zu lassen, wenn von sachverständiger Seite Ort und Gelände als hierfür passend erachtet würden. Hier half Dr. Preuß aus der Not, der sich nach gründlicher Untersuchung für den Plan aussprach. Damit war nun auch eine bereits dringlich gewordene Frage zur Lösung gelangt. Für die Anlage eines Versuchsgartens wurden seit 1901 vergeblich die Mittel angefordert. Dr. Schlechter hatte geraten, diesen bei der Polizeistation Toma unterzubringen; die Ackerkrume in den Bergen war aber zu arm an Nährstoffen. Für den Garten in Rabaul wurden im Jahre 1905 schließlich die Geldmittel bewilligt. Der Obergärtner Rudolf hat dann in wenigen Jahren aus der Wildnis der Berghänge und des Vorlandes eine prächtige Anlage erstehen lassen, die an Nutz- und Ziergewächsen in Baum und Strauch alles darbot, was von Niederländisch Indien, Hinterindien und Ceylon beschafft werden konnte. Die stetig wachsende Abgabe von Saatgut an

Weiß und Farbig gestaltete sich ebenso wertvoll wie die Beobachtung des Wachstums neuer, dem Lande bisher fremder Kulturen. Es darf hier noch einer anderen landwirtschaftlichen Betätigung kurz gedacht werden, die, in Anpassung an die spärlichen Geldmittel durchgeführt, gleichwohl einigen Nutzen im Lande stiftete. Die Eingeborenen besaßen an Haustieren nur den Hund und das Schwein, beides in einer verkümmerten Rasse. Der Reede von Herbertshöhe waren die beiden unbewohnten Crednerinseln (Palakuvur) vorgelagert. Diese wurden abgeholzt und mit Kokospalmen bestockt. Einige ausgediente Soldaten ließen sich mit ihren Familien dort nieder. Ich führte aus Queensland gute Zuchtschweine ein und vertraute diese den Leuten an. Die Tiere gediehen. Jedem heimkehrenden Soldaten wurde dann ein Schweinchen in die Heimat mitgegeben. Die Zahl ging in wenigen Jahren in die Hunderte. In den Dörfern wuchs eine neue und stattliche Mischrasse von Schweinen heran. An der Buakastraße erhielt ich bei einem Besuche eine Anerkennung: Es wurde mir ein herangewachsener Zuchteber vorgeführt und mitgeteilt, daß ihm in Dankbarkeit mein Name beigelegt worden sei.

Die Verwaltung des Inselgebietes lag in bewährten Händen. In den Marianen hatte Bezirksamtmann Fritz vortrefflich gewirkt. Sein schönstes Werk vielleicht bildet die Errichtung der stattlichen Regierungsschule in Saipan. Die Jugend wuchs unter der Leitung zweier Lehrer in deutschem Unterricht auf. Ponape hatte 1901 Bezirksamtmann Victor Berg übernommen. Er starb leider zu

früh, er erlag 1906 bei der Ausführung von Vermessungsarbeiten einem Sonnenstich. Über einen Teil der Marshallinseln, über Kussaie und Ponape war 1904 der schon erwähnte Taifun gezogen, der herbe Verluste verursacht hatte. In Ponape waren die sämtlichen Gebäude eingestürzt und mußten neu aufgeführt werden. Der die Berge der Insel bedeckende Urwald war durch die Macht des Orkans gefällt und der Boden dadurch starker Abwaschung ausgesetzt worden. Die Eingeborenen litten hart durch die Vernichtung ihrer Palmen und Brotfruchtbäume.

Ende 1905 erfreute mich Bezirksamtmann Senfft mit der Nachricht, daß er auf der Insel Angaur der Palau-Gruppe phosphathaltige Erde gefunden habe. Die mir übersandten Proben schickte ich nach Melbourne an einen mir bekannten deutschen Fabrikanten künstlicher Düngemittel. Ich erhielt einen begeisterten Bericht und die besten Analysen. Mit dem nächsten Dampfer eilte der Fabrikant selbst herbei, so daß es zu einer Erkundungsfahrt über Jap, wo Senfft sich einschiffte, nach Angaur kam. Die Untersuchungen bestätigten das Ergebnis der Proben und zeigten, daß das Vorkommen sich fast über die ganze Insel erstreckte. Die Rückreise nach Jap drohte verhängnisvoll zu werden; schon bei der Einbootung stand schwere See an. Der Kapitän meldete rasch abfallenden Barometerstand und teilte bald mit, daß er einen Taifun befürchte. Dieser kam auch. Wir hatten indessen seine volle Wucht nicht auszuhalten; er zog südlich von uns vorüber, aber für das kleine Schiff reichte der Wogenschwalm gerade hin. Es war

nachts nicht möglich, in der Kose zu liegen, man mußte stehend sich festklammern, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Am nächsten Tage nachmittags war ich auf der Brücke beim Kapitän. Wir hatten noch sechs Tonnen Kohle an Bord. Die Asche war nicht mehr über Bord geworfen, sondern aufgespeichert worden, um sie mit Öl zu tränken und damit neuen Brennstoff zu gewinnen. Auf diese Weise hoffte der Kapitän für einige Stunden weiter in Fahrt bleiben zu können. Nach seinen Berechnungen mußten wir vor Jap liegen. Schwerer Regen peitschte nieder, schwarze Wolken und Nebelmassen verhüllten jeden Ausblick. Als eben der Kapitän sich entschloß, das im Wogenschwall gefahrvolle Manöver zu wagen, das Schiffelein zu drehen, um in der Nacht nicht auf eines der Jap vorgelagerten Riffe zu laufen, zerriß plötzlich die Wolkenwand, die Sonne erglänzte, wir lagen vor der Einfahrt in den Hafen der Insel. Mit Volldampf ging es hinein; das Schiff kam zu Anker. Hinter uns tauchte ein zweiter Dampfer auf, der der Einfahrt zulief, der Postdampfer „Germania“ der Jaluit-Gesellschaft.

In Herbertshöhe erbot sich der Fabrikant aus Melbourne zur Gründung eines Unternehmens für den Abbau der Phosphate. Ich stellte ihm meine Befürwortung in Aussicht, wenn es ihm gelänge, eine deutsche Gesellschaft mit überwiegend deutscher Beteiligung zustande zu bringen. Mit dieser Sache und manch anderen Plänen für die weitere Entwicklung des Schutzgebietes trat ich im Frühjahr 1906 eine Urlaubsreise an und fuhr mit Weib und Kind der Heimat entgegen.

Meine gute Mutter traf ich nicht mehr an, sie war dahingegangen. Es erging mir nicht anders wie so vielen Deutschen, deren Schritte sich über See wenden. Nach der Rückkehr findet man in der Heimat die Lücken, die ersten Zeiten des Aufenthaltes sind schmerzlicher Erinnerung gewidmet. In Berlin, wohin ich mich rasch zu begeben hatte, war man dabei, die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes in ein Kolonialamt umzuwandeln. Die Geschäfte führte Erbprinz Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, nach seinem Ausscheiden trat Staatssekretär Dernburg an die Spitze der Kolonialverwaltung. Bei beiden Herren fand ich ein reiches Verständnis für die weitere Ausgestaltung der Verwaltung in Neuguinea. Der Abbau der Phosphate auf Angaur war eines der ersten Unternehmungen, das den Staatssekretär beschäftigte. Der Melbourneer Fabrikant hatte die Gesellschaft nicht zustande bringen können. Ich reiste nach Bremen und unterbreitete die Angelegenheit Generaldirektor Wiegand. Dieser griff zu, so daß es 1907 zur Verleihung einer Konzession an ein Syndikat kam, das unter der Führung des Norddeutschen Lloyd stand. Es wurde ein Dampfer entsandt zur Vornahme sachverständiger Untersuchungen unter Leitung des Bergbauingenieurs Schönian, später Direktor der Phosphatwerke auf Angaur. Die Ausschließungen lauteten günstig. Ein weiteres Vorkommen ließ sich noch auf der Insel Feis der Westkarolinen feststellen. Im folgenden Jahre trat die Deutsche Südsee-Phosphat AG. mit dem Sitze in Bremen in die Erscheinung, die in kurzer Zeit die für den Abbau erforderlichen Anlagen schuf. Die Ausbeute des

Jahres 1913 belief sich bereits auf über neunzigtausend Tonnen.

Um das Bild abzurunden und eine Vorstellung von der Bedeutung unseres Inselgebietes für die Versorgung des Weltmarktes mit Phosphaten zu geben, muß noch auf die Insel Nauru hingewiesen werden, im Süden der Marshallinseln nahe am Äquator gelegen. Dieses kleine Landgebilde ohne Untergrund und ohne natürlichen Zugang, umragt von Riffen und umspült von der ewig brausenden und brandenden See, wies nach den Untersuchungen und Schätzungen etwa vierzig Millionen Tonnen phosphathaltiger Erde auf. Die Ausbeute war durch eine Verleihung vom November 1905 der Jaluit-Gesellschaft übertragen und von dieser an die Pacific Phosphate Company weitergeleitet worden. Die Einrichtungen für die Förderung und für die Verladung waren auf eine Jahresausbeute von zweihundertfünfzigtausend Tonnen abgestellt.

Die Mittel für eine Regierungsschule in Rabaul für Europäerkinder und für Eingeborene, für die Erweiterung des Botanischen Gartens und des ärztlichen Dienstes, für eine neue Station im holländischen Grenzgebiet in Kaiser-Wilhelms-Land wurden bewilligt. Aus den den Bainingfarmern gewährten Vorschüssen hatte sich eine Etatsüberschreitung von dreiundsechzigtausend Mark entwickelt. Die einzelnen Beträge waren durch hypothekarische Belastung der Grundstücke sichergestellt. Die große Sorge für die Aufbringung dieses Geldes nahm mir das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee ab, das auf diese Weise der Schutzherr für die Farmer wurde.

Mit neuem Arbeitsmute traf ich mit den Meinigen im März 1907 wieder im Schutzgebiete ein. Stationsleiter Doellinger hatte auf der Insel Bougainville mächtig ausgegriffen, die Uferlandschaften nördlich und südlich von Rieta in einer Ausdehnung von nahezu hundert Kilometern auf friedlichem Wege einer geordneten Verwaltung zugeführt und mit der Anlage eines Verkehrsweges an der Küste begonnen. Nun wiederholten sich bei ihm die auf der Gazellehalbinsel gesammelten Erfahrungen. Die Kunde von den umgestaltenden Neuordnungen drang in das vom Verkehr und europäischen Einfluß noch unberührte Hinterland und löste dort Befürchtungen und Widerstände aus. Die Bewohner der Berglandschaft Tsimo, etwa dreiundzwanzig Kilometer einwärts Toberoi, erschlugen Männer verschiedener Uferdörfer, weil diese sich am Wegebau beteiligt hatten. Dadurch trat in den Arbeiten eine Stockung ein. Das Erscheinen der Truppe im Gebirge im September 1906 genügte indessen, diesen Widerstand zu brechen.

In Friedrich-Wilhelms-Hafen war auf den nach den Marshallinseln versetzten Bezirksamtmann Stuckhardt Ende 1906 Karlowa gefolgt. Auch er sah sich im Bereiche von Potsdamhafen ähnlichen Erscheinungen wie Doellinger gegenüber. Die Inlanddörfer, namentlich die Landschaft Orokoza, in sechsständigem Marsche von der Küste aus zu erreichen, schlugen in erbitterter Fehde auf die Uferbevölkerung. Es blieb nur übrig, mit Waffengewalt einzuschreiten. Karlowa hatte in den Pflanzungen vor dem Hauptdorfe ein scharfes Zusammentreffen mit den Widerspenstigen. Die kleine Truppe hielt sich in der Hand des

Führers tapfer und geschickt gegenüber der Übermacht, so daß die Orokoza nach einigen Verlusten sich zur Flucht wandten und unter dem Angebot einer Bußzahlung sich unterwarfen. Der Friede kehrte in jenen Landschaften nunmehr auch in dem Verkehr zwischen der Küste und dem nahen Hinterland für einige Zeit ein.

Der Ort für die bewilligte Station im Westen von Kaiser-Wilhelms-Land war für mich bei Berlinhafen zu suchen. Dieser Teil des weiten Gebietes war durch das Werk der Steyler Mission und die Pflanzungen der Neu Guinea Compagnie jedenfalls um jene Zeit am besten entwickelt. Die erforderlichen einfachen Bauten wurden Mitte 1907 auf einem steil zur See abfallenden Höhenzuge bei Citape aufgeführt, da die versumpfte Küste ungünstige Gesundheitsverhältnisse aufwies. Die Anlage eines brauchbaren Weges auf die Bergkuppe war für unsere Mittel ein hartes Stück Arbeit, die aber der im Lande bereits erfahrene Stationsleiter Hans Rodatz ebenso glücklich löste wie die Schaffung einer Landungsmöglichkeit durch die stetig rollende starke Brandung. Die Bevölkerung selbst stand in heftiger Fehde untereinander. Vielfach mischten sich über die Grenze gedrungene malaiische Paradiesvogelfäger in die Streitigkeiten ein und unterstützten wohl auch ein Dorf gegen das andere. Rodatz mußte daher an der Küste wie im unmittelbaren Hinterland eingreifen, war aber binnen kurzem Herr der Lage. Jener Teil von Kaiser-Wilhelms-Land wurde im Dezember 1907 von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Die Küste von der Mündung der Warapulagune bis zur Landschaft Zisano brach ein und wurde

von der See überflutet. Die werktätige Hilfe, die der Stationsleiter den bedrängten Eingeborenen im zerstörten Gebiete nun angedeihen lassen konnte, erwies sich für ihre Gewinnung weit nachhaltiger als alle zur Schau getragene Macht. Wenige Monate später fuhr ich über den neugebildeten Meeresteil und sah Hütten und Baumwuchs unter mir auf dem Grunde des Meeres ruhen. Ich besuchte diese Stätte, als ich 1908 von der Grenze kommend am Strande entlang marschierte, um jedes einzelne Dorf noch des näheren kennenzulernen. Die Eingeborenen begleiteten mich dabei in Scharen; das frühere Mißtrauen war geschwunden.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1907 gährte es auch im Osten von Kaiser-Wilhelms-Land, im Bereiche der Neuendettelsauer Mission. Diese hatte an der Küste ihr Feld um Kap Arkona über die Landschaft Bukaua bis in den Huon Golf vorgeschoben und in der Nähe des Markhamflusses einige Kilometer landeinwärts eine Niederlassung errichtet. Die Uferbevölkerung war der Mission ergeben und freundlich geworden. Nun stießen die Lae Womba vom mittleren und oberen Markham her zur Küste vor und holten sich Beute an Gütern und Menschenfleisch. Einmal überfielen sie das Dorf Lakamo, während die Bewohner zur Morgenandacht in der Kirche versammelt waren; die Männer wurden niedergeschlagen und die Frauen und Kinder fortgeschleppt. Flüchtige Unternehmungen gegen die Räuber blieben erfolglos, sie zogen sich in das unwegsame Gebirge zurück und waren nie zu finden. Für die Errichtung auch nur eines Polizeipostens fehlten die Mittel.

Der unerfreuliche Zustand dauerte mehrere Jahre an, bis es der Mission gelang, das Treffen selbst zu gewinnen, indem sie die wilden Lae in friedliche Menschen umwandelte.

In Herbertshöhe war Bezirksamtman August Full auf Karlowa gefolgt. Er überholte im November 1907 die St. Matthiasgruppe und die Admiralitätsinseln, die seit Februar 1906 nicht mehr besucht worden waren. In St. Matthias boten sich keine Schwierigkeiten, die Inseln konnten dem Bezirk Neumeklenburg-Nord zur weiteren friedlichen Durchdringung eingegliedert werden. In den Admiralitätsinseln dauerten die Fehden unter den Eingeborenen unvermindert an. Perlfischerei und Handel hatten sich in einem bescheidenen Umfange behaupten können.

Anfang September 1907 war auf dem Wege über Sydney die Nachricht eingelaufen, daß die Mortlockinseln in den Zentralkarolinen von einem Taifune verwüstet worden waren. Bei Eintreffen der Meldung lag das Ereignis schon sechs Wochen zurück. Der dem Inselgebiet zur Verfügung stehende Motorschoner „Ponape“ war gestrandet. Der Bezirksamtman befürchtete eine Hungersnot unter den Eingeborenen der heimgesuchten Gruppe. Der „See-sterne“ wurde mit Lebensmitteln beladen und eilte nordwärts. An der Einfahrt in die Lagune kamen dem Schiff zwei Auslegerkähne entgegen, besetzt mit ausgemergelten Menschen, deren erster Ruf eine Bitte um Essen war. Die Verheerungen waren fürchterlich. Einige der flachen Inseln waren durch die hereinbrechenden Wogen von der Krume völlig entblößt worden, so daß nur noch die nackten Korallenfelsen zutage traten. Der Wuchs war überall ver-

nichtet. Die überlebenden Eingeborenen hatten sich auf der Hauptinsel zusammengesunden und nährten sich vom Fischfang, der nur spärliche Erträge lieferte, da auch ihre Geräte verloren waren. Der „Seestern“ ging spät nachmittags zu Anker. Ich ließ Reis, Fleisch, Tee, Hartbrot und einige Kochkessel landen. Der Feuerschein glänzte die ganze Nacht hindurch am nahen Gestade, es wurde unermüdlich gekocht und geschmaust. Am anderen Morgen schlug ich der Bevölkerung vor, das Atoll völlig zu verlassen und nach Truck und Ponape, wohin verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen bestanden, zu übersiedeln. Die Leute wollten aber ihre angestammte Scholle um keinen Preis aufgeben. Die kräftigsten Männer blieben daher zurück und wurden mit Lebensmitteln und Werkzeugen versehen, um das Land wieder zu bebauen. 627 Eingeborene nahm ich an Bord und brachte sie nach Truck und Ponape. Nach den Angaben der Eingeborenen müssen etwa dreihundert Menschen dem Taifune zum Opfer gefallen sein. Von Ponape setzte ich meine Reise nach den Marshallinseln fort, weil die Vereinfachung der Verwaltung in diesem friedlichen und wohlgeordneten Gebiete mir ein Gebot der Stunde schien. Aus dem Bezirksamt wurde einige Zeit später eine Stationsverwaltung, die Ponape unterstellt war.

Durch die Untersuchungen in den Anfangsjahren, ebenso durch das Ausgreifen des Missionswerkes und der Verwaltung kannten wir in den küstennahen Gebieten die Siedlungen der Eingeborenen, die Pflanzenwelt und den geologischen Aufbau des Landes einigermaßen. Wertvolle

Beiträge für die Sprachforschung und für die Völkerkunde waren geliefert worden. Für die Pflanzenkunde hat Pater Peckel in Namatanai sich bleibende Verdienste erworben. Aber die wissenschaftliche Durchdringung der Kolonie von der Heimat her auf allen Gebieten hatte keine Belegung mehr erfahren. Vereinzelt war 1897 Dr. Thilenius auf den nordwestlichen Inseln des Bismarckarchipels für volkskundliche Studien tätig gewesen. Die Ergebnisse der Kamufahrten und der Untersuchungen des Bergingenieurs Schlenzig am Waria waren nicht veröffentlicht worden. Ganz besonders steht mir die Durchquerung der Gazelle-Halbinsel in Erinnerung, die ich Ende August 1903 in Begleitung von Pater Rascher, Dr. Daneil und Landmesser Wernicke ausführte. Dem Pater lag daran, die Baining des Inneren kennenzulernen. Ich suchte auch nach den Menschen, außerdem aber nach Hochebenen und Hochtälern, die einer Niederlassung von Europäern günstigere gesundheitliche Voraussetzungen bieten würden als die malariadurchseuchten Uferlandschaften, ferner wollte ich Einblicke in den geologischen Aufbau gewinnen. Die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatte am Toriu ein großes Sägewerk aufgerichtet, um den wachsenden Bedarf an Bauholz im Lande selbst sicherzustellen. Diese Niederlassung an der Westküste der Halbinsel schien der geeignete Ausgangspunkt für das Unternehmen zu sein, zumal auch Pater Rascher von seinen Baining schon erfahren hatte, daß ein Pfad der Eingeborenen vom Weberhafen her an den Toriu führte. Das Unternehmen wurde in zehn Tagen durchgeführt. Die Märsche waren recht be-

schwerlich, aber wir fanden freundliche Aufnahme bei den Baining, von denen wir die ersten am Nordabfalle des Sinewit antrafen. Ich konnte im Innern nur Tuffe und Andesite finden und viele steile abfallende Grate beobachten, aber keine Hochebenen und Hochtäler. Das durchwanderte Gebiet zwischen Toriu und Sinewit war unbewohnt. Landmesser Wernicke fertigte eine gutgelungene Wegekarte, um das geographisch Erreichte einigermaßen festzuhalten. Mitte 1905 fand ich Zeit, gemeinsam mit Dr. Kornmayer und Wernicke die Insel Neuhanover zu durchqueren, ausgehend von der im Süden gelegenen Landschaft Lavangoi. Die Eingeborenen stellten willig Führer und Träger. Der Marsch über das Bergland des Innern bot zwar landschaftlich überraschend schöne Bilder, enttäuschte aber die Erwartungen, weil wir weder auf die angenommene dichte Bevölkerung stießen, noch irgendwelche Anzeichen dafür fanden, daß ältere Gesteinschichten die tertiären Bildungen durchbrachen. Diese bescheidenen Inlandwanderungen schufen indessen für die Geographen der Heimat keinen Anreiz, nun auch ihrerseits voranzugehen. 1904 und in den folgenden Jahren standen die Preise für Guttapercha hoch. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee entsandte 1905 erneut Dr. Rudolf Schlechter, um das Vorkommen guttuhaltiger Bäume zu klären. Dieser wurde mit Mannschaft ausgerüstet und bezog Standlager in Bulu an der Astrolabebucht. Gemeinsam mit ihm, Dr. Scholz, dem damaligen Bezirksamtman in Friedrich-Wilhelms-Hafen, und dem Pflanzungsleiter Dommès in Stephansort stieß ich, das Tal des Minsem verfolgend,

dann das Ibogebirge überquerend, bis zum oberen Ramu vor. Das Bergland war von Menschen entblößt. Erst im Bereiche des großen Stromes trat wieder eine zahlreiche und kräftige Bevölkerung auf. Die zum Ramu abfallenden Höhenzüge wiesen einen spärlicheren Wuchs auf als die Seewärts gerichteten; guttahaltige Bäume fanden sich nur in den letzteren. Im Tale des Minjem überwog noch die korallinische Bildung; das Ibogebirge wies Andesite und andere Gesteine tertiärer Zeit auf. Ein freier Ausblick von einem Hochgipfel der Iboberge über das gewaltige Stromtal und das gegenüberliegende Hochgebirge bot ein landschaftliches Bild erhabener Größe. Dr. Schlechter setzte sein Unternehmen noch im Finisterregebirge, auf der Finsch-Halbinsel und im Stromgebiet des Waria fort. Eine praktische Auswirkung ward indessen seinen Feststellungen nicht zuteil. Die drahtlose Telegraphie war erfunden worden und die guttaumspinnenen Seekabel wurden nicht mehr gebraucht.

Marinestabsarzt Dr. Stephan auf dem Vermessungsschiff „Möwe“ hatte sich mit den Eingeborenen des mittleren Neumecklenburg eingehend befaßt und die Ergebnisse seiner Studien in zwei anziehend geschriebenen Büchern der Öffentlichkeit dargeboten. Er kehrte im Jahre 1906 wieder zurück, ließ sich für eine Fortsetzung seiner Forschungen bei Muliama nieder, erlag aber leider bald einem schweren Malariaanfall. Im Jahre 1905 fand sich Dr. Richard Thurnwald ein, der in dreijährigem Aufenthalt völkerkundlichen Untersuchungen sich widmete. Seine Darbietungen erweckten die Aufmerksamkeit der Wissen-

schaft. Der Forschungseifer begann für das Schutzgebiet zu erwachen. Einige der Unternehmungen dürfen kurz gestreift werden. Anfang 1907 trafen Professor Dr. Karl Sapper der Straßburger Universität und Hauptmann a. D. Georg Friderici ein. Ihr Arbeitsfeld wurden die Inseln Neumecklenburg, Neuhannover, ebenso auch Teile von Neupommern und Kaiser-Wilhelms-Land. Die Beobachtungen führten Herrn Friderici zu beachtlichen Feststellungen über die Zuwanderung der melanesischen Volksteile. Gestützt auf den Kulturbesitz einzelner Gruppen unterscheidet er zwischen einem Zustrom von den Philippinen her und einem anderen, auslaufend von Indien und Niederländisch-Indien. Der erstere lenkte sich nach Neuhannover und Neumecklenburg, der letztere nach dem südlichen Neupommern und Kaiser-Wilhelms-Land. Dr. Sapper brachte Licht in den Aufbau der Insel Neumecklenburg, ausgehend von seinen Untersuchungen der Stufenbildungen des Rosselgebirges und der Ablagerungen im südlichen Hochgebirge, das er in mühseligem Marsche durchquert hatte.

Der Stationsleiter in Rieta mußte im April 1908 erneut in die Fehden der Eingeborenen eingreifen; die Uferlandschaften riefen um Hilfe gegen die Bewohner des Kronprinzengebirges. Seine Erfolge erweckten den Wunsch einer Durchquerung der Insel Bougainville, um weitere Klärung über die Verteilung der Menschen und über den Aufbau zu gewinnen. Mit Dr. Sapper war ich rasch einig; wir setzten die zweite Hälfte des Juli für das Unternehmen fest. Mit dem eben eintreffenden Postdampfer kam Pro-

fessor Dorsey vom Columbian Field Museum in Chicago in das Land, um sich ethnographischen Studien hinzugeben. Er nahm an dem Zuge teil. Der Aufstieg erfolgte von der Bucht von Urawa aus, nördlich Kieta, zwanzig Soldaten und dreißig Träger bildeten die eingeborenen Hilfskräfte. Der mittlere Kamm des Kronprinzengebirges wurde in etwa 1500 Meter Pashöhe am zweiten Tage überschritten. Das Lager am Abend des zweiten Tages befand sich auf einem vorspringenden Grat gegenüber dem Vulkan Kelana. Er stand in voller Tätigkeit, ununterbrochen stiegen mächtige Rauchschwaden zum klaren Abendhimmel empor und nachts leuchtete eine Feuersäule weit über die Berge. Das anstehende Gestein wies auf tertiäre Zeit hin; Basalte und Andesite überwogen. Der Abstieg nahm drei- und einhalb Tage in Anspruch. Der Marsch durch die versumpften Ebenen der Küste im Westen der Insel war beschwerlich und kostete viel Zeit. Dampfer „Seestern“ nahm uns wieder auf und führte uns nach Buin an der Südküste der Insel, wo die Maristenmission sich niedergelassen hatte. In ihrer Nähe stand auch das Zelt Dr. Thurnwalds, der sich zur Fortsetzung seiner Studien unter den noch recht unzugänglichen Eingeborenen jener Gegend eingefunden hatte. Auf der Weiterfahrt wurde am Flusse Taurawa in der Landschaft Koriana gelandet, um den Weg von da nach Kieta zu Fuß zurückzulegen.. Dr. Sapper widmete sich der Untersuchung der vorkommenden Gesteine, mir zeigte der Stationsleiter seine Fortschritte im Wegebau und in der Befriedigung der Uferlandschaften. Eine einfache aber breit angelegte Straße führte von dem

Flusse in der Ausdehnung von fünfundsechzig Kilometer nordwärts nach Kieta und darüber hinaus bis nach Ro-roan. Während dieser Wanderung fielen die wunderbaren Holzbestände des jungfräulichen Waldes besonders in das Auge. *Maniltoa grandiflora*, ein Baum mit gutem und brauchbarem Hartholz, überwog. Wir zählten verschiedentlich auf je einem Hektar die vollreifen Bäume dieser Art und kamen unter Ansetzung einer Ausdehnung von nur fünfhundert Meter küsteneinwärts für eine Längsrichtung von siebenzig Kilometer auf die Menge von 1 250 000 Festmeter schlagbaren Holzes. Verschiedene Versuche der Sydneyfirma Stärker & Fischer in Verbindung mit dem Gouvernement und der Firma Heinrich Rudolf Wahlen hatten zu dem Ergebnisse geführt, daß das Holz des Baumes *Azellaia bijuga* (Eisenholz) für die Beplankung von Schiffen an Stelle von Teakholz brauchbar war. An diesem Holz war kein Mangel im Lande. Das Vorkommen im östlichen Neumecklenburg zwischen Muliana und Kap Asu (St. Maria) allein wurde auf 50 000 Festmeter geschätzt und in der gleichen Menge mischte sich auch *Inophyllum Calophyllum* in diese Waldbestände. Ähnlichen Reichtum an Eisenholz wies auch der mächtige Urwaldgürtel zwischen Alexishafen und Katzfeldhafen auf. Die Sägewerke der Mission am Toriu und der Neu Guinea Compagnie am Warangoi an der Ostküste der Gazelle-Halbinsel bearbeiteten überwiegend *Eukalyptus globuli*. Die Abgelegenheit des Landes von den großen Märkten und damit die hohen Frachtraten standen einer Holzauseube hemmend im Wege. Für Tafelungen und Möbelholz

wurden in kleineren Mengen Cordiasubcordata und Baringtonia gefragt. Die Forstfachverständigen Deininger und Kempf erschienen erst 1912 im Lande, um in eine Sichtung des verfügbaren Reichtums des Waldes einzutreten.

Im britischen Nachbargebiete Papua stand die Goldwäscherei längst in Blüte; ein Stamm erfahrener Goldsucher war dort in Tätigkeit. Es häuften sich nun die Nachrichten, daß diese auch auf unserem Gebiete arbeiteten. In der ersten Märzhälfte 1908 lief ich mit dem „Seestern“ in die schweigende Wildnis des großen Hafenbeckens von Morobe ein, um von dort aus über Land den Waria zu erreichen und dessen Tal aufwärts zu verfolgen. An dem Unternehmen beteiligten sich Bezirksamtmann Karlowa, Landmesser Wernicke und der Führer des „Seestern“, Kapitän Moeller. Mit den Schiffsbooten wurde die vom inneren Hafenbecken aus durch einen schmalen Zufluß zu erreichende seichte Lagune durchquert, die offenbar einem früheren Landeinbruch ihr Entstehen verdankt, wie ein solcher in Warapu vor einem Jahre stattgefunden hatte. Der Marsch von der Landungsstelle über die trennenden Hügelreihen zum Wariatal hinab gestaltete sich überaus mühsam, da begangene Pfade nicht angetroffen wurden. Erst mit einbrechender Dunkelheit und nach einem Marsch von zwölf Stunden erreichten wir das am Flusse gelegene Dorf Anu. Dieses bildete das Marschziel, weil einige der mitgenommenen Mannschaften ihm entstammten. Die dadurch hergestellte Beziehung zu den Einwohnern bewährte sich auf das Beste. Am nächsten Morgen wurde das Gepäck in die Rähne des Dorfes verladen, so daß der Weiter-

marsch sich beschleunigt fortsetzen ließ. Im Dorfe Ugo stießen wir auf einen vom Distriktskommissar in Tamata, also von englischer Seite her eingesetzten Dorfvorsteher. Auch ein kleiner auf dem Vormarsch begriffener Trupp Goldsucher und Kautschuksammler hatte in der Nähe Lager bezogen. Die Kautschuksammler beuteten eine Paramera-Liane aus, die auch Schlechter vielfach im Gebirge fand. Die Leute glaubten noch auf englischem Gebiet sich zu bewegen. Die Goldwäscher setzten sich meinem Wunsche entsprechend an beliebig von mir gewählten Punkten des Flußtales in der Nähe des Dorfes an das Werk mit dem Ergebnis, daß jede Schüssel Goldblättchen aufwies. Der nächste Marschtag führte bis Komene, gegenüber der Flußinsel Jatuna. Auch hier trafen wir einen aus Papua stammenden und von den Engländern eingesetzten Dorfhäuptling. Kurz oberhalb der Insel stürzt der Fluß in einem engen Durchbruche aus den steilaufsteigenden Berghängen, um von da in der weiten Talebene in ruhigerem Laufe sich zu bewegen. Zum ersten Male stieß ich nun im Lande auf Gesteine älterer geologischer Bildung. Die hier und noch weiter fluslaufwärts aus Seitenbächen entnommenen Proben wurden in der Heimat als Granit und Syenit bestimmt. Im Flußbette selbst konnte nicht marschirt werden, da die reißenden Wasser bis an die senkrecht aufragenden Felswände herantraten. Wir folgten einem gut ausgetretenen Pfade über die Berghänge hinweg. Bei Gobi ging es wieder zum Waria hinunter; dort trafen wir eine größere Abteilung Goldwäscher an der Arbeit. Ich brach den Vormarsch ab. Von Ugo an war

tächlich um zwölf Uhr ein Halt eingelegt worden, um Beobachtungen mit dem Theodoliten anzustellen. Nach unseren, freilich nicht völlig verlässigen Berechnungen, verlief der Strom im deutschen Gebiete, schien aber aufwärts Gobi britischen Boden zu berühren. Landmesser Wernicke legte seine Wegeaufnahmen in einer gut gelungenen Zeichnung nieder, die auch in das Kartenwerk über das Schutzgebiet übergegangen ist.

Die große Einfallstraße in das Innere von Kaiser-Wilhelms-Land, der Kaiserin-Augusta-Strom (Sepik), war im April 1886 von Kapitän Dallmann auf dem Dampfer „Samoa“ gesichtet worden, Landeshauptmann Schleinitz lief Ende Juni 1886 mit dem Dampfer „Ottilie“ eine kurze Strecke stromaufwärts. Die wissenschaftliche Expedition der Neu Guinea Compagnie unter den Herren Dr. Schrader, Hollrung, Schneider, Hunstein bereiste den Strom in der zweiten Hälfte des Jahres 1887. Der Lauf wurde aufgenommen und kartiert. Aus den Beobachtungen ergab sich, daß ein wirtschaftliches Ausgreifen im unteren und mittleren Stromgebiet nicht möglich war wegen der stets wiederkehrenden ausgedehnten Überflutungen und der dadurch bewirkten Versumpfungen. Seeschiffe mit einem Tiefgang bis zu sechs Meter können zu jeder Jahreszeit bis zur ersten Einengung des Stromes durch die Höhenzüge des Hunsteingebirges gelangen, so daß der Strom auf dieser Strecke regelmäßig befahrbar ist, die, am Rheine gemessen, etwa der Entfernung von seiner Mündung bis Köln entspricht. Aber zwanzig Jahre gingen in das Land, bis der Strom wieder berührt wurde. Administrator Heine be-

suchte im August 1908 mit dem Dampfer „Siar“ der Neu Guinea Compagnie die wichtigsten Dörfer des Stromlaufes etwa hundert Kilometer aufwärts, um unter der Bevölkerung Arbeiter für die Pflanzungen zu gewinnen. Ihm folgte Bezirksamtmann Full im November des gleichen Jahres mit dem kleinen Loydschlepper „Roland“. Die Aufgabe des Bezirksamtmannes war, die Fühlung mit den noch völlig unberührten Eingeborenen aufzunehmen. Die Lösung gelang über Erwarten gut. Es schien mir geboten, mit der Auffrischung der einmal hergestellten Beziehungen nicht allzulange zu zögern. So besuhr ich mit dem Kreuzer „Cormoran“ unter Korvettenkapitän Siemens Mitte 1909 den gewaltigen Strom bis zum Hunssteingebirge. Nach den Beobachtungen der Schiffsleitung war die 1887 gefertigte Karte durchaus verlässlich. Die Eingeborenen zeigten mit geringen Ausnahmen weder Scheu noch Mißtrauen. Auch zwei Nebenflüsse wurden für kurze Strecken mit der Pinasse befahren. Von den berührten Ortschaften, als solche darf man diese großen, schön gebauten Niederlassungen wohl bezeichnen, war Kambringi am ansehnlichsten an Häusern und Bewohnern. Im unteren und mittleren Stromgebiete sind Papuasprachen vorherrschend, Mischungen mit melanesischen Worten finden sich indessen überall. Technik, Hausbau und Kulturgüter weisen auf eine Beeinflussung von malaiischer Seite hin. Der Anbau von Tabak war allgemein verbreitet. Geraucht wurde das getrocknete Blatt, ohne daß eine Fermentierung vorher stattfand. Daß unter den Dorfschaften Fehde herrschte, war unschwer festzustellen. Die in den

Siemens
Admiral
Siemens
Was in
Van Ginning
erst 2
1930!

Versammlungshäusern vorgefundenen Schädel wiesen auf eine starke Kopfsägerei hin. Da die Anwerbung den einmal eingeschlagenen Weg stromaufwärts mit dem wachsenden Bedarf an Pflanzungsarbeitern nicht mehr aufgeben konnte, lag als neue und große Aufgabe vor uns, diese prächtigen Menschen der Steinzeit, damit aber auch das weite Stromtal und seine Nebenflüsse ohne Blutvergießen in fortschreitender stetiger Arbeit zu gewinnen. Zunächst aber fehlten die Mittel für ein Ausgreifen. Der nimmermüde Präsekt Limbrock war auch hier der Bahnbrecher. Etwa fünfzig Kilometer stromaufwärts von der Mündung gerechnet, tritt zum ersten Male ein kleiner Höhenzug an den Strom heran. Auf diesem wurde 1911 eine Missionsniederlassung Marienhöhe errichtet und mit Pater Kirschbaum besetzt. Aber zwanzig Jahre hat der zähe und wakkere Westfale auf seinem Posten ausgehalten und in mühseliger Arbeit die Bewohner des Stromgebietes bis zum Hunsteingebirge dem Frieden und der Gesittung gewonnen; erst im Jahre 1932 war es ihm vergönnt, auf einer Urlaubsreise die eigene Heimat wieder zu besuchen.

Regierungsrat Dr. Kraus war nicht wieder zurückgekehrt, sondern in den Dienst des Ministeriums eingetreten. Für die Kolonie war es bedeutungsvoll, daß ein mit den Verhältnissen bis in die neueste Zeit vertrauter Beamter nunmehr in Berlin dauernd zur Stelle war. Das in einigen Strichen gezeichnete örtliche Ausgreifen der Forschung wie der Verwaltung und der Missionen, namentlich in Kaiser-Wilhelms-Land, führte in der Heimat zu dem Entschluß, das für eine Goldausbeute wichtige Grenz-

gebiet gegen Britisch-Papua geographisch aufzuschließen. Es kam mit England zu einer Vereinbarung, durch eine gemeinsame Expedition den Verlauf der Grenze zu bestimmen. Bisher wurde diese nach den im Jahre 1886 getroffenen Abmachungen durch den achten Grad südlicher Breite gebildet. Es galt nun, nicht nur durch astronomische Beobachtungen und Ortsbestimmungen die Grenze festzulegen und zu versteinern, sondern auch im Falle eines unglücklichen Verlaufs der früher willkürlich angenommenen Linie nach einer Verlegung Umschau zu halten, die den beiderseitigen praktischen Bedürfnissen einer vernünftigen Grenzziehung Rechnung tragen würde. Auf unserer Seite wurde Hauptmann Förster mit der Führung betraut, der schon in Kamerun bei der Festlegung der Grenze gegen den französischen Nachbarbesitz tätig gewesen war. Für die geologische Aufschließung wurde Bergrat Stollé dem Unternehmen zugeteilt. Mit der Landung an der Mündung des Waria Ende 1908 begannen die Arbeiten. Wir fanden die Engländer bei unserem Eintreffen bereits am Platze tätig. Die beiden Kolonnen drangen zunächst gemeinsam vor, trennten sich aber später, um eine Beschleunigung des Werkes zu erzielen. Hauptmann Förster folgte dem Waria aufwärts und drang in dessen Hochtal zwischen dem Albert-Eduard-Gebirge und der innersten Kette des Küstenrandgebirges bis zu dem Nebenflusse Anu vor. Die rückwärtige Verbindung war durch einen Posten je in Jatuna und in Gobi gesichert worden. Anfang Mai erhielt ich von der australischen Regierung die Nachricht, daß nach den nach Melbourne über Papua gelangten Nach-

1909 | richten Hauptmann Förster in eine schwierige Lage geraten sei und schwere Kämpfe mit den Eingeborenen auszutragen habe. Um jene Zeit war ich von Hilfskräften fast entblößt. Der „Seestern“ war nach Sydney ausgelaufen, um dort zu docken. Kapitän Möller befand sich auf Heimaturlaub, die Führung des Schiffes hatte der Erste Offizier übernommen, die Kerntruppe war Förster zugeteilt worden, Bezirksamtmann Klug hatte mit dem Rest der ausgebildeten Mannschaften nach den Admiralitätsinseln gesandt werden müssen, da dort infolge erneuter Überfälle auf die Europäer ein Eingreifen unerlässlich war. Es gab nur noch zwei Duzend ausgebildete Soldaten und eine Schar Rekruten. Ich raffte siebzehn Mann zusammen, sorgte für Träger und gute Ausrüstung, und fuhr mit dem kleinen Schlepper „Roland“ an die Mündung des Waria, wo ich den Dampfer des Gouverneurs von Papua, Sir Hubert Murray, antraf. Beim Austausch der Besuche konnte mir der Gouverneur keine neuen Nachrichten über Förster bieten. Die englische Kolonne war in ihrem Vormarsche bisher nicht belästigt worden. Am Strande fand ich die Vorräte an Lebensmitteln unter einem offenen Schutzdach aufgestapelt, eine Wache war nicht vorhanden. Die ausgedienten Soldaten im Dorfe Anu sorgten durch gelegentliche Besuche dafür, daß keine unerwünschten Nutznießer sich einfanden. In Jatuna traf ich den Polizeiposten in bester Ordnung an, die Trägerabteilungen verkehrten regelmäßig und ohne Waffengeleit. In Gobi hatte der Postenführer wohl Kenntnis von Kämpfen in der Nähe des Anu, aber irgendwelche Meldungen über eine

Schwierige Lage waren nicht an ihn gelangt. Auch er sandte regelmäßig die Trägerkolonnen ohne Mitgabe von Soldaten stromaufwärts. Das gab Erleichterung für mich. Ich setzte den beschwerlichen Weg über die entgegenstehenden Bergketten in aller Eile fort und erreichte nach drei weiteren harten Marschtagen das Lager. Dort war alles in bester Verfassung bis auf Hauptmann Förster selbst. Bei ihm war die Schlafkrankheit, die er sich in Kamerun zugezogen hatte, wieder zum Ausbruche gelangt, seine Kräfte waren erschöpft und seine alsbaldige Verbringung zur Küste notwendig. Wir standen damit vor dem Abbruche des Unternehmens, da eine Ersatzkraft für die Tätigkeit des Hauptmanns nicht zur Verfügung war. Stollé hatte auf seinem Arbeitsgebiet gut voran arbeiten können. Nach seinen Berichten führten der obere Waria und seine Zuflüsse, namentlich der Anu, Gold und platinhaltige Sande, auch die Flußebenen waren mit diesen Metallen angereichert. Der weiteren fachmännischen Aufschließung war mit diesen Ergebnissen der Weg gewiesen. Ich rastete zwei Tage in dem Lager auf dem Hochtale, das sich vom Dorfe Uru in der Breite von etwa sechs bis zehn Kilometer erstreckt. Der Waria strömt als wildes Bergwasser an seinem südlichen Rande in tief eingeschnittenem Bette, jenseits des Flusses steigen die Wände des Albert-Eduard-Gebirges steil in die Höhe. Die nördliche Abgrenzung, also seewärts, wird durch die Ketten des Küstenrandgebirges gebildet, die über zweitausend Meter Höhe erreichen. Das Tal selbst war nicht bewaldet, mit hohem Mlanggras bestanden und menschenleer. Die Eingeborenen wohnten in

den Seitentälern des Hochgebirges, die ihnen offenbar unzugängliche Schlupfwinkel boten. Das landschaftliche Bild war von überwältigender Größe und trat in besonderer Schönheit morgens hervor, ehe die riesigen Bergketten und Grate hinter dem Wolken Schleier verschwanden. Ich vereinbarte mit Stollé die weiteren Maßnahmen über den Abbruch der Expedition und hastete wieder seewärts, weil ich den Dampfer „Seestern“, den ich durch briefliche Weisung nach Sydney für Anfang Juni an die Wariamündung bestellt hatte, nicht warten lassen wollte. Ich harrete zwei Tage an der Flußmündung aus. Der Aufenthalt an der See war qualvoll wegen der fürchterlichen Moskitoplage, unter der wir Tag und Nacht litten. Das Schiff kam nicht in Sicht, so daß ich mit den Mannschaften wieder bis Jatuna flußaufwärts zog. Von da aus suchte ich einen kleinen Seitenbach des Flusses auf, der nach den Berichten der Goldwäscher guten Sand führte und machte mich dort an die Goldwäscherei. Ich wurde aber bald inne, daß auch dieses Handwerk gelernt sein wollte; meine Ausbeute war Null. Schließlich verletzte ich mir den linken Fuß an einem spitzen Steine und mußte dann in Jatuna liegenbleiben. Nach zwei Wochen endlich brachten die Eingeborenen von Anu die Meldung, daß ein Dampfer angelangt sei. In den längst bereitgehaltenen Rähnen ging es in schneller Fahrt stromabwärts. Unterwegs traf ich auf den Bezirksamtman Stübel, der im Lande neu angekommen und mir noch nicht bekannt war. Man hatte ihn mir von Herbertshöhe aus nachgesandt, weil man dort glaubte, daß der „Seestern“ an der Flußmündung vergeblich auf

mich warte, ich also der Hilfe im Inlande bedürfte. Die Fahrgelegenheit hatte sich mit dem Dampferschoner „Delphin“ des Inselgebiets ergeben, der von Ponape kommend, sich auf der Docksreise nach Sydney befand. Demnach war der „Seestern“ längst überfällig. Nach einigen Wochen bangen Zuwartens mußten wir ihn als verloren ansehen. Wahrscheinlich ist er auf der Fahrt von Brisbane nach Neuguinea in einem schweren Orkane untergegangen. Der Verlust des Fahrzeuges bedeutete eine jähe Unterbindung der nach den Außenbezirken gerichteten Tätigkeit der Verwaltung. Die Entwicklung war so weit vorgeschritten und von dem regelmäßigen Verkehr über See so sehr abhängig, daß die frühere schiffahrtlose Zeit nicht wiederkehren durfte. Aus der Versicherung und aus den Einsparungen an den laufenden Betriebsmitteln ließ sich die Summe für einen Neubau aufbringen. Mit diesem wurde unter der sachverständigen Aufsicht des in der Heimat weilenden Kapitäns Möller sofort begonnen. Inzwischen sprang die Kaiserliche Marine hilfsbereit in die Bresche. Mitte 1911 traf endlich der neue Dampfer „Romet“ unter Möllers Führung ein.

Im Jahre 1909 wurde im Hafenbecken von Morobe unter der Leitung von Hans Klink eine Station des Gouvernements errichtet, zur Befriedung der Eingeborenen, zur Herstellung eines sicheren Verkehrsweges nach dem Hochtale des Waria und zur Überwachung der Goldwäscherei. Klink war lange Jahre in Australien als Goldsucher tätig gewesen und hatte sich im Dienste des Gouvernements auf dem Gebiete der Vermessung und des Wege-

baues bestens bewährt. Konsul Heinrich Rudolf Wahlen widmete sich unter der Heranziehung von australischen Goldsuchern einer eingehenden Überprüfung der Abbauwürdigkeit des unteren Variatales. Ein Elssäler namens Kempf beschäftigte sich mit den Lagerstätten am Anu. Die schließlich nach Beendigung aller Vorarbeiten erteilten Berechtigkeiten zum Abbau konnten nicht mehr ausgenutzt werden. Während wir den Zugang zum Goldgebiet von Variatal her suchten, unternahm Anfang 1909 der im Lande erfahrene Dammköhler im Verein mit seinem Kameraden Ohldorp den Versuch, die möglichen Goldvorkommen vom Kamutal her aufzuschließen. Er stieß von der Ustrolabebucht aus zum oberen Kamu vor und überschritt, da seine Ergebnisse nicht befriedigend waren, die Wasserscheide zwischen diesem Strom und dem Markhamflusse und drang von diesem aus in das südlich des Flusses sich auftürmende Herzoggebirge ein. Er erlag am Watut mit seinen wenigen farbigen Begleitern einem Überfall der Eingeborenen, während Ohldorp sich retten konnte. Er fand Aufnahme bei der Mission im Markhamtal. Nach seinen Mitteilungen waren die beiden kühnen Männer auf verheißungsvolle Fundstätten gestoßen. Ohldorp rüstete ein neues Unternehmen aus und schiffte sich mit seinen Leuten und der Ausrüstung in Kabaul auf einem gecharterten Segelschoner ein, der indessen im Huon-Golf in einem schweren Sturm mit Mannschaft und Ladung versank. Einzelne australische Goldsucher versuchten noch einen Aufstieg von der Markhamseite her, ohne indessen zum Ziele zu gelangen. In der Nachkriegszeit folgten die

Australier erneut den Spuren Dammköhlers mit wachsendem Erfolge. Die Vervollkommnung des Flugwesens ermöglichte schließlich die Überwindung des Aufstiegs durch Flugzeuge, so daß heute im Gebiet der Flüsse Bulolo und Watut, in ihrem oberen Laufe im Zuge des gewaltigen Hochtales gelegen, das die Küstenrandgebirge und das Hochgebirge trennt, eine erfolgreiche Goldausbeute durch Großbagger stattfindet. Die Flugzeuge für die Beförderung von schweren Lasten von über drei Tonnen Gewicht werden von den Junkerswerken in Dessau geliefert.

Um die Mitte des Jahres 1909 war Regierungsrat Dr. Oswald als Referent, Oberrichter und mein Vertreter an Stelle von Dr. Kraus in Herbertshöhe eingetroffen. Er hatte seine koloniale Laufbahn in Südwestafrika begonnen und wurde dem Lande und mir in den vier Jahren seiner Dienstzeit ein unermüdlicher getreuer Helfer, Berater und Führer. Er ist Ende September 1914 vor St. Mihiel gefallen. Zur gleichen Zeit wie Oswald fand sich auch die Hamburger Wissenschaftliche Südsee-Expedition auf einem eigenen großen Dampfer „Peiho“ ein. Die Leitung ruhte bei Professor Dr. Fülleborn. Er war von einem Stabe von Fachleuten der Wissenschaft umgeben. Die Anregung zu diesem weit ausschauenden Vorstoß der deutschen Wissenschaft war auf die Professoren Thilenius und Mühlens vom Hamburger Kolonialinstitut zurückzuführen. Die erforderlichen Geldmittel wurden in dem damals reichen Hamburg willig aufgebracht. Der Osten und Süden Neupommerns, der Sepik, später die Karolinen, bildeten die Hauptarbeitsgebiete. Im zweiten Expeditionsjahre über-

nahm Professor Dr. Krämer die Führung. Die Ergebnisse sind in fesselnd geschriebenen und gut ausgestatteten Werken niedergelegt worden.

Der Herbst 1909 verlief ohne störende Nachrichten von den Außengebieten. Oswald und ich konnten uns den dringend vor uns liegenden Aufgaben widmen, namentlich der Übersiedlung des Gouvernements von Herbertshöhe nach Rabaul. Dieser Hafentort hatte in seiner Bedeutung das stillgewordene Herbertshöhe längst überflügelt. Der stetig wachsende Verkehr zwang mich, durch die Verlegung von Behörden und durch die Verstärkung des Personals der Entwicklung Rechnung zu tragen. So wanderten das Bezirksamt, das Bezirksgericht und die Lagerverwaltung dorthin. Ich saß mit einem Polizeimeister, der Kassenverwaltung, der Vermessungsabteilung und einem Arzte vereinsamt in Herbertshöhe. Das Hemmnis für eine einmalige und sofortige Verlegung des Gouvernements nach Rabaul lag auf der Geldseite oder vielmehr in den Bestimmungen des jeweils genehmigten Haushalts. Ich verwandte die Mittel, die für die an sich gebotene Vergrößerung oder Vermehrung der Bauten in Herbertshöhe bewilligt worden waren, zum Ausbau von Rabaul. Meine Berichte hierüber begegneten selbstverständlich der Mißbilligung, denn der Plan, Rabaul zum Gouvernementssitz zu wählen, hatte noch keine Zustimmung gefunden. Mir wiederum schien es nicht gerechtfertigt, Geld in Herbertshöhe festzulegen, gegenüber der Gewißheit, daß später doch die Umsiedlung erfolgen müsse. Es hob nun noch einmal ein großes Rechnen und Prüfen an; Überschrei-

tungen waren nicht zu verzeichnen. Unserem gemeinsamen neuen Sturmloch wurde in der Heimat nachgegeben. Als die Übersiedlung nach Rabaul genehmigt wurde, standen die baulichen Anlagen hierzu fertig da. Der Umzug wurde zu Anfang 1910 durchgeführt. In Herbertshöhe blieben ein Stationsleiter, Arzt und Krankenhaus und die Vermessungsabteilung. In Rabaul war in den Jahren 1905 und 1906 von der Küstenebene aus auf den Verbindungsgrat Namanula zwischen der Mutter und Nordtochter ein breiter Fahrweg gebaut worden. Auf jener lustigen und damit gesunden Höhe kamen dann das Europäerkrankenhaus, eine Arztwohnung, ein Teil der Beamtenhäuser und das Gouverneurhaus zu liegen, nachdem bereits 1906 die Schulen für die Europäerkinder und die Eingeborenen dort errichtet worden waren. Mit dem Anwachsen der farbigen Schülerzahl nach der Einrichtung von Handwerkerschulen schien es freilich später geboten, das farbige Element nach der Ebene zu übersiedeln. Die braven Schüler und ihr Lehrer Paul Barschdorff hatten sich bald öffentlich anerkanntes Verdienst dadurch erworben, daß seit 1909 das Amtsblatt für das Schutzgebiet als Neuerscheinung von ihnen verlegt, gedruckt und versandt wurde. Die Häufung der europäischen Bevölkerung in der Hafenstadt wirkte sich gesellschaftlich glücklich aus. Der Rabaulklub entstand. Auf seinen Tennisplätzen tummelte sich nach des Tages Arbeit die stetig wachsende Zahl der Spieler und der Zuschauer. Vorträge und musikalische Abende fanden in den Räumen des Klubs eine freundliche Pflege. Zu Anfang 1910 wurde auch die Feier der fünfundzwanzigsten Wiederkehr der

Flaggenhissung im weiten Hofraum des Hauses Hernalheim & Co. in Matupi unter Beteiligung der Kaiserlichen Marine festlich begangen.

Für die Meinen und mich nahte die Zeit des Heimaturlaubes wieder heran. Mitte April übergab ich Dr. Oswald die Geschäfte und mit dem Dampfer „Prinz Sigismund“ ging es nordwärts. In Hongkong gab es genügend Aufenthalt für einen Ausflug nach Kanton. In Japan hielten wir in Nara und Kyoto Rast, da die schönen Stätten altjapanischer Kunst und Gottesverehrung uns weit mehr anzogen, als das bunte Treiben der Hafenstädte. Die Reise von Wladiwostok nach Moskau durch Sibirien nahm zehn Tage in Anspruch, der Aufenthalt in der alten Zarenstadt entschädigte reichlich für alle Beschwerden der langen Bahnfahrt. Anfang Juni trafen wir in Berlin ein. Staatssekretär Dernburg war um jene Zeit von seinem Posten zurückgetreten. Ich fand in seinem Nachfolger, Staatssekretär von Lindequist, einen verständnisvollen Helfer für die Nöte des Schutzgebietes. Von den alten Freunden aus Neuguinea selbst traf ich die Herren Dr. Schnee, Dr. Kraus und Full im Amte tätig an. Die Ereignisse der letzten Jahre und damit die Entwicklung der Kolonie wurden überprüft. In den Gebieten der geordneten Stationsverwaltung waren der öffentliche Friede und die Verkehrssicherheit eingelehrt, die Arbeiteranwerbung gesteigert und der eigene Anbau der Eingeborenen gehoben worden. Die Sorgengebiete waren die Admiralitätsinseln und das mittlere Kaiser-Wilhelms-Land geblieben; ein gewisser Wandel war auf den ersteren zu verzeichnen.

Bezirksamtmann Full und Berghausen hatten dort in den letzten Jahren von den Eingeborenen zwanzig Karabiner teils zurückgenommen, teils ausgeliefert erhalten. Die Eingeborenen baten in ihren Kämpfen auch selbst um den Schutz der Verwaltung. Der Häuptling der Landschaft Papitalei, Josef Dominis, war von der Mission in Duna-pope erzogen worden. In einem Briefe an mich beteuerte er, daß das Gebot des allgemeinen Friedens verstanden und gehalten werde. Seine bösen Nachbarn freilich, die Loniu, kehrten sich nicht daran und setzten die Kämpfe fort. Er bäte daher um das Eingreifen der Truppe. Es durfte nach allen Erfahrungen erwartet werden, daß ohne schweren Widerstand nach der Errichtung einer Station eine allgemeine Beruhigung eintreten werde.

Zwang

Der Gesamtaufwand des Jahres 1909 hatte 14,5 Millionen Mark an Wert, die Ausfuhr an Kopra, dem Stapelgute der Kolonie, 13 000 Tonnen überschritten. Der Anbau in den unter europäischer Leitung stehenden Pflanzungen umfaßte 23 000 Hektar, davon freilich erst ein Viertel ertragsfähig. Die Zahl der weißen Bewohner betrug 1075 Personen. Den Ausgaben des Finanzjahres 1909/10 mit 2 183 000 Mark standen 1 379 000 Mark eigene Einnahmen gegenüber. Gewisse Erfolge und wachsende Werte konnten demnach in den Verhandlungen dargeboten werden. Diese zielten nun nicht nur darauf ab, den Ring der äußeren Machtentfaltung in den Küstengebieten durch die Vermehrung der Stationen zu schließen, sondern auch wirtschaftlich und kulturell vorausschauende nützliche Arbeit zu leisten, namentlich durch die Anstellung

von Sachverständigen für die Land- und Forstwirtschaft, für die Viehzucht, durch die Vermehrung des ärztlichen und technischen Personals und die Fortführung der wissenschaftlichen Aufschliebung. Die Verstärkung der Hilfsmittel der Außenbezirke durch die Beschaffung seetüchtiger kleiner Fahrzeuge und die Entlastung der Polizeikräfte innerhalb des friedlichen Arbeitsbereichs durch die Aufstellung einer Feldkompanie unter Führung von Offizieren traten ergänzend hinzu.

In Hamburg war die Hamburgische Südsee-A.G. errichtet worden. Sie erwarb die gesamten Besitzungen der Frau Kolbe. Die Leitung wurde Herrn Heinrich Rudolf Mahlen anvertraut, der nun zwei große Unternehmungen unter seiner Obhut vereinigte. Damit war Hamburg mit der Wirtschaft der Kolonie stark verknüpft worden. Ich fand in meinen Bemühungen, neue Grundlagen für ein weiteres Ausgreifen zu schaffen, von der hanseatischen Seite her eine tatkräftige Unterstützung. In Elberfeld nahm ich an der Jahresversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft unter dem Voritze des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg teil. Seit der engeren Zusammenarbeit mit Dr. Karl Supf und dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee war auch bei der Deutschen Kolonialgesellschaft die Teilnahme für Neuguinea schärfer hervorgetreten. In jener Jahresversammlung fand sie lauten Ausdruck. Es wurde eine seefähige Barkasse gestiftet, zunächst als Beiboot für die geplante große Erschließung des Sepik, später bestimmt für den Dienst des Bezirksamts Friedrich-Wilhelms-Hafen. Auf den gewaltigen Strom war die all-

gemeine Aufmerksamkeit erneut durch den Verlauf der deutsch-holländischen Grenzexpedition gelenkt worden, die gewissermaßen als Seitenstück zu der deutsch-englischen Grenzerschließung des vorausgegangenen Jahres mit Holland vereinbart worden war. Die Führung der deutschen Abteilung übernahm Professor Dr. Leonhard Schulze der Universität Jena. Die topographischen Aufnahmen oblagen Oberleutnant Findeis, die weiteren Teilnehmer waren Bergrat Stollé und Dr. Kopp, der nach Beendigung der Expedition als Regierungsarzt im Lande verblieb. Der Stab der holländischen Abteilung unter Marineoberleutnant J. L. Luymes verfügte über ein sorgfältig ausgewähltes wissenschaftliches Personal auch für Tier- und Pflanzenkunde. Der erste Vorstoß begann am 12. Juni 1910 an der Grenzscheide und folgte im wesentlichen dem Verlauf des Tamisflusses. Nach Überwindung einer Strecke von etwa einhundertundzehn Kilometer erschien es den Führern zwecklos, den Vormarsch fortzusetzen, da ansehnliche Siedlungen von Eingeborenen nicht angetroffen und wirtschaftlich bemerkenswerte Funde nicht gemacht wurden; dazu legten ausgedehnte Versumpfungen schwere Hindernisse in den Weg. Zu Anfang August wurde die Küste an der Humboldtbusch wieder erreicht und der Sepik für den weiteren Vorstoß gewählt. Man nahm an, daß er in seinem Oberlauf holländisches Gebiet berühren werde. War bisher schon die Zusammenarbeit der beiden Abteilungen eine angenehme gewesen, so wurden die guten Beziehungen für die weitere Dauer noch verstärkt, weil die Holländer beim Mangel eines deutschen Gouvernements-

fahrzeuges mit ihren drei zur Verfügung gestellten Kriegsschiffen die Beförderung und Versorgung auf dem Sepik übernahmen. Der Lauf des Stromes wurde für eine Strecke von neunhundertundsechzig Kilometern aufgenommen und damit für eine folgende gründliche Durchdringung eine bleibende Grundlage geschaffen. Der eigentliche Zweck der Expedition, eine Aufschließung des Grenzverlaufs zu bringen, konnte nicht erreicht werden, weil der Strom holländisches Gebiet kaum berührte. Die rasche Durchführung des Unternehmens wirkte auf unerer Seite sich belebend aus.

Die in Berlin erzielte Einigung über den weiteren Aufgabenkreis der Verwaltung des Schutzgebietes war von der Hoffnung und Erwartung sicheren Fortschritts in den kommenden Jahren getragen. Da traf kurz vor Weihnachten eine schlimme Meldung ein. Im Herbst 1908 war Regierungsrat Senfft verstorben. Sein Nachfolger wurde Karlowa. Regierungsrat Fritz übernahm den Osten des Inselgebietes. Im Truck Atoll in den Zentralkarolinen war schon 1906 eine eigene Regierungsniederlassung errichtet worden. Mit der Heimreise Karlowas fiel Regierungsrat Fritz erneut der Westen der Inselwelt zu. Für den Osten mit dem Sitze in Ponape wurde Bezirksamtmann Boeder, früher in Daressalam in Ostafrika tätig, zum Leiter bestellt. In Ponape hatte es schon in den letzten Jahren gekriselt. Wir waren dazu übergegangen, von den Eingeborenen Leistungen für die Anlegung von einfachen Verkehrswegen zu fordern. Das gemeine Volk widersetzte sich in keiner Weise, aber die Häupter erblickten hierin eine Schwächerung ihrer Macht oder vielleicht besser ihres Ein-

kommens, weil sie unumschränkt über den Arbeitsdienst der Hinterlassen der Lehen verfügen wollten. Boeder kannte die Ponapesen wohl noch nicht genügend, glaubte jedenfalls persönlich den widerspenstig gewordenen Häuptern völlig gewachsen zu sein. Als ihm gemeldet wurde, daß die Jakoisleute die Arbeiten eingestellt hätten, fuhr er im Ruderboote mit dem Sekretär an Ort und Stelle. Beide wurden bei der Landung mit Messern niedergeschlagen, ebenso die fünf Eingeborenen, welche die Bootsbesatzung bildeten. Das geschah am 18. Oktober 1910. Als die Schreckenskunde in die nahegelegene Niederlassung gelangte, sammelte Regierungsarzt Dr. Girschner die wenigen verfügbaren Kräfte und hielt, gestützt auf die übrigen treugebliebenen Stämme, gute Wacht, so daß die Aufständischen keinen Angriff wagten. Es dauerte Wochen, bis die Nachricht zu Dr. Oswald drang und dieser mit den besten Mannschaften der kleinen Truppe endlich am 5. Dezember in Ponape eintreffen konnte. Die Kaiserliche Marine erschien mit vier Kreuzern. Die Eingeborenen ließen es auf den Kampf ankommen. Am 13. Januar wurde die Insel Jakoi genommen. Die überlebenden Eingeborenen waren nach der Hauptinsel geflüchtet und ergaben sich erst nach einem weiteren verlustreichen Treffen. Auf unserer Seite beklagten wir den Tod des Leutnants zur See Ehrhardt und dreier Matrosen. Die farbige Truppe hatte zwei Gefallene und neun Verwundete. Die Aufständischen wurden nach Bestrafung der Hauptschuldigen nach Jap und später nach den Palauinseln überführt und dort angesiedelt.

In wenig freudiger Stimmung trat ich Anfang Januar 1911 die Ausreise an. In Rabaul übernahm ich am 3. März die Geschäfte. Ende des Monats versammelte sich der Gouvernementsrat zur Besprechung des Haushaltsvoranschlages für das Jahr 1912. Die Bereitwilligkeit der Heimat, der weiteren Erschließung des Schutzgebietes Mittel darzubieten, fand freudigen Widerhall. Es wurden aber auch Besorgnisse dahin laut, daß mit der Erhöhung der Ausgaben auch dem Lande selbst neue Opfer zugemutet werden könnten. Bei der Abwägung der Ausgaben wurde als vordringlich die Anschließung der Kolonie an das Kabelnetz durch funkentelegraphische Verbindung nach Yap verlangt und Wert darauf gelegt, alle Kräfte auf die beschleunigte Erschließung von Kaiser-Wilhelms-Land zu verwenden. Der Versammlung durfte ich den neu eingetroffenen Tierzuchtsachverständigen, Veterinärarzt Braun vorstellen. Aus dem Dienste der Schutztruppe in Ostafrika hervorgegangen und mit guten kolonialen Erfahrungen ausgestattet, hat er sich für das Land reiche Verdienste durch die Hebung der Tierzucht erworben.

Am 3. April trat ich eine Reise nach dem Inselgebiet an. Mit dem Postdampfer „Germania“ der Jaluitgesellschaft berührte ich zunächst die Phosphatinsel Nauru und die Marshallinseln. An den überkommenen Formen der Eingeborenenverwaltung dieser Inseln wurde nicht gerüttelt, da sie sich seit Jahren bewährt hatte. Ich wandelte nur die bisherige Naturalabgabe in Kopra auf Nauru in eine Kopfsteuer um, da den Eingeborenen gute Einnahmen in Verbindung mit den Phosphatwerken zur Verfügung

standen. Die Naturalabgabe in den Marshallinseln wurde beibehalten und in der Menge etwas erhöht. In Ponape erwartete mich Regierungsrat Dr. Kersting, rühmlich bekannt durch seine langjährige Tätigkeit in Togo. Er war, nachdem Regierungsrat Fritz Heimaturlaub angetreten hatte, Mitte 1910 nach den Westkarolinen und nach dem Ausbruch der Unruhen in Ponape dorthin versetzt worden. Auf Ponape hatte die früher von uns sorgfältig gepflegte Häuptlingsgewalt versagt, als es galt, mit der wachsenden Entwicklung auch Leistungen zu verlangen. Wir griffen auf das gemeine Volk, auf die Hörigen zurück, hoben die Gerechtfame der Lehnsherren auf und gingen zur Verteilung der Hufe zum unmittelbaren Besitz der Inhaber über, ohne indessen die von den herrschenden Geschlechtern selbst bewirtschafteten Hufe zu schmälern. An die Stelle der Abgabepflicht gegenüber den Lehnsherren trat eine allgemeine Steuerleistung in Bargeld an das Gouvernement. Die obersten Würdenträger wurden mit der Erhebung betraut und erhielten von den aufgebrachten Summen bestimmte kleine Anteile. In den Versammlungen und Besprechungen, in denen diese umgestaltenden Änderungen bekanntgegeben wurden, zeigte sich gerade keine freudige Zustimmung, aber das gemeine Volk war zufrieden. Kersting, ein Meister in der Behandlung der Eingeborenen, hat dann dieser neuen Ordnung die Bahn gebrochen und sie ohne Reibungen durchgeführt. Die mannigfachen Verhandlungen waren kaum zu Ende gegangen, als über das vielgeprüfte Eiland ein schwerer Taifun hereinbrach. Die Wut des Sturmes war so gewaltig, daß ich sah, wie eine

Wellblechplatte, losgerissen von einem Dache, wie ein Papierdrache durch die Luft segelte, daß starke Mangobäume und Kokospalmen nicht nur niedergeweht, sondern umgestülpt wurden, so daß die Wurzeln in die Höhe starren. Am schwersten wurde der Süden der Insel heimgesucht, wo erneut aller Wuchs zugrunde ging. Der Schonerdampfer „Delphin“ lag im Hafen vor Anker und hatte das Unwetter überdauert. Mit ihm fuhr ich westwärts und fand im Truk Atoll gute Ordnung unter der Leitung des früheren Maschinisten Scharlauck. Der Handel und die Pflanzungen der Eingeborenen wiesen Fortschritte auf. Das Jahr 1910 hatte fünfhundert Tonnen Kopra gebracht, gegen früher dreihundert. Der Leiter der Faktorei der Jaluitgesellschaft Jansen, später Direktor in Jaluit, erwartete eine Steigerung auf achthundert Tonnen in wenigen Jahren nach dem Stande des Anbaues. Die Kopfsteuer ergab 1910 nahezu zwanzigtausend Mark bei einer Einwohnerschaft von rund fünfzehntausend Köpfen. Die jungen Männer ließen sich in steigender Zahl willig für die Dienste beim Europäer anwerben und stellten die Arbeiter für die Phosphatwerke in Angaur. Auf dieser Reise berührte ich die Marianen zum erstenmale; nach kurzem Aufenthalt in Saipan lief ich in Begleitung des Stationsleiters von Heynitz die wichtigsten Eilande an und gelangte bis Pagan und Agrigan im Norden der Gruppe. Allenthalben stieß ich auf die sorgsame und wertschaffende Arbeit von Regierungsrat Fritz. Schöne Straßen waren angelegt, reiche Palmenbestände der Eingeborenen und des Gouvernements wuchsen heran. Die Regierungsschulen wa-

ren gut besucht, die Jugend beherrschte völlig unsere Sprache. Betrüblich war nur die geringe Bevölkerungszahl, im ganzen etwa dreitausend Seelen, und ihre geringe Zunahme. Luetiche Erkrankungen, Augenleiden, Wurmfkrankheiten bildeten die Hauptübel. Im Kampfe gegen die Seuchen waren als besondere Sachverständige die Ärzte Dr. Prowaczek und Leber nach den Inseln entsandt worden. Ich traf sie in Saipan an und nahm sie zur Weiterreise nach Jap an Bord. Kohlenknappheit gab Anlaß, Guam anzulaufen, wo uns durch den Gouverneur, Kapitän Salisbury, ein ausgezeichnete Empfang bereitet wurde. Die beiden Ärzte fanden Gelegenheit, die sanitären Einrichtungen, namentlich das Lepraheim der Insel kennenzulernen. In Jap führte Regierungsarzt Dr. Buse das Regiment. Die Insel war wichtig geworden, seitdem auf ihr drei deutsche Kabel zusammenliefen, von Schanghai, Menado und Guam herangeführt. Die Fortsetzung nach Rabaul war ausgesetzt worden, weil die drahtlose Telegraphie erfunden worden war. Eine solche Anlage hatte sich für ihre Zwecke bereits die Deutsche Südsee Phosphat Gesellschaft auf Angauer geschaffen. Großstationen wurden auf Jap und Nauru 1911 und 1912 errichtet, während erst 1913 mit Bauten auf der Hochfläche von Bitapaka auf der Gazellehalbinsel begonnen wurde. Ich schied von dem Inselgebiet mit guten Eindrücken. Kulturell und wirtschaftlich hing alles davon ab, daß das Volk gesundete und mit seiner Zunahme der noch brachliegende Boden in volle Nutzung kam. In Jap bestieg ich den Postdampfer und erreichte Rabaul am 4. Juli. Meine Frau traf ich in tiefer

Trauer; die letzte Post hatte die Nachricht vom Tode ihrer Mutter gebracht.

Mitte 1911 konnte mit der Aufstellung der Feldkompanie unter Oberleutnant Prey begonnen werden. Sie wurde von dem Betriebe der Hafencity ferngehalten und in Herbertshöhe untergebracht. Im August 1911 kam es zur Errichtung einer Station in den Admiralitätsinseln. Sie fand ihre Stätte unter dem Namen Manus auf der Nordküste der Hauptinsel am Seeadlerhafen und wurde dem bisherigen Landwirtschaftsassistenten Georg Zwanzger unterstellt, der in sechsjähriger Dienstzeit unter Bo-
luminski seine Erfahrungen gesammelt hatte. Von da ab herrschte auf dem früher reich bewegten Kampfboden dieser kleinen Inselwelt endlich Ruhe.

Das mittlere Küstengebiet von Kaiser-Wilhelms-Land blieb dauernd von Unruhen heimgesucht. Im Mai 1910 kamen die Eingeborenen zwischen Hatfeldhafen und Hansabucht erneut in Bewegung. Der Streit zwischen der alten überkommenen Ordnung und dem Eindringen neuer Sitten und Ansprüche durch die Tätigkeit der Missionen, wachsende Besorgnis um den eigenen Besitzstand infolge des Ausgreifens der Pflanzungen, das Vordringen der Arbeiteranwerbung bis in das Hinterland bildeten nach unserer Beobachtung, genau wie in den vorausgegangenen Jahren die Ursachen für die Bewegung. Die früheren Vorgänge waren nur verstärkt wieder bemerkbar geworden, da neue Unternehmungen am Werke waren, die fruchtbaren Ebenen des Küstengebietes in geregelter Pflanzungswirtschaft zu bebauen. Einwärts Friedrich-

Wilhelms-Hafen war die Meerebene zwischen vier Unternehmungen aufgeteilt worden. Die Bremische Südsee Gesellschaft hatte sich im Hafenteile selbst niedergelassen und Pflanzungsland bei Kap Croisilles aufgenommen, andere waren ihr gefolgt. Zwischen Dr. Oswald und mir bestand Einmütigkeit, von Zwangsmaßnahmen Abstand zu nehmen, so lange nicht offene gewaltsame Ausschreitungen vorkamen. Wir hielten es für richtiger, durch dauernde Besuche und Überwachung ausgleichend und beruhigend zu wirken. Die kleine Truppe in Friedrich-Wilhelms-Hafen und ihre Führer hatten demnach einen schweren Stand. Um aber diese vorgeschriebene Tätigkeit zu sichern, mußte auch das Friedrich-Wilhelms-Hafen nahegelegene Gebiet zwischen Kap Croisilles und Hazfeldhafen in den Landfrieden einbezogen werden. Auch hier wurden die alten Erfahrungen aufs neue gesammelt; es war kaum gelungen, die Uferbevölkerung einigermaßen zur Besonnenheit zu bringen, als die zahlreichen Eingeborenen des unmittelbaren Hinterlandes in Gärung gerieten, weil sie nun ihrerseits sich bedroht fühlten, so daß auch sie zur friedlichen Gewöhnung an die neuen Verhältnisse gebracht werden mußten.

Die Bewohner der von Finschhafen nordwestlich verlaufenden Küste, darunter die stattlichen Dörfer Sialum, Quambu, Sikaba (Dorfinsel) hatten sich allmählich der Neuendettelsauer Mission zugewandt. Einige recht tüchtige Männer waren auch durch den Dienst bei der Truppe gelaufen und übten nach ihrer Rückkehr günstigen Einfluß unter ihren Landsleuten aus. Kurze Besuche genüg-

ten, die Eingeborenen in der Verfolgung des einmal eingeschlagenen Weges zu festigen. Anders stand es mit der Bevölkerung der Raiküste. Diese litt schwer durch stete Kämpfe mit den Bergbewohnern, schmolz in der Zahl dahin, zählte 1910 kaum noch tausend Menschen und war infolge des steten Kriegszustandes unzugänglich und verschlossen gegen jede Einwirkung; ihre Not zwang sie aber schließlich, Hilfe zu suchen. Im Oktober und November 1910 versuchte Dr. Scholz auf die Bergbewohner zu einer Aufrichtung des Friedens einzuwirken. Diese wiesen jede Annäherung unter Erhebung der Waffen zurück, so daß es bei dem Dorfe Kuarong zu einem für sie verlustreichen Treffen kam. Es wurde nun ein starker Polizeiposten errichtet, so daß langsam auch hier die Befriedung sich durchsetzte. S. M. S. „Planet“ unter Kapitän Reichardt hatte bereitwillig die fehlende Verbindung zur See für diese Tätigkeit auf sich genommen. Im Mai 1911 wurde das ganze Gebiet noch einmal überholt, wobei es auch in den Bergdörfern Not und Kuarong zur Einsetzung verantwortlicher Häupter kam. Der Polizeiposten konnte wieder eingezogen werden. Diese Entspannung verschaffte Berghausen, der das Bezirksamt wieder übernommen hatte, Freiheit für ein weiteres Ausgreifen. Er lief im Juni mit zwei Pinassen einhundertunddreißig Seemeilen den Ramu aufwärts, um die Bewohner des Unterlaufs des Stromes näher kennenzulernen. Namentlich war wichtig zu erkunden, ob etwa eine Bedrohung der befriedeten Küstenstämme von der Stromseite her zu befürchten war. Die befahrene Strecke zeigte indessen nur eine schwache Besiedelung, so

daß dieser Gebietsteil in das fortschreitende Befriedungswerk noch nicht einbezogen zu werden brauchte.

Im Februar 1911 war ein in der Kolonie bei Weiß und Schwarz beliebter alter Waldläufer namens Richards mit neun Trägern vom Markhamtal her in die Herzogberge vorgedrungen und dort mit seiner Mannschaft von den Wamba erschlagen worden. Er hatte die letzten Monate in der Landschaft Buang an dem Aufstieg zu dem Gebirge gelebt und glaubte durch die Begleitung von Angehörigen dieses Stammes gesichert zu sein. Da diese mit zu den Opfern zählten und damit die Blutsfehde anhub, stieß Berghausen mit starker Mannschaft in das Gebirge vor. Aber vierhundert Speerträger aus Buang schlossen sich dem Zuge an. Es kam zu einem scharfen Treffen mit den Wamba, die sich dann tief in das Gebirge zurückzogen. Die gebotene Bestrafung war erfolgt; eine Fortsetzung des Kampfes war zwecklos; es mußte genügen, die streitenden Teile getrennt zu halten.

Berghausen war in seinem Ausgreifen westwärts an der Hansabucht zum Stillstand gekommen. Die Bewohner der anschließenden Landschaft Ragam hatten Mitte 1912 zehn Arbeiter eines Pflanzers an der Hansabucht erschlagen und verzehrt. Es galt, nicht nur die Ragamleute zu bestrafen, sondern den dauernden Frieden in dem noch offenen Teile an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land zu erzwingen und zu sichern. Die Feldtruppe war soweit herangeschult, daß sie eingesetzt werden konnte. Sie wurde Anfang August mit dem Postdampfer nach Friedrich-Wilhelms-Hafen gesandt. Die Überführung von dort über-

nahm S.M.S. „Cormoran“ unter Kapitän Ebert. Oberleutnant Prey hat die ihm gestellte Aufgabe in fünf Monaten unermüdlicher Arbeit gelöst.

Die westlichen und östlichen Randgebiete von Kaiser-Wilhelms-Land erfreuten sich seit der Durchführung der beiden Grenzexpeditionen einer verhältnismäßigen Ruhe. Stationsleiter Klink dehnte zur Sicherung des Aufstieges nach den goldführenden Hochlandtälern die Eingliederung der Bevölkerung in die geordnete Verwaltung reibungslos bis Uru und Wakaia aus und drang damit auch noch in einzelne Seitentäler des Hochgebirges ein. Ein gebahnter Weg war gegen Ende 1912, auslaufend von Morobe und dem unteren Variatale bis Piowaria gediehen; die Durchbrüche des Stromes durch die Ketten des Küstenrandgebirges waren umgangen worden. Auf dem Sepik begann 1912 die groß angelegte Forschungsarbeit unter der Führung von Bergrat Stollé. Die geographische Erschließung oblag Dr. Behrmann, heute Professor der Universität Frankfurt a. Main. Die ethnographische Forschung übernahm 1913 Dr. Thurnwald, der sie noch nach Kriegsausbruch bis zu seiner Gefangennahme im Jahre 1915 fortgesetzt hatte. Die gewaltige Wasserstraße und ihre fahrbaren Nebenflüsse lagen mit Beendigung des Unternehmens aufgeschlossen vor uns, so daß die wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung anheben konnte. Die Ansetzung der Expedition und die Vorarbeiten für die Errichtung einer Station führten mich wiederholt den Strom aufwärts. Die Niederlassung des Gouvernements wurde schließlich 1913 gegenüber dem Dorfe Ungorum errich-

tet, auf einem kleinen an den Strom herantretenden Höhenzuge, etwa zwanzig Kilometer aufwärts von Marienhöhe gelegen. An jener Stelle mündete ein Verkehrspfad ein, der von dem Toricelligebirge herabkam, das uns wegen seiner dichten Bevölkerung besonders wertvoll erschien.

Das gesellschaftliche Zusammenleben war ein glückliches geblieben, in Rabaul wie in den Orten der Außenbezirke. Gastfreundschaft wurde in weitem Umfange dargeboten und in Anspruch genommen. Deutsche Sitte gab den Zusammenkünften und Festen das Gepräge. Am Weihnachtsabend stand in jedem Hause der Lichterbaum an dem Gabentische; die Kasuarine ersetzte den Tannenbaum. Zu Anfang Dezember 1911 kam bei uns eine zweite Tochter an, Karola Namanula. Das Erscheinen dieses Christkinds gab Anlaß zu einer besonders freudigen Feier des Heiligen Abends in unserem Hause.

Das Anwachsen der europäischen Bevölkerung zeitigte auch auf gemeinnützigem Gebiete Früchte. Die drei Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft wuchsen an Zahl und Leistungsfähigkeit. Der Frauenbund dieser Gesellschaft stand in Blüte und leistete erfreuliche Zuschüsse für das Frauenkrankenhaus auf der Höhe von Namanula. Der Schulverein stiftete einen Beitrag für die Erweiterung der Eingeborenen-schule und unterhielt Freiplätze für die Aufnahme von Europäerkindern. Eine deutsch-evangelische Kirchengemeinde war entstanden und hatte Anschluß an die Heimat gefunden. Die pastorale Fürsorge lag bei den Missionaren Fellmann und Wentzel.

Auch die Wirtschaft war rege geblieben. Die Zukunftshoffnungen erfuhren Mitte 1913 einen Auftrieb durch eine Meldung aus Citape, daß mineralisches Öl gefunden worden sei. Ein malaischer Vogeljäger hatte in einem engen Tale in der Nähe der Küste ölhaltige Auschwitzungen aus dem Gestein beobachtet und die Nachricht an die Station überbracht. Ich besuchte die Fundstätte und fand, daß in einer Quelle das Wasser stark mit dunklem, dicken Öl vermischt zutage trat. Grabungen in dem anstehenden Basaltgestein förderten Ausflüsse, die stark nach Erdöl rochen. Die Untersuchungen der nach Berlin gesandten Proben ergaben, daß es sich um benzinschwaches Erdöl handelte. Das Gebiet wurde für jeden Zugriff gesperrt, bis die Untersuchungen von Sachverständigen genügend Aufschlüsse gebracht haben würden. Der Ausbruch des Krieges vereitelte die Durchführung dieser Arbeiten.

Im Inselgebiet überwogen Phosphatabbau und Handel, für Neuguinea bildete der Anbau der Europäer und der Eingeborenen das Rückgrat. Über zweiunddreißigtausend Hektar standen in Kultur unter europäischer Leitung. Die Kofosbestände der Eingeborenen wurden von Dr. Preuß auf drei Millionen Palmen geschätzt. Der Außenhandel überschritt den Wert von zwanzig Millionen Mark. Ein Pflanzerverein hatte sich gebildet und verfocht die Belange seiner Mitglieder in steter Kampfstellung. Keine Lasten und Steuern und Beschaffung von Arbeitern bildeten die Schlagworte. Aus der Arbeiterfrage ergaben sich mit Notwendigkeit Gegensätze, weil die Förderung des Anbaues der Eingeborenen durch das Gouvernement die

Festhaltung von Mannschaften in den Dörfern bewirkte. Dazu gaben die Abschließung einzelner durch die Anwerbung stark mitgenommener Gebiete, das Verbot der Frauenanwerbung und andere Fragen des Tages Anlaß zu stürmischen Versammlungen. Gutes Pflanzungsland wurde zum Preise von 5 Mark für den Hektar abgegeben, dazu traten die Kosten der Vermessung und Eintragung, so daß im Durchschnitt der Hektar auf 12 Mark zu stehen kam. Die Nachfrage nach Land wuchs. Es half nichts, daß den Bewerbern mitgeteilt wurde, daß sie mit Sicherheit auf die Beschaffung der notwendigen Arbeiterzahl nicht rechnen könnten. Um einer Arbeiternot vorzubeugen, wurde der Preis für einen Hektar Pflanzungsland auf zwanzig Mark erhöht. Der Zustrom wurde aber dadurch nicht eingedämmt, das Geld wurde bei den damals günstigen Ausichten der Pflanzungswirtschaft bezahlt. Der Bedarf an Arbeits Händen konnte nur durch eine rasch fortschreitende Erschließung noch unberührter Gebiete gedeckt werden. Hier gab es indessen gewisse Schranken. Der Bergbewohner kam meist aus malariefreien Wohnstätten. Die Pflanzungen lagen im küstennahen Niederungsland und damit im Malaria gürtel. Rücksichten der Volkspflege verboten demnach eine völlige Freigabe der Anwerbung im Hochlande. Die Sterblichkeit unter den Arbeitern war in den ersten Jahren ebenso wie bei den Europäern eine hohe gewesen. Dank der unermüdlichen Fürsorge der Ärzte war sie stetig zurückgegangen und belief sich in den letzten Jahren im Durchschnitt auf 1,5 v. H. Nach allen Zählungen und Schätzungen umfaßte die dem Verkehr zugängliche

Bevölkerung des Schutzgebietes rund sechshunderttausend Eingeborene, davon entfielen etwa fünfzigtausend auf das Inselgebiet. Der melanesische Volksteil war der Anwerbung nicht gleichmäßig erschlossen. Wenn das Volk erhalten bleiben sollte, durfte mehr als 10 v. H. für die Dienste bei den Europäern nicht in Anspruch genommen werden. In einzelnen Gebieten, so in Neumecklenburg, Neuhannover und den kleineren Inseln war diese Verhältniszahl längst überschritten. In Arbeit standen zuletzt etwa vierundzwanzigtausend Eingeborene. Wenn die bei den Landvergebungen der letzten Jahre auferlegten Anbauverpflichtungen eingehalten werden sollten, mußte der Bedarf auf fünfzigtausend Menschen steigen. Die zwingend gebotene Eröffnung neuer Gebiete konnte indessen nur in verhältnismäßig langsamem Schritte erfolgen. Ein Vordringen, ohne den Eingeborenen Zeit für die Umstellung und Gewöhnung zu geben, löste nach allen Erfahrungen nur Kampf aus und störte oder unterband die auf Vertrauen beruhende Gewinnung von Arbeitern.

Alle Bemühungen um die fortschreitende Entwicklung des Schutzgebietes wurden daher drohend überschattet durch die Sorge um die Zukunft des Eingeborenen. Der nördliche Teil der Gazellehalbinsel war mit etwas über dreißigtausend Menschen und siebenundsechzig Personen auf den Quadratkilometer am dichtesten von allen uns zugänglichen Gebietsteilen bevölkert. Hier war nach den verschiedensten Volkszählungen eine Zunahme zu verzeichnen. Die klimatischen Verhältnisse waren günstig, die verheerenden Kämpfe und Menschenjagden seit langem un-

terbunden, die Erziehung des Volkes weit vorangeschritten. Der ärztliche Dienst, ausgehend von Herbertshöhe und Rabaul, hatte sich segenspendend durchsetzen können. Aber dieses Gebiet bildete eine Ausnahme. Von den Ausgaben des Schutzgebietes wurden ein Fünftel für die Heilpflege verwendet. Die größeren Unternehmungen hielten für diese auf ihre Kosten eigenes Personal, die Missionen widmeten sich in steigendem Maße der Gesundheitspflege der Eingeborenen. Der Stab der Gouvernementsärzte war mit den Lebensgewohnheiten der Eingeborenen wohlvertraut. Grundlegende Untersuchungen von Dr. Wick, Kersten, Hoffmann, Buse, Kopp hatten Aufschluß über die am Marke zehrenden Krankheiten gebracht: Malaria, Wurmfkrankheiten, blutige Ruhr, Lues. Ungeachtet aller Mühen war aber eine Zunahme der Volkszahl nicht bemerkbar.

Die Versuche, nach Errichtung der Station Eitape Malaien aus dem holländischen Grenzgebiete zur Ansiedlung zu bewegen, schlugen fehl. Sie kamen zwar willig und gingen geschickt ihrem Erwerb als Jäger oder Händler nach, wendeten sich aber sofort wieder der Heimat zu, wenn sie einige hundert Mark erspart hatten. Eine Sesshaftmachung im Anbaue gelang nicht. Für die gehobenen Dienste als Handwerker, Köche, Aufseher, Maschinisten, Händler hatten seit Jahren die Chinesen sich bewährt und waren unentbehrlich geworden. In den Anfangszeiten mußten sie durch kaufmännische Vermittlung über Singapore mit erheblichen Kosten zugeführt werden. Mit der Einrichtung eines Dampferverkehrs zwischen Hongkong und dem Schutzgebiete war ihre Beschaffung erleichtert

worden. Die im Dienste bewährten Kräfte zogen Verwandte nach sich, so daß die Chinesen zuletzt in steigender Zahl auf eigene Kosten zuwanderten und Arbeitsgelegenheit im Lande suchten. Mir schien es geboten, sie im Lande festzuhalten und sesshaft zu machen, um damit der Zuwanderung weiteren Anreiz zu verleihen. Die große Entwicklung Hinterindiens in Bergbau und Pflanzung beruht auf der chinesischen und indischen Einwanderung. Ich stattete nun im Lande schon erfahrene Leute mit Pachtland auf lange Frist zu billigen Bedingungen aus. Auf der menschenarmen Westküste des südlichen Neumecklenburg entstanden chinesische Farmen. Mein Vorgehen fand meist eine absprechende Beurteilung. Es wollte und konnte zwar niemand den Chinesen entbehren, aber man wünschte ihn nicht im Lande zu haben. Die Absperrungspolitik des nahen Australiens gegen asiatische Zuwanderung beeinflusste die Stimmung. Erst spät wurde erfaßt, daß das menschenarme Neuguinea mit einer dahinschwindenden Eingeborenenbevölkerung auf die Dauer der Zuwanderung und Sesshaftmachung tropentüchtiger und arbeitsfreudiger Menschen, gleichviel woher sie kamen, nicht entbehren konnte. Ende 1913 war die Zahl der Chinesen im Lande auf 1150 Personen angewachsen, darunter 498 Handwerker, 189 Arbeiter und 42 Farmer. Eine bescheidene aber aussichtsvolle Grundlage für die weitere Zuwanderung war damit gewonnen worden.

Die Zunahme der europäischen Bevölkerung, nach der letzten Zählung über 1600 Personen darunter 1005 Deutsche, beruhte auf der Einwanderung. Auch die Frauen hat-

ten sich in stetig wachsender Zahl eingefunden. Es gab 135 Europäerehen im Lande, aber der Nachwuchs war ein spärlicher. Die Frauen litten unter dem Klima schwerer als die Männer. An eine ausgedehnte Kleinsiedlung im malariadurchseuchten Tiefland war nicht zu denken, für eine Kolonisation im Gebirge fehlten die Straßen, aber auch ausgedehnte Hochebenen wie sie etwa das mittlere Amerika und Afrika in günstiger Landgestaltung dem Europäer darbieten.

Im August 1913 fand sich das ostasiatische Geschwader unter Admiral Graf von Spee in Rabaul ein; das Vermessungsschiff „Planet“ und die beiden Kreuzer der australischen Station gesellten sich dazu. Ein schönes und die Herzen bewegendes Bild. Von Fern und Nah strömten die Menschen herbei, Farbig und Weiß. Großer Vorbeimarsch der Mannschaften, Feldgottesdienst im Botanischen Garten, fröhliche Feste füllten die Zeit, bis die Kiele sich wieder nordwärts lenkten.

Ich rief zu Ende 1913 die Amtmänner und Stationsleiter nach Rabaul zusammen. Um diese Zeit schien das Ziel jahrelangen Ringens erreicht zu sein, die Küsten- und Inselbevölkerung an die über sie hereinbrechende neue Gestaltung ihrer Umwelt zu gewöhnen. Blutrache und Kopfsjägerie waren unterbunden. Die Dorfschaften und Sippen fügten sich der aus ihrer Mitte bestellten Obrigkeit und hatten gelernt, auf dem angestammten, ihnen auch zugesicherten Boden wirtschaftliche Werte zu schaffen. Auf Rückschläge mußten wir freilich noch für eine geraume Zeit gefaßt sein und für sie gerüstet bleiben. Aber für eine

Einwirkung zur Hebung der Lebenshaltung und zur Bekämpfung der Seuchen war eine feste Grundlage entstanden. Der gewonnene Machtbereich blieb indessen ein unzulänglicher. Aus dem Zuge der Wirtschaft und dem Bevölkerungsproblem wuchsen gebietend die neuen Aufgaben empor. Diesen galt die Versammlung der bewährten Führer der Außenbezirke. Für das Jahr 1914 standen insgesamt 3833 000 Mark zur Verfügung. Davon flossen aus den eigenen Einnahmen rund 2100 000 Mark. Der Zuschuß der Heimat war beträchtlich gestiegen. Im Gouvernementsrat kam es Anfang 1914 zur Aufstellung eines umfassenden Arbeitsplanes. Mit einem einmaligen Aufwande von sieben Millionen Mark, verteilt auf einen längeren Zeitraum, hoffte ich das Innere von Kaiser-Wilhelms-Land befrieden und unter Anlegung von Stützpunkten am oberen Waria, am mittleren Sepik, Ramu und Markham in die geordnete Verwaltung und Wirtschaft einbeziehen zu können. Der Vorstoß war von drei Punkten aus begonnen worden, durch die Station Morobe in das Hochtal des Waria, durch die Neuendettelsauer Mission im Markhamtale, durch die Station Angorum am unteren Sepik. Der ärztliche Dienst sollte unter Verwendung von rund ein Viertel aller Jahresausgaben verstärkt werden; die Sorge um die Erhaltung und Mehrung der Eingeborenen blieb bestimmend für jedes Ausgreifen.

Aber der Fertigung und Besprechung aller Pläne war das Frühjahr 1914 herangekommen. Für mich und die Meinen nahte die Zeit, uns der Heimat wieder zuzuwenden, und zwar dieses Mal für dauernd. Ich wollte der Zu-

kunft des mir in achtzehn Arbeitsjahren teuer gewordenen Landes von Deutschland aus mich widmen. Dr. Oswald war in den Dienst des Kolonialamtes getreten. Für ihn traf Dr. Schlettwein und als mein Vertreter Geheimrat Dr. Haber ein, dem ich Mitte April die Geschäfte übergab. Der Abschied von Freunden und Bekannten, Farbig und Weiß, war ein bewegter.

Der „Komet“ gab dem Postdampfer für eine kurze Strecke das Geleite. Die hohen Berge der Kraterhalbinsel hielten die Blicke gebannt, bis sie im Dunkel der hereinbrechenden Nacht versanken. Meine Frau und ich ahnten nicht, daß wir die Stätte freudigen Schaffens nie wiedersehen würden.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in several paragraphs and appears to be a formal document or letter.



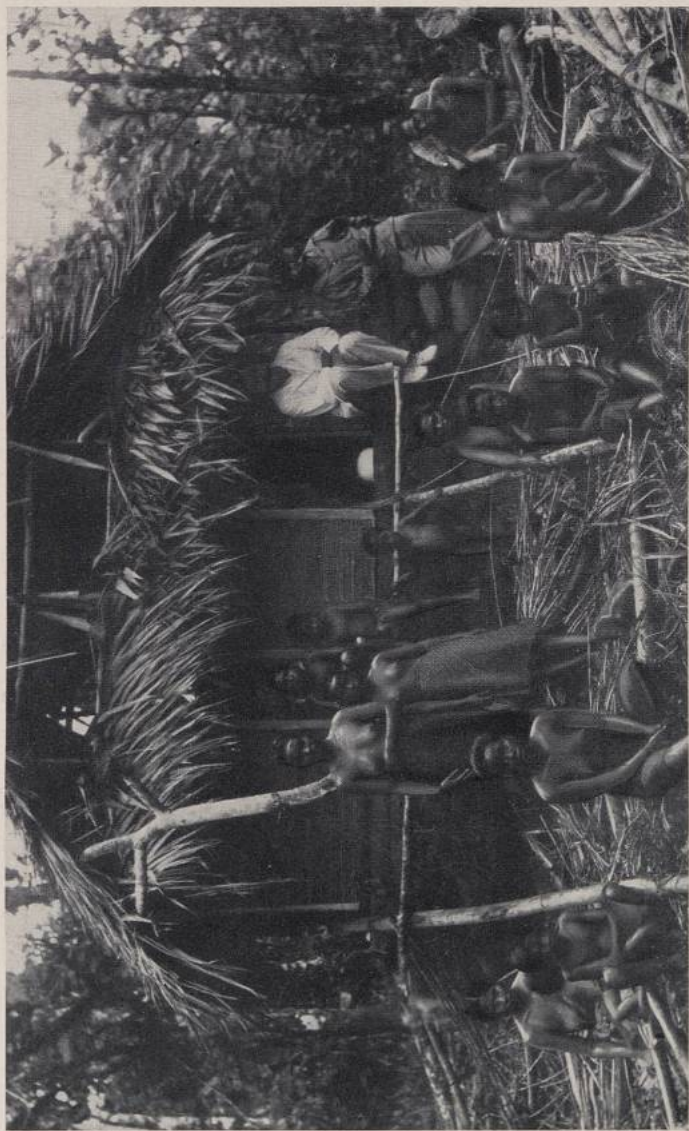
Flaggenhissung auf Ponape am 12. Oktober 1899

rechts die abziehenden spanischen Soldaten

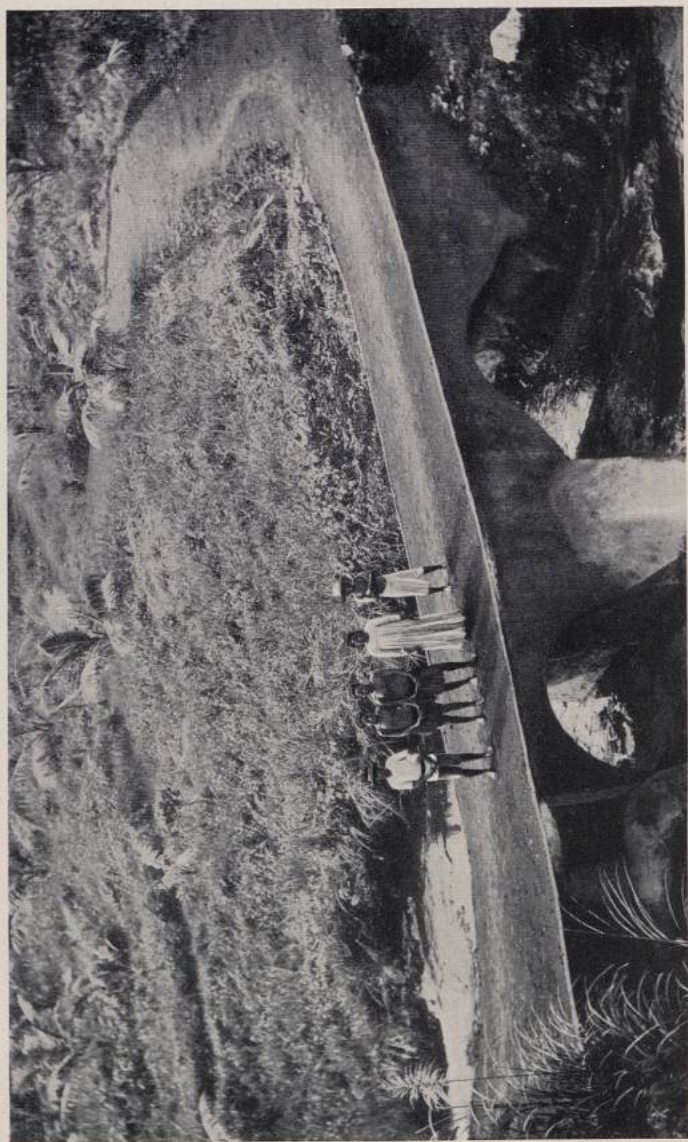
Links die deutsche Marineabteilung
Südhinter die farbige Polizeitruppe



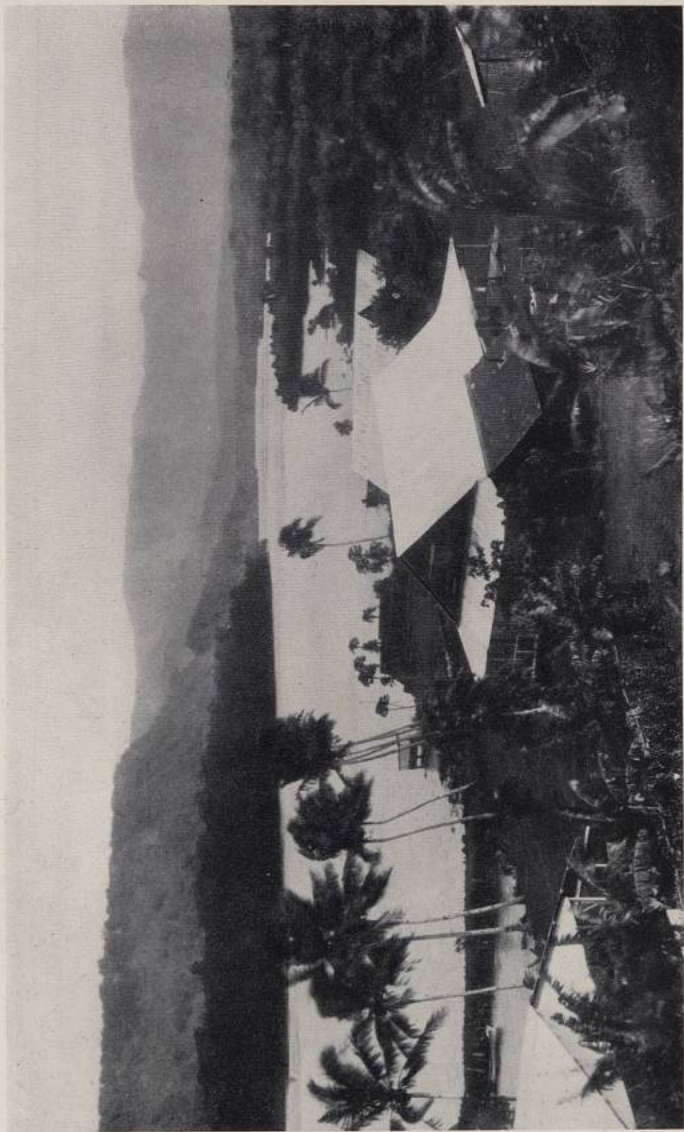
Sefungsmauer in Meisen auf Ponape



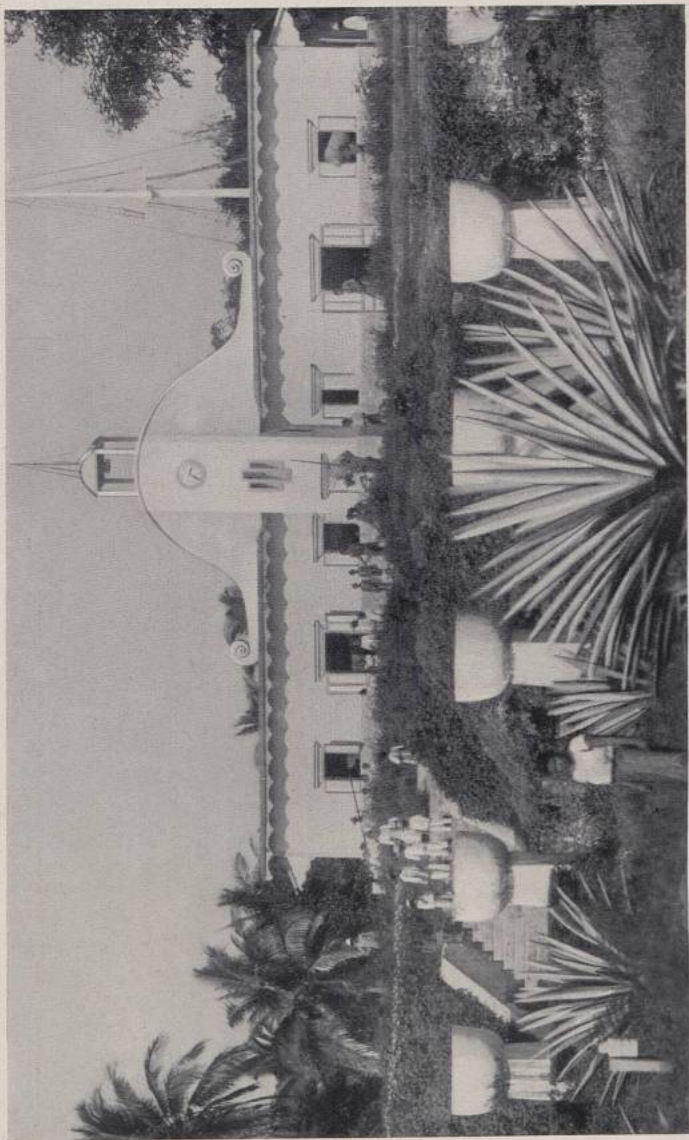
Hausbau auf Ponape



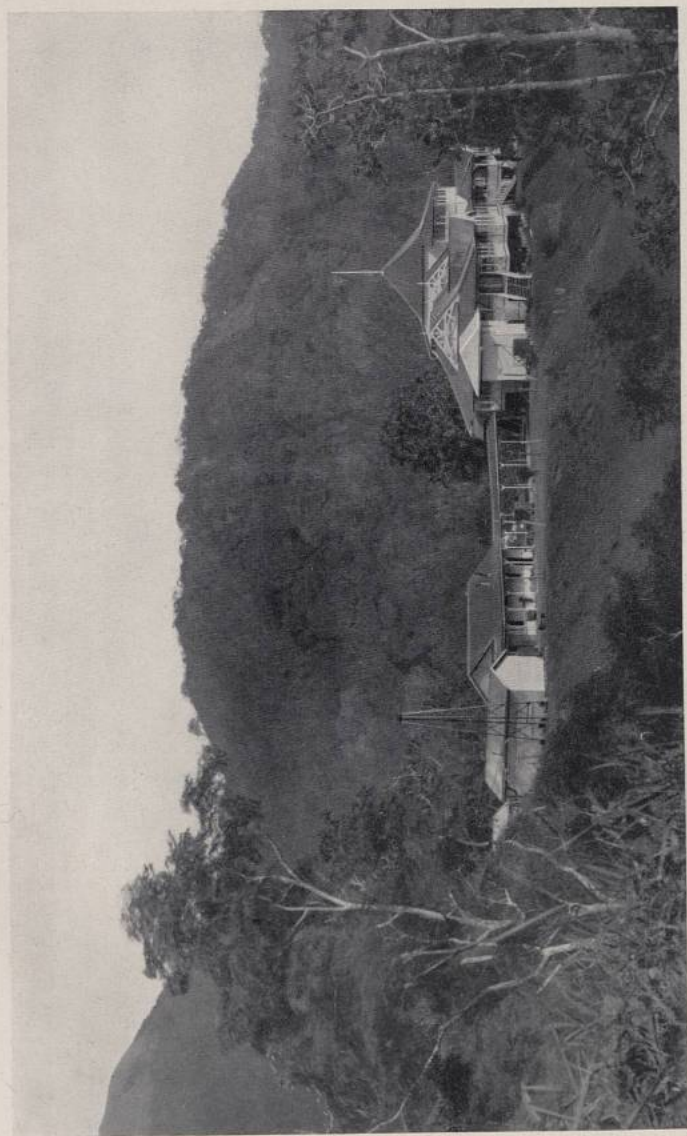
Dammweg auf Ponape



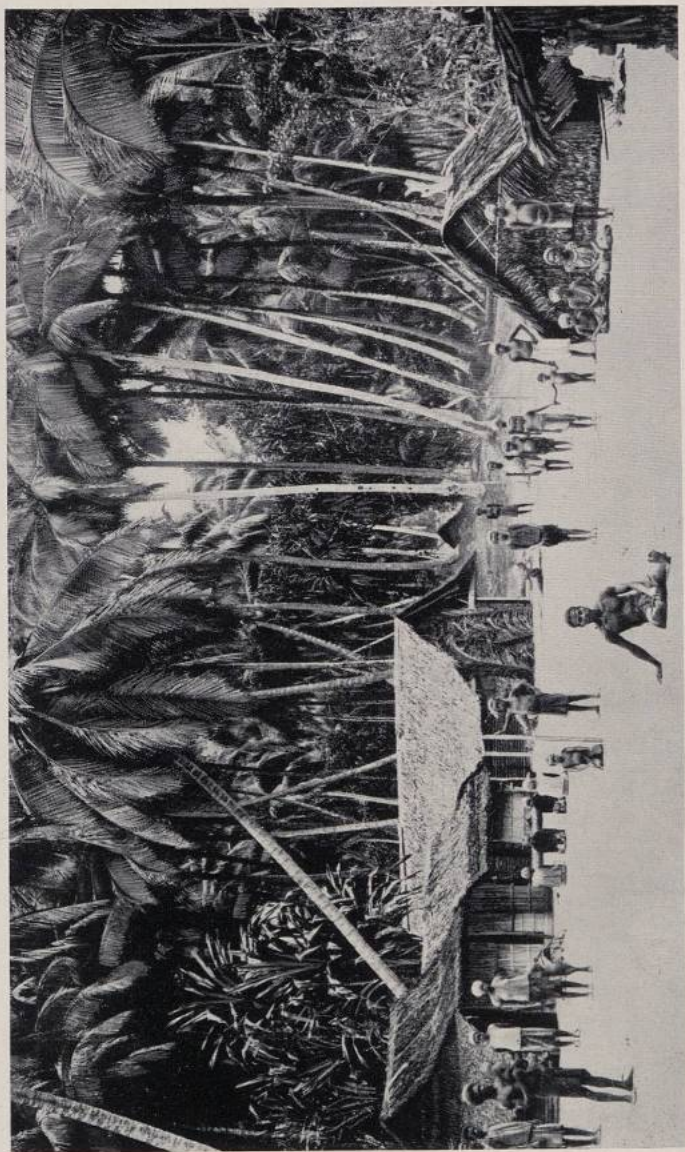
Landchaft auf Ponape: Europäerhäuser am großen Zwergfluß (Pillap-en-Jefola)



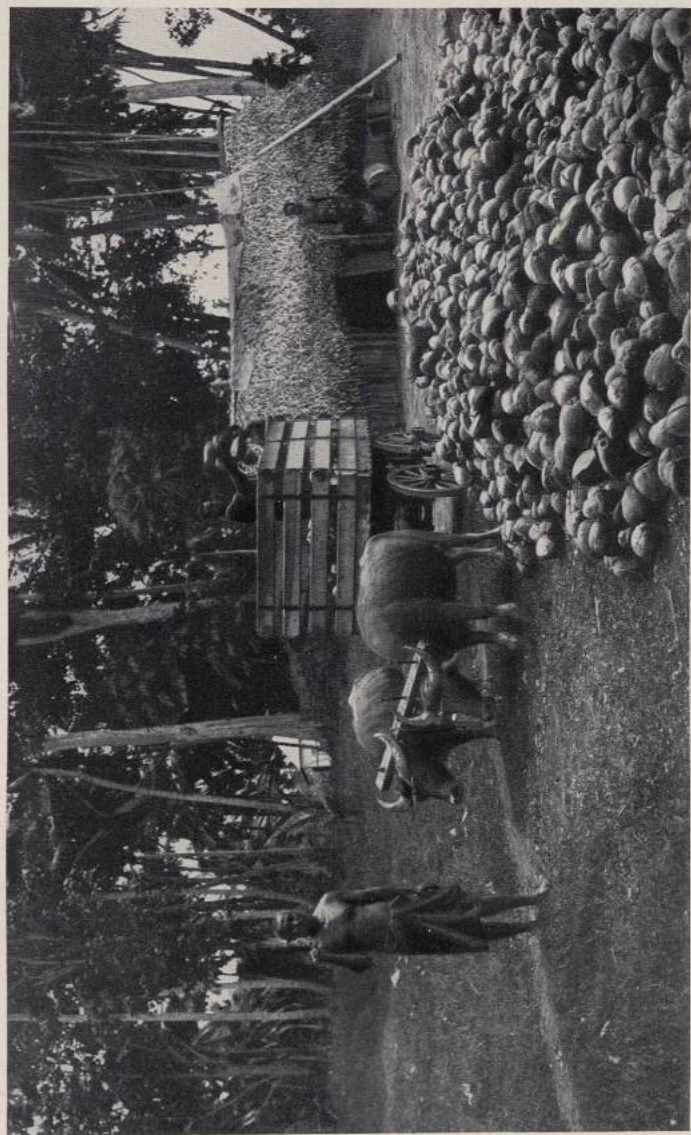
Schule in Saipan. Die Steine sind eine Nachbildung alter Skulpturen aus einer verfunkenen Eingeborenenkultur



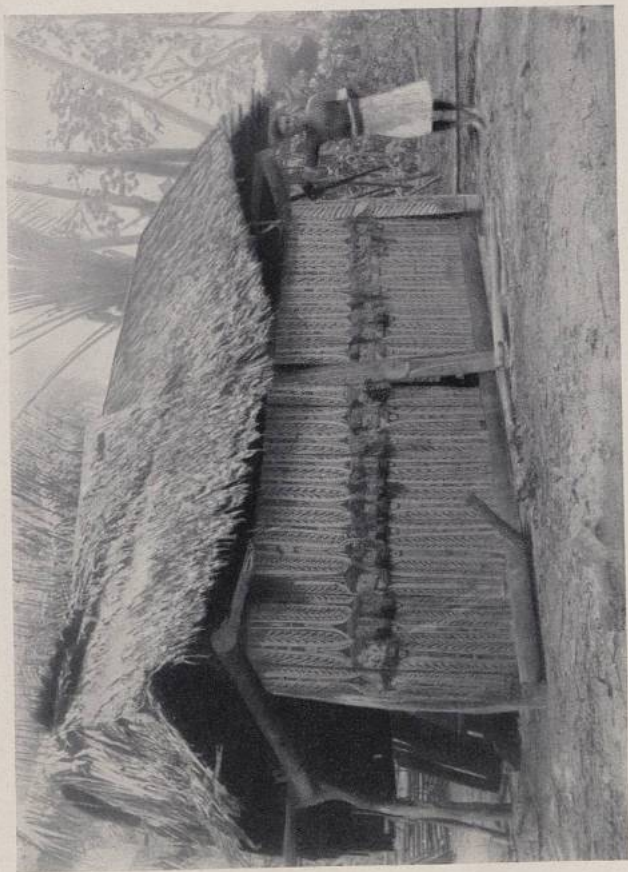
Gouverneurswohnung auf der Höhe von Namanusa (Nabaul)



Eingeborenen Dorf im Yamatanai-Bezirk an der Ostküste Neumecklenburgs



Einholung der Kokosnüsse auf der Pflanzung Kapshu in Neumecklenburg (Nord-Ost-Rüfje)



Tabakhaus zur Aufbewahrung von Schnitzereien des Ahnenkultes
Neumecklenburg (Ostküste)



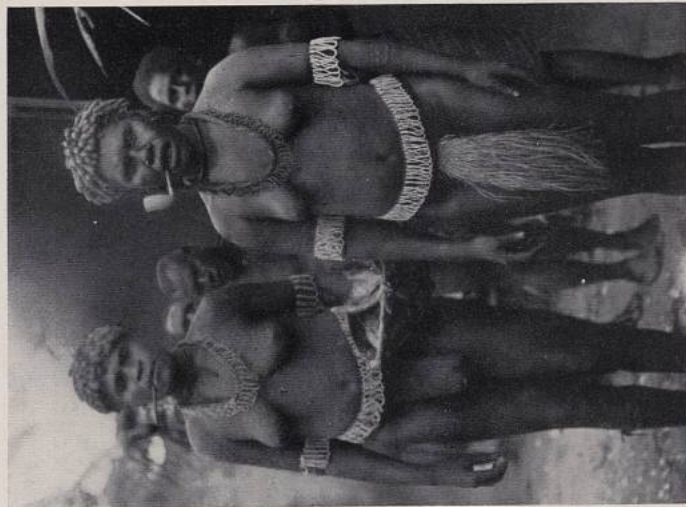
Strasse von Nabaul nach der Nordküste mit Tunnel



Pfad im Mariagebiet



Einwohner aus dem Dorf Numa Numa
auf den Salomoninseln



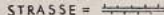
Einwohner von der Insel Bougainville,
Salomoninseln

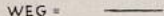
Karten

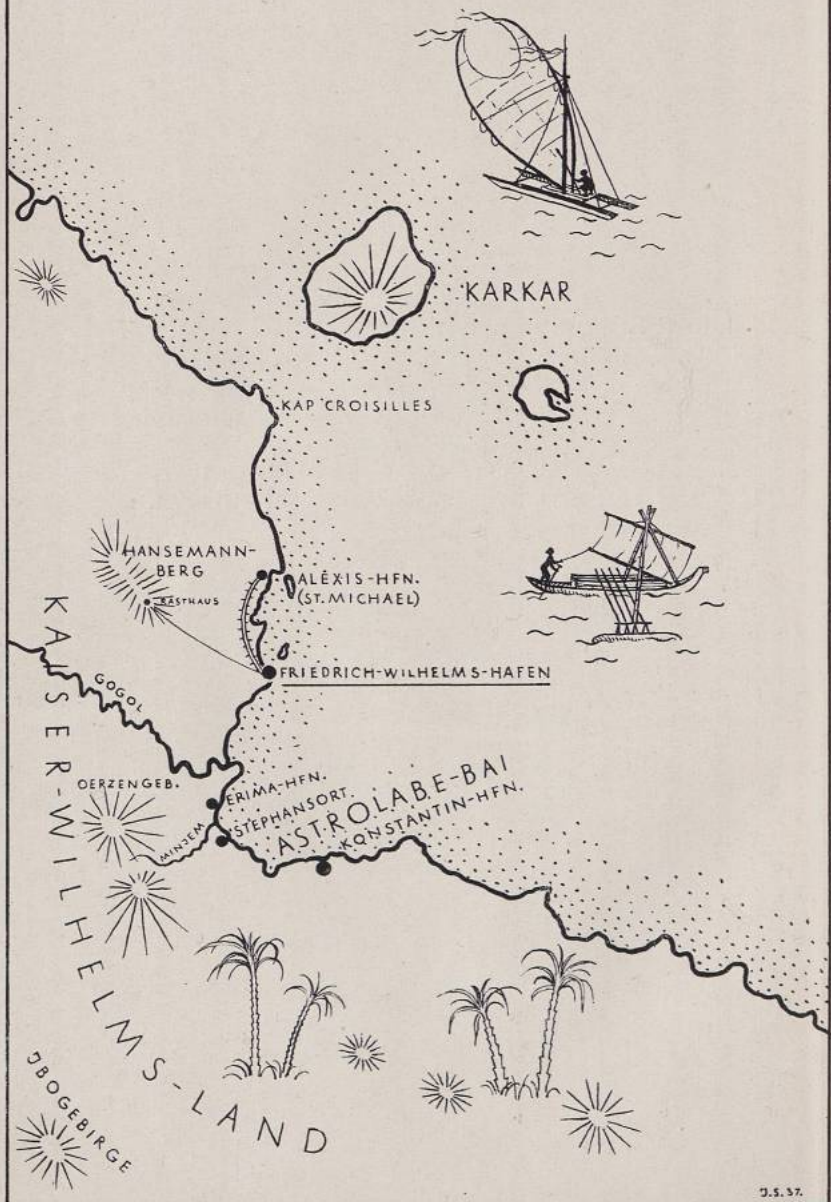
1. Karte der Umgebung von Friedrich-Wilhelms-Hafen auf Kaiser-Wilhelms-Land. Von der deutschen Verwaltung ist die von Friedrich-Wilhelms-Hafen nach Alexis-Hafen führende Autostraße und der nach dem Rasthaus auf den Hansemann-Berg führende Reitweg angelegt worden.

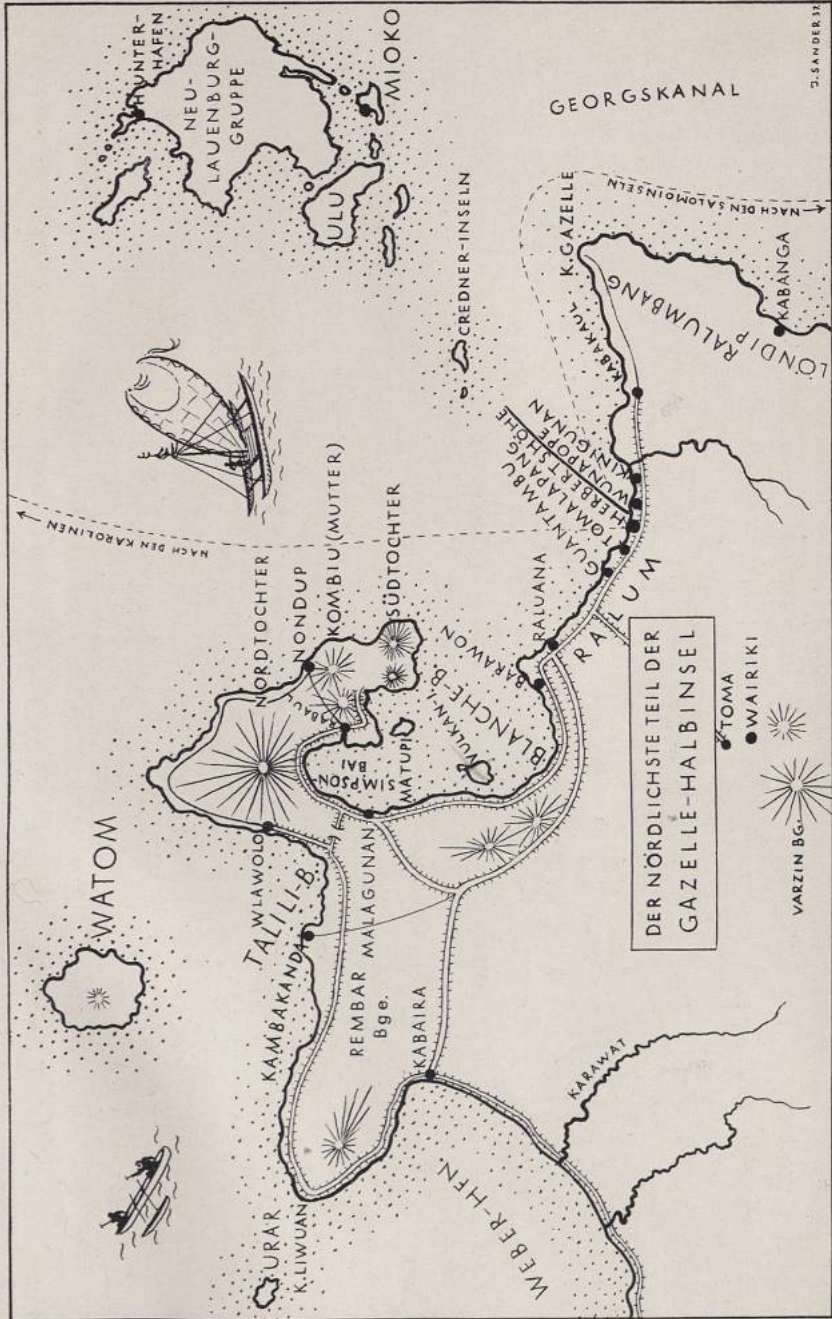
2. Karte des Nordteiles der Gazelle-Halbinsel und der Neu-Lauenburg-Gruppe mit dem von der deutschen Verwaltung angelegten Autostraßen- und Wegenetz.

ERKLÄRUNG:

STRASSE = 

WEG = 





DER NÖRDLICHSTE TEIL DER
GAZELLE-HALBINSEL

- TOMA
- WAIRIKI
- ★ VARZIN Bg.

NACH DEN KAROLINEN

GEORGSKANAL

UNTER-HAFEN
NEU-LAUBURG-GRUPPE
ULU
MIOKO

CREDNER-INSELN

WATOM

TALILIB.
KAMBAKANDI
REMBAR MALAGUNAN
Bge.

WEBER-HFN.

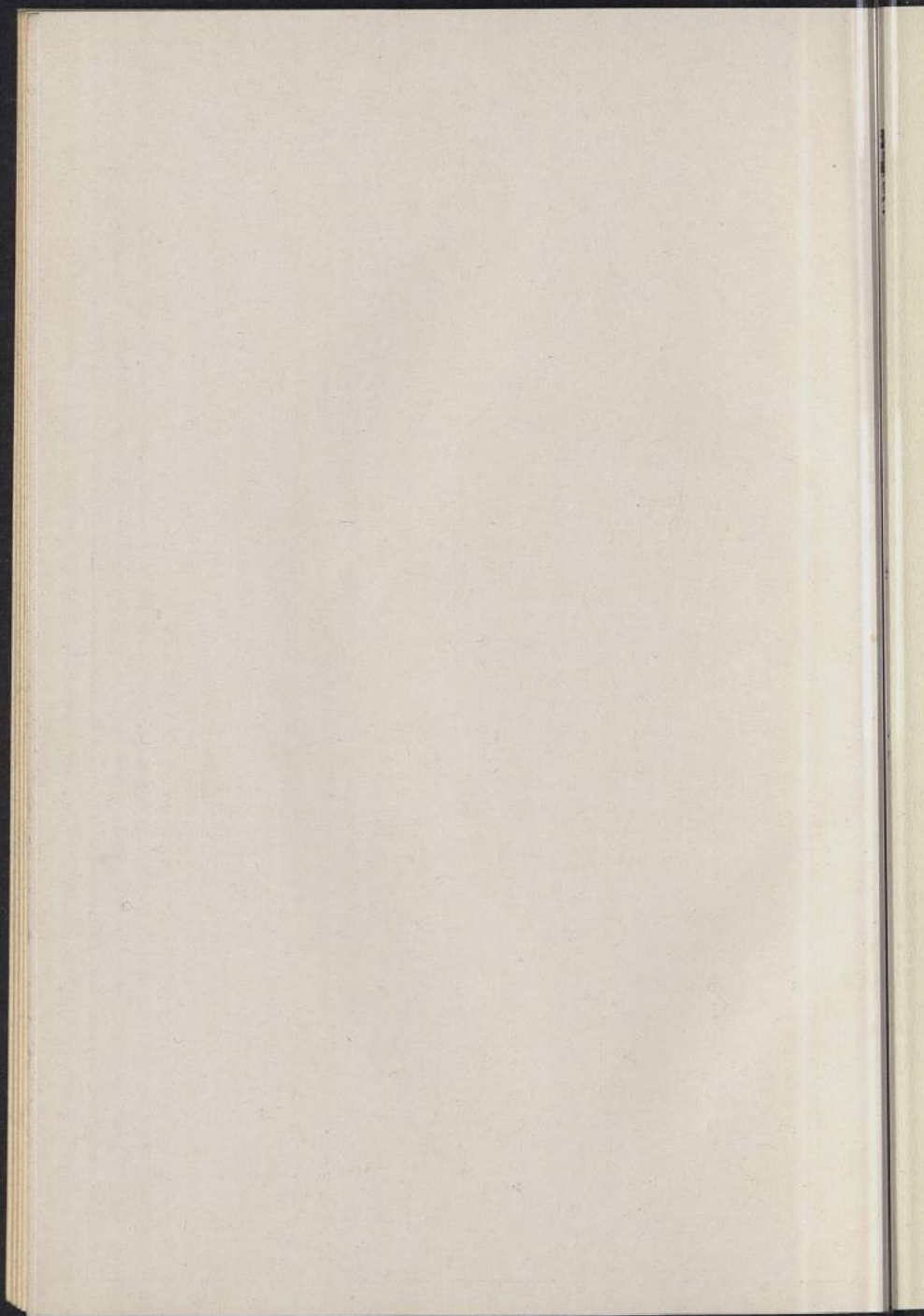
KARAWAT

K. GAZELLE
RALUMBANG
LONDI
KABANGA
NACH DEN SALOMINSELEN

GANTARU
TOMALAPANGHE
WONAROPANGHE
KINIGUAN
RALUANA
BARAWON
BLANCHE-B.

NORDTOCHTER
NONDUP
KOMBUI (MUTTER)
SÜDTOCHTER

GURAR
K. LIUAN



mt

